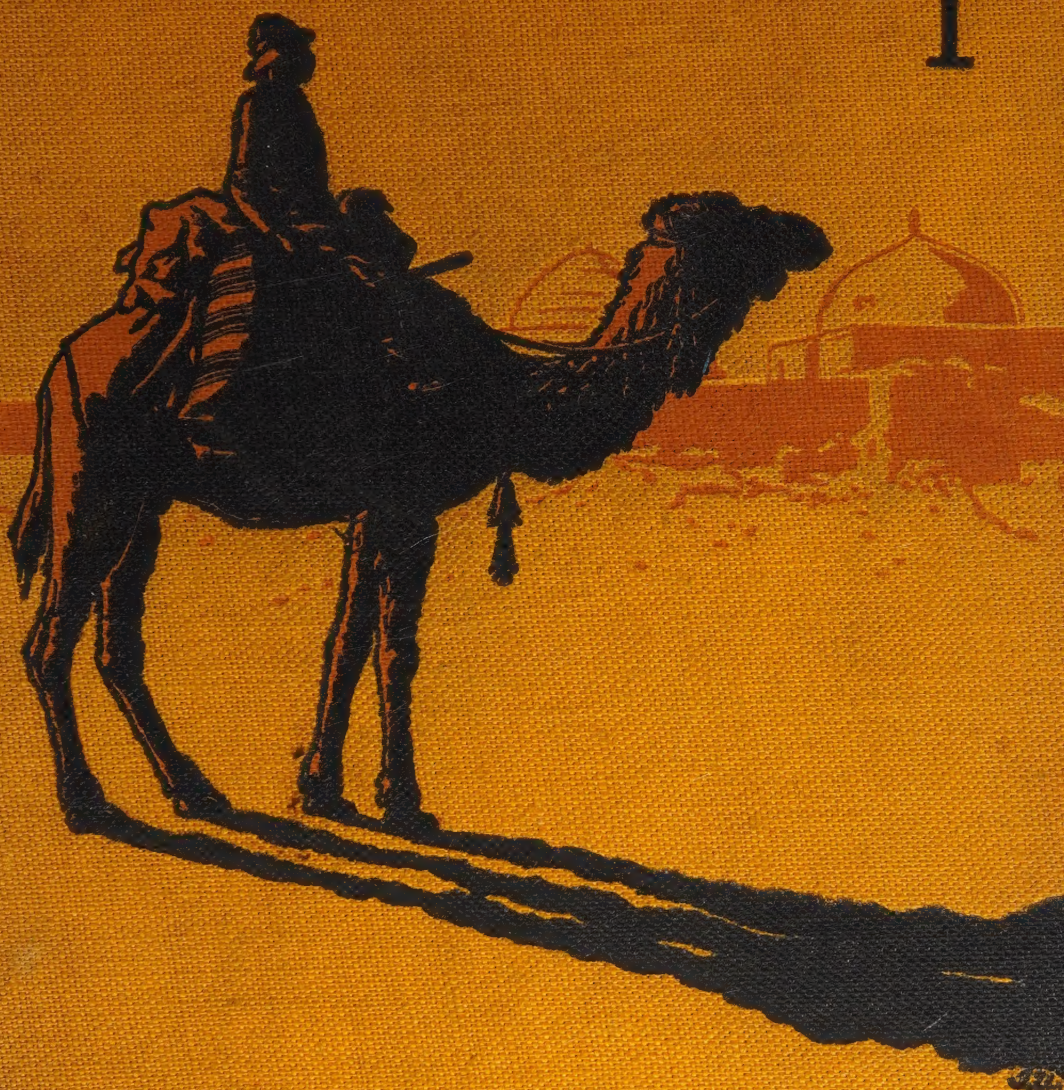


I



SVEN HEDIN.
ZU LAND NACH
INDIEN

Author.....Hedin, S.A..
Class. No.....DS 9 (1)
Accession No.....122142

THIS BOOK
WAS PRESENTED
TO
WESTFIELD COLLEGE
LIBRARY
BY
his daughter,
from the library
of
Dr. Hans Kimmel
1977

QMW Library



23 1066211 3





Digitized by the Internet Archive
in 2025

Zu Land nach Indien.

Erster Band.



Aufnahme von Dührkoop, Hamburg.

2142
0/2/77

Zu Land nach Indien

durch Persien, Seistan, Belutschistan.

Von

Sven Hedin.

Mit 308 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen,
Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit
2 Karten.

Erster Band.



Leipzig:
S. A. Brockhaus.

1910.



Vorwort.

Schon der Name Indien genügt, um die Phantasie des Lesers zu entflammen. Er glaubt, laue Winde in Palmen und Mangobäumen säuseln zu hören, und er denkt an das heiße Leben und den ewigen Kampf ums Dasein unter tropischen Dschungeln. Vor seiner Einbildung treten glänzende Züge indischer Fürsten auf, durcheinander wimmelnde Scharen braungebrannter Hindus, prachtvolle Elefantencarawanen, Tiger, die der Nachjucht des Jägers zu entfliehen suchen, goldene Pagoden und Marmortempel, weiß wie der Schnee des Himalaja.

Aber mein Buch heißt: „Nach Indien“! Es behandelt nur den Weg nach dem Lande der tausend Sagen! Und dieser Weg führt durch das uralte, öde, abgelebte Persien. „Aber,“ sagt man, „Persien ist ja das Land der Dichter und der Rosen; dort sangen Saadi und Hafis ihre herrlichen Lieder, dort erheben sich noch immer die Ruinen der prachtvollen Paläste der Achämeniden!“ Na, das ist wahr, und die Brennpunkte Irans sind auch schon unzählige Male beschrieben worden, von Herodot, der Bibel und den Keilschriften in Bistun, vom unsterblichen Marco Polo und vom ritterlichen Chardin an bis zum vielgereisten Houtum-Schindler, dem kühnen Vambéry und dem gelehrten Vord Curzon.

Aber ich vermeide absichtlich die Wege, die der Fuß anderer betreten hat. Und das ist heutzutage gar nicht so leicht, denn Persien ist nach allen Richtungen hin schon von Europäern durchquert worden.

Auf dem Wege von Trapezund nach Teheran ist es sogar unmöglich. Im Osten der Hauptstadt dagegen geht es leichter, denn dort liegen die Routen der Forscher weniger dicht nebeneinander. Die große Salz-
wüste wurde nur von zweien durchschritten.

Die eigentliche Forschungsreise fängt also erst von Teheran an, und da, vor den Toren Teherans, beginnt auch schon die Wüste. Dann ist auf dem ganzen Wege nach der Grenze Indiens nichts als Wüste!

Ich habe es versucht, dieses leblose Land so treu als möglich zu schildern. Besonders schenke ich meine Aufmerksamkeit der eigentümlichen Salzwüstenform, die Kewir genannt wird. Um das Problem ihrer Entstehung zu beleuchten, habe ich in einigen Kapiteln die Resultate, zu denen andere Reisende gelangt sind, zusammengestellt. Beim Aufsuchen dieses Materials hatte ich eine unerschöpfbare Hilfe an Dr. Otto Quelle in Gotha, der mit Hilfe seiner umfassenden Kenntnisse und seiner Belesenheit in asiatischer Literatur die Titel festgestellt und mir Auszüge aus Werken über Ostpersien besorgt hat. Meine Ansichten über Marco Polos Weg von Kuch-benan nach Tsin werden vielleicht Widerspruch finden — aber das kann ich nicht ändern!

Die beiden Karten sind von Oberstleutnant A. H. Byström gezeichnet, der weder Zeit noch Mühe gespart hat. Die erste Karte hat den Zweck, einen Überblick über den Verlauf meiner Reise zu geben. Der Spezialkarte liegen meine 232 Originalblätter zugrunde, von denen jedoch einige fünfzig aus Belutschistan aus politischen Gründen nicht benutzt werden durften, sowie die neuesten englischen und deutschen Karten. Der Survey of India hat nach den Originalblättern eine vorläufige aus elf Blättern bestehende Karte hergestellt. Nach demselben Original hat Oberstleutnant Byström während des vergangenen Jahres eine Detailkarte im Maßstab von 1:300 000 ausgearbeitet, die in einer wissenschaftlichen Arbeit in sieben Blättern erscheinen soll. Diese sieben Blätter nun liegen der hier veröffentlichten Spezialkarte zugrunde. Um ihre Übersichtlichkeit nicht zu beeinträchtigen, sind auf ihnen nur die wichtigeren Namen nebst allen Lagerplätzen eingetragen. Für andere Wüstengrenzen als diejenigen, die ich selber durchmessen

oder gekreuzt habe, kann ich aber nicht einsteuen. An manchen Stellen, z. B. in der nordwestlichen Kewir, sind die Grenzen überhaupt unbestimmt, und außer den großen Wüstengürteln gibt es ohne Zweifel noch viele kleinere. Das östliche Persien ist unendlich reich an Kewirgebieten; den meisten Reisenden, die das Land besucht haben, ist es aber nicht nötig erschienen, sie auf ihren Routenkarten anzugeben.

Mit seiner gewöhnlichen Gründlichkeit hat Dr. Nils Ekholm die Meereshöhen ausgerechnet. Eine große Anzahl davon ist auf der Spezialkarte angegeben, um das Verständnis der Terrainzeichnung zu erleichtern.

Die Gesteinsarten, von denen im Texte da und dort die Rede ist, sind nach den mitgebrachten Proben von Lektor Anders Hennig in Lund bestimmt worden.

Die Photographien sind bis auf wenige meine eigenen. Meine Zeichnungen mögen dazu beitragen, dem Leser einen Begriff von dem persischen Volkstypus zu geben — andere Ansprüche erheben sie nicht.

Allen Vorgenannten und meinem Vater, der, obgleich Invalide und 84 Jahre alt, das oft schwer leserliche Manuscript ins reine geschrieben hat, und meiner Schwester Alma, die das Register zur schwedischen Ausgabe ausgearbeitet hat, möchte ich meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Stockholm, 16. Oktober 1910.

Even Hedin.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort	V—VII
Erstes Kapitel. Streiftage in Batum	1— 12
Zweites Kapitel. Räuberleben an der Küste von Kischis	13 — 21
Drittes Kapitel. Trapezund	22— 29
Viertes Kapitel. Eine Wagenfahrt von 1300 Kilometern	30— 39
Fünftes Kapitel. Der uralte Karawanenweg nach Tabriz	40 — 49
Sechstes Kapitel. Ein Hochland mit Abfluß nach drei Meeren	50— 60
Siebtes Kapitel. Durch das verwüstete Armenien	61— 68
Achtes Kapitel. An der Dreikaiserecke	69— 79
Neuntes Kapitel. Im Heiligtum der Armenier	80— 88
Zehntes Kapitel. Das Grab Noahs.	89—103
Elfte Kapitel. An der Schwelle von Iran	104—112
Zwölftes Kapitel. Ein Kaisersohn	113 —126
Dreizehntes Kapitel. Zum größten Flusse Nordpersiens	127—135
Vierzehntes Kapitel. In Gesellschaft der Toten	136—145
Fünfzehntes Kapitel. In der Hauptstadt der Kadscharen.	146—156
Sechzehntes Kapitel. Der erste Schritt der Wüste entgegen	157—172
Siebzehntes Kapitel. Ein herrlicher Tag	173—179
Achtzehntes Kapitel. Das letzte Dorf am Wüstenrand	180—191
Neunzehntes Kapitel. Schneetreiben in der Wüste	192—204
Zwanzigstes Kapitel. Wüstennebel	205—219
Einundzwanzigstes Kapitel. Auf Irmwegen.	220—237
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Von der großen Salzwüste auf- gehalten	238—252
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Am Westrand der Kewir	253—263
Vierundzwanzigstes Kapitel. Führerlos	264—274
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Die Nachbarn der Sandwüste.	275—290
Sechsendzwanzigstes Kapitel. Ein Dorf in der Wüste	291—303
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Das Gebirge der tausend Täler	304—313
Achtundzwanzigstes Kapitel. Vorbereitungen zur Reise durch die Kewir	314—325

Neunundzwanzigstes Kapitel. Vergebliches Warten	326—343
Dreißigstes Kapitel. Eine nächtliche Wüstenreise	344—361
Einunddreißigstes Kapitel. Noch eine Nacht in der Kewir	362—376
Zweiunddreißigstes Kapitel. Im Wendepunkt der Reise	377—390
Dreiunddreißigstes Kapitel. Durch die Kewir nach Süden	391—407

Abbildungen.

Porträt des Verfassers. Aufnahme von Dührkoop, Hamburg. (Titelbild.)	
Bignette im Text. Eine Bewohnerin der Wüste	XII
1. Der Gepädwagen. 2. Meine Equipage auf dem Weg nach Trapezund	8
3. Ochsenkarren in der Nähe von Trapezund.	9
4. Meine erste Station.	20
5. Ein Mann der Eskorte. 6. Steinbrücke über ein Seitental	21
7. Armenische Kirche bei Hamši-köi	32
8. Stationshaus bei Hamši-köi. 9. Schöner Weg in der Nähe von Zigana	33
10. Primitives Dreschverfahren. 11. Türkisches Dorf zwischen Trapezund und Erzerum	44
12. Balkentransport auf dem Weg nach Erzerum. 13. Raft unterwegs	45
14. Frühstück der Pferde. 15. Tränken an einem Bach.	56
16. Türkischer Soldat. 17. Kurden	57
18. Kurdische Kinder	64
19. Der Ararat	65
20. Bajaset. 21. Tatarische Schönheiten	76
22. Tataren in Nachitschewan	77
23. Armenische Arbeiterinnen.	88
24. Tatarisches Mädchen.	89
25. Priester in Nachitschewan. 26. Mein Biergespann	96
27. Eine Karawane. 28. Eingang der „Blauen Moschee“ in Tabriz.	97
Bunte Tafel. Junge Tatarinnen	101
29. Die Göl-Mestichid.	112
30. Ali Muhamed, der 1909 abgesetzte Schah von Persien	113
31. Beschwerlicher Aufstieg. 32. Meine persische Eskorte auf dem Kaptan kuh	120
33. Totentransport auf dem Weg nach Kerbela. 34. Reichenkarawane in Amirabad	121
35. Meine neue Equipage. 36. Frachtwagen unterwegs nach Teheran	132
37. Persische Schönheit. Von einem Armenier aufgenommen	133
38. Persische Damen in Straßenanzug. Von einem Armenier aufgenommen	144
39. Schah Mussaffar-eddin	145
40. Meine Diener. 41. Beim Kamelhandel in Teheran	156
42. Meine persischen Kosaken und Gulam Hussein	157
43. Meschedi Abbas, der Kamelführer	168
44. Der alte Turm in Weramin	169

	Seite
45. Aus den Ruinen von Beramin	176
46. Derwisch in Beramin	177
47. Gulam Hussein mit meinem Reitkamel	188
48. 49. Kopf meines Reitkamels. Zeichnungen des Verfassers	189
50. Dem Rande der Wüste entgegen. 51. Dorf Kerim Chan	200
52. Die Karawane. 53. Tränken an einem Wasserlauf in Kerim Chan	201
54. Der Dorfschulze von Kerim Chan. 55. Frau in Kerim Chan. Zeichnungen des Verfassers	212
56. Die Strohkamele. 57. Im Lager	213
Panorama I. 1. Aussicht vom Kuh-i-nakschir nach Osten und Südosten. 2. Kuh-i-nakschir, Blick gegen Nordwesten und Norden. Zeichnungen des Verfassers	222
58. Beim Füttern am Abend	228
59. Zwischen Sargaustauden. 60. Lager bei Mulkabad	229
61. Auf der schwarzen Schlammkruste. 62. Wasserbecken in der Kewir	236
63. Regenwasser in der Wüste. 64. Meischedi Abbas trinkt die Kamele	237
65. Im Dorf Alem. 66. Frauen in Alem	248
67. Die männliche Bevölkerung von Alem	249
68. Die Vornehmsten in Alem	260
69. Freund Hadschi Hassan. Zeichnung des Verfassers	261
70. Bewachsene Dünen bei Alem	272
71. Mein Führer Kербелай Mabalai. 72. Lager Nr. 16	273
Panorama II. Die Sandwüste rings um Alem. 1. Aussicht nach Südosten und Osten. 2. Aussicht nach Süden und Südwesten. 3. Aussicht nach Norden. Zeichnungen des Verfassers	281
73. Landschaft nördlich vom Lager Nr. 16. 74. Weiter nach Osten	284
75. Kurze Kafi. 76. Lehnhäuser in Tschupunum	285
77. Am Teich von Tschupunum	296
78. Die neugierigen Dörfler	297
Panorama III (bunte lithographische Tafel). 1. Aussicht von Haus-i-patıl nach Norden über die Kewir. 2. Die Berge im Südosten von Tschupunum. 3. Der Kuh-i-schuturi von Rabat-gur aus. Aquarelle des Verfassers	302
79. 80. Hoffnungsvolle Jugend in Tschupunum. Zeichnungen des Verfassers	308
81. 82. Junge Mädchen. Zeichnungen des Verfassers	309
83. 84. Bewohnerinnen der Wüste. Zeichnungen des Verfassers	320
85. Meine beiden Hunde	321
86. 87. Aus der Fezd-Karawane. Zeichnungen des Verfassers	332
88. Die Jugend von Tschandak	333
89. 90. Männer aus der Salzwüste. Zeichnungen des Verfassers	344
91. Mein Führer Ali Murat mit seinen vier Kamelen	345
92. Gulam Hussein und eines meiner besten Kamele. 93. Mein primitives Zelt am Rande der Kewir	356
94. Ein Abambar. 95. Die Kamele marschieren auf	357
96. Der Führer Ali Murat. 97. Agha Muhamed und sein Diener beim Brotbacken. Zeichnungen des Verfassers	368

	Seite
98. Mein Begleiter Agha Muhamed. Zeichnung des Verfassers	369
99. Auf der gefährlichen Salzkruste. 100. Ali Murat und Gulam Hussein stoßen ein Loch durch die Salzkruste	376
101. 102. Sechzigjährige Männer aus Turut. Zeichnungen des Verfassers Panorama IV. Das Wüstendorf Turut. 1. Lößterrassen. 2. Weg in die Salzwüste; in der Ferne der Kuh-i-ser-i-kewir. 3. Lehmkuppeln. Zeichnungen des Verfassers	377
103. 104. Jünglinge von 22 Jahren. Zeichnungen des Verfassers	392
105. 106. Bewohner von Arusun. Zeichnungen des Verfassers	393
107. Spaziergänger in Arusun. 108. Opiumraucher	404
109. Ein „Steinwasser“ (Sengab)	405
Wignette im Text. Kinder in Chur.	407

Karte.

Übersichtskarte von Hedins Reise nach Indien 1905—1906. Gezeichnet von Oberst-
lieutenant A. G. Byström. Maßstab 1:5000000.



Erstes Kapitel.

Streiktage in Batum.

Wie stürmisch aufgeregt und dunkel erschienen mir die Wellen des Schwarzen Meeres, als ich Ende Oktober 1905 auf einem russischen Schiffe von Konstantinopel nach Batum fuhr; wie friedlich, gastlich und freundlich waren sie aber, wenn man sie mit den Wogen verglich, die in sinnloser, haßerfüllter Wut das Meer von Menschen bewegten, das die nördliche und östliche Küste des Schwarzen Meeres bewohnt!

Der Dampfer „Swjatoi Nikolai“, der „Heilige Nikolaus“, der außer mir und ein paar andern Passagieren eine gewaltige Ladung nach Batum beförderte, schaukelte wie eine Nußschale über bergeshoch sich auftürmende Fluten hin. Ich hätte kaum geglaubt, daß das Kara Denis der Türken, das Tschernoje More der Russen so bewegt sein könne. Schon an der Krim wurden wir einige Reisende los, und von Noworossijsk an waren nur noch drei Passagiere in der ersten Kajüte, Oberst Ileschenko, Konsul Alimovitsch, der auf dem Wege nach seinem neuen Posten in Bajaset war, und der Verfasser. Während des letzten Teils der Seereise sahen wir nicht viel voneinander — die See ging zu hoch, man mußte ein Akrobat sein, um nach dem großen Salon zu gelangen, und man zog daher die horizontale Lage in seiner Kabine vor. Meine Luke liegt an Backbord; bei jedem Rollen taucht sie ein paar Meter unter Wasser, aber zwischen diesen Tauchungen sehe ich in einer Entfernung von einigen Kabellängen die

Umriffe der Küste und die bewaldeten Rämme des Kaukasus, die zum Teil schon mit Schnee bedeckt sind und in eisigem Weiß in der Sonne erglänzen.

Vor Poti nimmt die Heftigkeit des Sturmes noch zu; der Himmel ist blauschwarz, und der Regen prasselt auf das Deck und gegen die Salonfenster; aber jetzt haben wir nur noch drei Stunden zu fahren. Um Mitternacht stampft das Schiff in den Hafen von Batum hinein.

Welch unangenehmes Landen! Sturzregen, Stockfinsternis, die keine Laterne durchbringt, alles still und leblos, keine Träger, keine Droschken, und — was das Allerschlimmste ist — die Nachricht, daß seit drei Tagen aller Eisenbahnverkehr aufgehört hat. Mit einem Wort: Generalstreik, der alle Gebiete körperlicher Arbeit und den ganzen Handel umfaßt.

Dennoch wagten es ein paar mutige Hafenarbeiter unter dem Schutze der Dunkelheit, gegen eine recht angemessene Entschädigung mein Gepäck zu tragen und mich nach dem nächsten Hotel zu bringen, einer wahren Räuberhöhle voller Vagabunden und Gefindel. Wenn man sie als Streifbrecher ertappe, würden sie ohne Erbarmen erschossen werden, versicherten unsere Träger, und ihre Worte enthielten, wie wir später erfuhren, keine Übertreibung.

Ich war auf der Reise nach Teheran. Aber warum in aller Welt wählte ich gerade jetzt den Weg durch Kaukasien, die unruhigste aller Ecken des großen Rußland, kann man berechtigterweise fragen. Ja, als ich am 25. Oktober Konstantinopel verließ, herrschte in Rußland verhältnismäßig Ruhe, und die Eisenbahnen waren noch in Betrieb. Mein Ziel war Tibet, und ich hatte beschlossen, zu Land nach Indien zu reisen. Nach Persiens Hauptstadt standen mir drei Wege offen: 1) Batum=Tiflis=Baku=Rescht=Teheran; 2) Batum=Tiflis=Erivan=Nachitschewan=Tabris=Teheran und 3) Trapezund=Erzerum=Bajaset=Choi=Tabris=Teheran. Den ersten Weg kannte ich schon von früher her und wollte ihn daher vermeiden. Der Weg nach Trapezund war nach den Mitteilungen, die mir Dr. Martin von der schwedischen Gesandtschaft in Konstantinopel gemacht hatte, jetzt

im Herbst durch Regen, Schnee und angeschwollene Flüsse so gut wie zerstört, und auch der persische Gesandte Mirza Riza Chan riet mir von dieser langen, anstrengenden Fahrt über die Gebirge Kleinasiens ab. Daher und um Zeit zu sparen, wählte ich den Weg über Erivan und hätte also von Batum nur fünf Reisetage nach Tabriz und vierzehn nach Teheran gehabt. Doch in den Sternen stand es anders geschrieben, und anstatt meine Reise nach der Residenz des Schahs durch diesen Weg abzukürzen, verlor ich einen halben Monat an der Küste von Kolkhis. —

Wir verbrachten die Nacht im Hotel „Verjal“, unserer Räuberhöhle, die Wind und Wetter offenstand, und wo Wirte wie Gäste Gefahr liefen, als Streifbrecher behandelt zu werden. Doch früh am andern Morgen zog ich ins Hotel „Frantsia“, um ein anständiges Dach über dem Kopfe zu haben. Das Hotel war geschlossen und verriegelt, das Dienstpersonal war ausgerissen, und nur der Wirt und zwei halbwüchsige Jungen hatten auf ihren Posten ausgeharrt. Ein Zimmer wurde mir freilich angewiesen, sonst aber hatte ich für mich selbst zu sorgen, so gut es eben gehen würde.

Die Bewirtung war mehr als dürftig; es gab Wein und Brot, das der Wirt auf Lager hatte, und kalten Stör, der bereits einige Tage alt war. Lebensmittel waren für kein Geld zu haben, Feueranzünden war verboten, nur der Samowar durfte morgens und abends angesteckt werden. Nicht einmal Waschwasser gab es; alle „Sutshis“, die sonst Wasser in der Stadt umhertragen, hatten mit den andern Arbeitern gestreift, und ich mußte mich mit Mineralwasser waschen; hier herrschte ein Wassermangel wie in einer Wüste, obgleich draußen das Meer stürmte.

In der „Frantsia“ wohnte auch ein grusinischer Fürst; schon am ersten Abend wurden wir die besten Freunde und „soupierten“ zusammen. Er versprach mir auf Ehre und Gewissen, mich durch Grusiens Wälder und über den Surampaf wohlbehalten nach Tiflis zu bringen — offenbar weil er selbst ein Räuberhauptmann war und mit den Aufwiegeln unter einer Decke steckte. Ich aber bedankte

mich für seine Dienste, wozu mir meine beiden russischen Reisegefährten gratulierten, die es als selbstverständlich ansahen, daß ich ziemlich bald bis auf die Haut ausgeplündert worden wäre, wenn ich mich auf den Vorschlag eingelassen hätte. Nein, hier half nichts anderes als Geduld. Geduld! flüsterte es in den Palmen und Magnolien des Strandes, Geduld! sang die Dünung vom Meere her; ja, die Geduld eines Engels war erforderlich, um in diesem elenden Batum auszuhalten!

Bereits am ersten Tage, dem 31. Oktober, wurde ich einigermaßen über die Lage unterrichtet. Es wurde mir klar, daß es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Streik handelte, sondern um eine politische Bewegung sehr ernster Art. Die Stadt lag wie in schwerem, totenähnlichem Schläfe da, und mit Ausnahme einzelner Schüsse war es still auf den langweiligen, mit Kieselsteinen gepflasterten Straßen, wo sonst der Lärm der Droschken und Lastfuhrwerke zwischen den einförmigen, häßlichen Häuserreihen widerhallte. Alle Verkaufsläden und Geschäftslokale waren mit Fensterläden, Riegeln und Schlössern verwahrt. Ein Grusinier, der durch eine Hintertür seinen Kunden heimlich Waren verkaufte, erhielt von dem Streikomitee die schriftliche Anzeige, daß er zum Tode verurteilt sei und am nächsten Tage erschossen werde. Durch derartige Drohungen, denen blutige Taten folgen, wurde ein mustergültiger Gehorsam aufrecht erhalten. Die Bürger der Stadt halten sich in ihren Häusern; nur Bummler, Gefindel aus aller Herren Länder und Spione lassen sich im Freien sehen; weibliche Wesen sieht man gar nicht, höchstens die Art, die der Hefe angehört. Volksversammlungen und Zusammenkünfte sind verboten, nur kleine Gruppen Arbeiter zeigen sich hier und dort. Vergeblich schaut man aus nach einem Pferde mit einer Last, nach einem mit Trauben beladenen Esel, einem Obsthändler oder nach einem Hausierer. Kommt eine Droschke angefahren, so ist der Kutscher ein Soldat, neben dem eine geladene Flinte liegt, und die im Wagen Sitzenden sind Offiziere. Hallen Pferdehufschläge auf dem Pflaster wider, dann sind die Reiter bis an die Zähne bewaffnete

Rosafen. Alle öffentlichen Gebäude sind von Soldaten bewacht, und sowohl innerhalb wie außerhalb der Türen der Banken stehen starke Patronillen. Als ich meinen grusinischen Portier fragte, weshalb die Eingangstür des Hotels auch bei Tag verschlossen sei, antwortete er, daß man jeden Augenblick überfallen und totgeschlagen werden könne, wenn man sich nicht in Verteidigungszustand setze. Auch hier standen einige Soldaten, die einsilbig oder überhaupt nicht antworteten, wenn man sie anredete. Zehn- bis zwölfjährige Knaben durchstreifen die Straßen; äußerlich sehen sie ganz unschuldig aus, aber in Wirklichkeit sind sie abgerichtete Spione des Streikkomitees, die alle aufschreiben und anzeigen, welche die Streikbefehle übertreten. Sogar die ausländischen Konsulate halten ihre Häuser verschlossen, und nur durch die Hintertür kann man zu den Konsuln gelangen — wenigstens war es so bei den beiden, die ich besuchte. Der eine war der schwedische Konsul, der vor kurzem nach Tiflis gereist war, um sich von dem Bisse eines tollen Hundes heilen zu lassen — hier war entschieden alles toll geworden! Bei Nobels war man jeden Augenblick darauf gefaßt, daß die Naphthareservoirs angesteckt und Bomben ins Kontor geworfen werden würden, besonders seit man den Befehl erhalten hatte, den Behörden Petroleum zu liefern.

Ein Kaufmann kann nicht nach seinem Kontore gehen; tut er es, so schreiben ihn die spionierenden Burschen auf, und im besten Fall werden ihm alle Fensterscheiben eingeworfen und er erhält obendrein eine gehörige Tracht Prügel; andernfalls wird ihm brieflich angezeigt, daß er eine bestimmte Summe Geldes zu zahlen habe, wenn er mit dem Leben davorkommen wolle. Die Banken zu besuchen, galt als eine sehr riskante Sache — man lief Gefahr, auf dem Heimweg ausgeraubt zu werden. Dennoch holte ich mir von der Tifliser Handelsbank Geld auf meinen Kreditbrief und gelangte unbehelligt wieder nach Hause.

Neben dem wirtschaftlichen Streik, der, was die Eisenbahnarbeiter betrifft, eine Erhöhung des Monatslohns um 40 Prozent, von 25 auf 35 Rubel bezweckt, arbeiten die Terroristen mit unglaublicher Energie

für ihre eigenen, weitausschauenden Pläne. Sie benutzen die allgemeine Unzufriedenheit und wiegeln die unkritischen Massen durch revolutionäre Reden in geheimen Versammlungen auf. Sie behaupten, daß der Zar abgesetzt und Witte Präsident der russischen Republik sei. Das Volk werde jetzt selbst die Macht an sich reißen, alles Eigentum solle gerecht verteilt werden; die Armen würden Grund und Boden und ihr sicheres Brot erhalten, Tyrannei, Autokratie und Sklaverei aber würden ausgerottet werden! Derartige Reden begrüßt die Menge, die Gold und grüne Wälder in naher Zukunft winken sieht, mit stürmischem Jubel. In jedem Menschen, den man auf der Straße trifft, kann man einen Terroristenführer oder einen seiner Handlanger vermuten. Man betrachtet einander mit mißtrauischen Blicken — alle Bewohner der Stadt scheinen auf etwas Außerordentliches, etwas Entsetzliches zu warten, das den Ungerechtigkeiten der alten Zeit mit einem Schlag ein Ende machen wird. In den Gesichtszügen der vornehmern Kaukasier — meistens Grusinier in langem, in der Taille anschließendem Rock, mit der üblichen Pelzmütze und zwei Reihen Patronenhülsen auf der Brust — liest man Befriedigung. Sie freuen sich sichtlich darüber, daß die russischen Behörden mit so ernstern Schwierigkeiten zu kämpfen haben; sie hoffen und erwarten, daß die russische Herrschaft über ihr ehemals freies Kaukasien aufhören werde, und sie sehnen sich nach der Wiederkehr eines Befreiungskampfes, wie er sich Mitte des vorigen Jahrhunderts unter der Führung des unsterblichen Schamil ruhmreich aber hoffnungslos abgespielt hat.

Der Gouverneur hat Befehl erlassen, daß sich niemand, wer es auch sei, nach 6 Uhr auf der Straße zeigen dürfe; es wäre auch ein zweifelhaftes Vergnügen, denn die Straßen sind stockfinster und man kann jeden Augenblick totgeschossen werden. Keine Zivilperson darf bewaffnet gehen. Sobald die Terroristen das Vorhandensein eines Revolvers ahnen, sind sie sofort bei der Hand und bemächtigen sich der Waffe für ihren eigenen Bedarf; sie sollen sich auf diese Weise einen ganz ansehnlichen Waffenvorrat verschafft haben. Kosaken und Soldaten haben Befehl, alle Schußwaffen, die nicht Militärpersonen

gehören, unbarmherzig mit Beschlag zu belegen. An diesem 31. Oktober wurden in Batum acht Personen ermordet, darunter fünf Soldaten und ein Gendarm, und fünfzehn verwundet. Der diensttuende Chef der Polizei wurde von einer Schar überfallen und erhielt einen Schuß in die Stirn, wurde aber durch den Schirm seiner Mütze vor dem Tode bewahrt. Er hatte so viel Geistesgegenwart, daß er sich vom Pferde fallen ließ und wie tot liegen blieb, sonst hätte er noch ein paar Kugeln in den Leib bekommen. Es kam zum Handgemenge, das dreien der Angreifer das Leben kostete und bei dem mehrere verwundet wurden. Dies geschah um die Mittagszeit. Schon nach zweitägigem Aufenthalt fragt man nicht mehr viel nach dem Schießen, obgleich die Schüsse einen unangenehmen Eindruck machen, namentlich wenn sie in der stillen Nacht fallen. —

Am Abend kam es im Türkenbasar zu einem heftigen Streit. Etwa hundert Kosaken sprengten auf dem Wege dorthin unter meinen Fenstern vorbei. Eine Salve nach der andern wurde abgegeben, meistens freilich in die Luft, so daß nur wenige verwundet wurden, worauf dann der Platz mit der Magaka, der Lederpeitsche der Kosaken, gesäubert wurde. Am selben Abend hallten von dem Geschwader 20 Kanonenschüsse wider, die krachten, daß die Fenster in ihren Rahmen klirrten — eine Erinnerung an Rußlands Macht und ein Drohen mit Bombardement im Falle blutigerer Unruhen. Die Scheinwerfer der Kriegsschiffe blitzen die ganze Nacht über die Häuser der Stadt hin; die dem Meere zugewandten Fassaden wurden glänzend beleuchtet; hier und dort schillerte ein türkisches Minarett blendend weiß über dunkeln Silhouetten. In horizontalen Strahlen gleiten diese bläulichweißen Lichtbündel mit kaltem Schein suchend über Batum — die Panzerschiffe haben ihre spähenden Augen von Feuer und Eisen auf die gärende Stadt gerichtet. Auf diese Weise wurde auch ein Teil der Finsternis in Batum erhellet, wenigstens in den Straßen, die mit den Lichtstrahlen parallel lagen.

Der schrille Ton einer Bootspfeife durchschneidet die nächtliche Stille; sie wird aus einiger Entfernung beantwortet und nach einer

Weile, kaum hörbar, aus noch weiterer Ferne. Vermutlich sind es die Wächter der Ordnung, die einander benachrichtigen. Ein Schuß hallt unter meinen Fenstern wider, das Klappern von Pferdehufen verhallt, alles ist wieder still; ist noch ein Menschenleben geopfert worden? Ein friedlicher Türke aus Trapezund kam am 1. November hier an, hatte den türkischen Basar besucht und war auf dem Weg nach seinem Nachtquartier. Zwei patrouillierende Kosaken ritten am Abend an ihm vorbei und riefen ihm „Stoj“ (Halt!) zu. Der Mann beschleunigte seine Schritte, vielleicht in dem Glauben, daß jenes Wort eine Aufforderung zum Schnellergehen sei. Ein zweiter und ein dritter Zuruf blieben ohne Wirkung. Nun ist der Kosak angewiesen, zu schießen, wenn der Angerufene auch der dritten Warnung nicht gehorcht. Von zwei Kugeln durchbohrt sank der Türke tot auf das Pflaster nieder.

In Gesellschaft des Obersten und des Konsuls verbrachte ich die Tage aufs beste, und manchmal machten wir aus reiner Neugier in vorgerückter Stunde Streifzüge durch die dunkeln Straßen — wenn man einen Oberst in Uniform bei sich hat, ist die Sache nicht so gefährlich. Am Abend des 1. November blieben wir länger als gewöhnlich aus, da wir den Strandboulevard besuchten. Das Meer ist ruhig, und am Ufer spielen sorglos einige Kinder, ein greller Kontrast gegen den Belagerungszustand in dieser aufrührerischen Stadt. Der Boulevard prangt in beinahe tropischem Grün, Araukarien, Magnolien und Palmen verleihen ihm ein durchaus südliches Gepräge. Der Abend ist frisch, die Luft klar und rein, ebenso das Wasser; die Mondsichel steigt über Batum auf, um vergeblich mit der Finsternis in der Stadt zu kämpfen. Hier und dort beginnt ein Stern zu funkeln. Wie eine Feuersbrunst über dem glatten Horizont des Meeres glühend, ist die Sonne eben hinter Trapezund versunken; aber sie hat noch einen brandgelben Schein hinterlassen, der sich in den Fluten des Schwarzen Meeres widerspiegelt. Überall Schweigen und Stille. Ein Dampfer bewegt sich langsam nach Trapezund hin; seine Umrisse heben sich schwarz von dem Widerschein ab, der über



1. Der Gepäckwagen. (S. 28.)



2. Meine Equipage auf dem Weg nach Trapezund. (S. 28.)



3. Ochsenkarren in der Nähe von Trapezund. (S. 80.)

der Dünung zittert. Ein wunderbar schönes, fesselndes Bild, das uns einen Augenblick mit den Zuständen in dem unwirtlichen Batum ausfühnt. Im Norden zeichnet sich der Kamm des Kaukasus mit seinen Firnsfeldern schwach und leicht wie ein Traum, eine Ahnung, in hellen, rosigen Farben ab; im Nordwesten verschwindet das Gebirge wie zerfließender Nebeldunst. Das Meer ist spiegelblank, die Berge feierlich wie Geister, kein Lufthauch ist zu spüren, die Stadt ist wie ausgestorben — vollständiger Friede umgibt uns in diesem Lande, wo nur die Menschen voller Bosheit sind. —

Am folgenden Tag wohnte ich einer Beerdigung bei. Ein „Gorodowoi“, ein Polizist, war erschossen worden und sollte mit militärischen Ehren begraben werden. Schwache Weihrauchwolken drangen aus dem geöffneten Portal der kleinen Kirche und ließen die ganze Feier wie aus einem mystischen Nebel hervortreten. Ohne jeden Blumenschmuck stand der silberweiße Sarg zwischen brennenden Randelabern, bärtigen Priestern und Chorsängern, welche die ergreifende Beerdigungshymne „Gospodi pomilui“ mit tiefem Bass anstimmten. Endlich war die Feier beendet, und der Mann, der auf seinem Posten den Tod gefunden hatte, sollte zu Grabe geleitet werden. Der Zug setzt sich in Bewegung; voran schreitet ein Geistlicher mit einem großen Kreuzifix, der zweite trägt einen Kranz, der dritte und der vierte balancieren eine Heiligenfahne, darauf folgt der Pope, ein kleines Kreuz in der Hand, und dann kommt der Sarg, den höhere Offiziere, darunter auch der Gouverneur General von Barkau, zu Grabe tragen. Hinter der Bahre gehen die Leidtragenden und Freunde, eine Kompanie Soldaten und zwei Musikkorps, die abwechselnd Trauermärsche spielen, eintönige, schwermütige russische Musik, aber poetisch, ergreifend; wunderbar schön hallt sie in der stillen Straße, wo alles Leben erstarrt ist. Als letzte im Zuge folgt eine Abteilung reitender Kosaken, und auf beiden Seiten der gaffende Pöbel, zu dem auch ich gehöre. Wer war der Tote? Sühnte sein plötzliches Ende ein begangenes Verbrechen? Nein, er war unter Tausenden ein Opfer eines veralteten Systems, das wohl ebenso wie er auf dem Wege zum Grabe ist.

Bald verließen der Gouverneur und die übrigen Offiziere ihre Plätze hinter dem Sarge, die nun von Kameraden des Toten eingenommen wurden. An einer Straßenecke wartete ein Wagen; der Gouverneur stieg mit einem Adjutanten ein, und der Wagen fuhr in fliegender Eile davon, so schnell, daß nur sehr sichere Schützen die Fahrenden hätten treffen können. Langsam und feierlich schritt der Leichenzug die Straße hinab, die Klagetöne der Musik wurden schwächer, und schließlich verschwanden die letzten weißen Uniformen in der Ferne.

General von Barkau war die personifizierte Liebenswürdigkeit und zeigte inmitten all der Unruhe, die ihn umgab, eine großartige Gemütsruhe. Seine charmante Gemahlin und seine liebenswürdigen Töchter schwebten jedoch in beständiger Angst um sein Leben und verließen ihn nicht einmal, wenn er, mit Arbeit überhäuft, in seinem Amtszimmer weilte. Er war einer der Männer, die mit kalter Ruhe auf ihrem Posten zu sterben wissen. Er war in weit höherem Grade als irgendein anderer der Gefahr ausgesetzt, denn während eines Generalfreiks richtet sich der Haß natürlicherweise ganz besonders gegen das Militär und die die Ordnung wahrende Behörde, jene beiden Kräfte, die der Anarchie und der Pöbelherrschaft entgegenarbeiten.

Am 3. November endlich ein Lichtblick in meiner Gefangenschaft! Ich erwachte von dem Lärm auf der Straße, Iswoschtschiks (Kutscher) und Arbeitswagen waren unterwegs, Ochsenfarren rasselten über die Pflastersteine, Kaufleute und Wasserträger gingen auf der Straße, Perser liefen mit Teppichen auf dem Rücken umher, Tataren boten ihren Kram in Tragkörben aus, Grusinier verkauften Weintrauben, Wassermelonen und andere Früchte und priesen ihre Waren mit gellenden Ausrufen an, Bettler zeigten sich in größerer Anzahl als sonst — alle sahen vergnügt und zufrieden aus, waren sie doch dieses nutzlosen Streiks herzlich müde. Das Hotelrestaurant war voller Gäste, die sich auf dem erhöhten Trottoir vor dem Hotel unter einem Zeltdach an kleinen Tischen niedergelassen hatten, um sich an dem neu erwachenden Leben und Treiben zu erfreuen, das unter solchen Umständen jedem

anziehender erschien als ein Karneval! Unglücklicherweise ist heute gerade „Praschnik“, der Jahrestag der Thronbesteigung des Zaren, und, was noch schlimmer ist, morgen haben wir einen der großen Festtage der russischen Kirche, das Fest der „Muttergottes von Kasan“, übermorgen aber ist Sonntag. Es ist wirklich Pech, daß drei Festtage unmittelbar auf die sechs Streiktage folgen müssen! Viele Kaufleute hielten jedoch ihren Laden offen, und man konnte alles bekommen, was man zu erhalten wünschte. Ganz Batum hatte geflaggt, und die Garnison zog mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in die Kirche, wo aus Anlaß des wichtigen Tages Gottesdienst abgehalten wurde. Aber das, was mir das Allerwichtigste war, der Bahnverkehr war noch in daselbe Dunkel gehüllt wie bisher, und niemand hatte auch nur eine Ahnung, wann ein Zug nach Tiflis abgehen würde. Allerdings konnte ich jetzt umherfahren und mir die kaukasisch-levantinische Ausstellung verschiedenartigster Volkstypen ansehen, die sich auf den Straßen bewegte und bei der die hohen, breitschulterigen Grusiner und die Imeretiner in ihren kleidsamen Trachten, die den harmonischen Körperbau zu vollem Rechte kommen lassen, den Schönheitspreis verdienen.

Mir aber war es jetzt nur darum zu tun, nach Tiflis zu gelangen. Wie wir auch warteten, die Eisenbahnstation lag immer noch ebenso tot und verlassen da und wurde noch ebenso unerbittlich von Militär bewacht wie in den letzten Tagen. Die über den Rion führende Brücke war gesprengt, und das Bahngelände an mehreren Stellen aufgerissen. Eine Abteilung Pioniere nach der andern wurde zur Ausbesserung der Bahnlinie sowohl von Batum wie von Tiflis abgesandt, doch während man an einer Stelle arbeitete, wurden die Schienen an einer andern aufgerissen! Als man von Kutais einen großen Militärzug nach Poti schickte, entgleiste er schon, als er die erste Station noch nicht erreicht hatte. Dreißig Personen wurden getötet oder schwer verletzt. Die Bahn war hier auf sehr schlaue Weise unfahrbar gemacht worden. Das Geleise lag, wie es sollte, und alles schien in schönster Ordnung zu sein, aber auf einer

über 200 Meter langen Strecke waren die eisernen Krampen, mit denen die Schienen an den Schwellen befestigt sind, entfernt worden. Die Lokomotive und die ersten Wagen passierten die Stelle ohne Beschädigung, der übrige Zug aber wurde zertrümmert.

Unter solchen Verhältnissen versprach meine Reise nach Tiflis nicht besonders angenehm zu werden; aber ich war fest entschlossen, mich dessenungeachtet dorthin zu begeben. Täglich liefen Berichte ein, daß Pioniere während der Arbeit von den Aufriührern überfallen worden seien und daß blutige Zusammenstöße stattgefunden hätten. Die ersten Züge, die nach Tiflis abgingen, sollten mit starker Bedeckung gefahren werden, und man erzählte, daß aus Tiflis 5000 Mann zum Schutze der Bahnlinie abgegangen seien.

Am Abend des 4. November besuchte ich wieder den Gouverneur, der erklärte, daß in drei Tagen wahrscheinlich ein Zug werde fahren können, daß er aber lange unterwegs sein werde und daß bei allen zerstörten Strecken und gesprengten Brücken umgestiegen werden müsse. Um ganz sicherzugehen, telephonierte er noch an den Obergeringieur der Bahn und erfuhr, daß die Verbindung zwischen Poti und Kutais wiederhergestellt sei und man aller Wahrscheinlichkeit nach werde von Kutais nach Tiflis kommen können.

Ich beschloß daher sofort, mit dem Dampfer, der am selben Abend nach Odessa ging, nach Poti abzufahren. Der Gouverneur war so freundlich, mich mit einem Dokument zu versehen, das mich berechtigte, mit dem ersten besten von Poti abgehenden Militärzug zu reisen. In fliegender Eile suchte ich meine beiden russischen Reisegefährten auf; wir hatten nur eben noch Zeit, unsere Sachen zu packen, unsere Rechnung zu bezahlen und an Bord zu eilen, bevor der Dampfer auf das dunkle Meer hinaussteuerte.

Zweites Kapitel.

Räuberleben an der Küste von Kolkhis.

In strömendem Regen und pechschwarzer Dunkelheit landeten wir mitten in der Nacht in Poti. Hier gab es wenigstens Droschken. Meine Reisegefährten fuhren in die Stadt, ich aber mußte erst mein großes, 350 Kilo schweres Gepäck in einem Speicher unter Dach bringen, ehe ich ihnen folgen konnte. Die beiden Rionbrücken passierten wir mit heiler Haut; doch als wir in die erste Straße einfuhren, wurde mein Wagen von Kosaken angehalten, denen ich verdächtig erschien und die mich nicht eher weiterfahren ließen, als bis sie meine Personalien einer sorgfältigen, vorschriftsmäßigen Feststellung unterzogen hatten. Alle Hotels waren überfüllt mit Reisenden, die auf Fahrgelegenheit nach Tiflis warteten, und erst gegen Morgen konnte ich im „Tewropeiskija Nomera“, einem Hotel vierter Klasse, ein erbärmliches Stübchen erhalten. Das im Besitz abenteuerlich aussehender Grusinier befindliche Hotel ist auf allen Seiten von Wasser umgeben und durch eine schmale Brücke mit der Straße verbunden.

Ununterbrochen regnet es weiter; die Seen und Sümpfe zwischen den Häusern schwellen an und machen selbst den kürzesten Spaziergang unmöglich. Die ganze Stadt Poti ist dumm und unpraktisch angelegt. Sie liegt viel zu weit von der Landungsbrücke, was für Reisende, die um 1 Uhr nachts ankommen, höchst unbequem und für die, welche von hier abreisen wollen, noch schlimmer ist.

In diesem Höllennefte verweilten wir vier Tage in Gesellschaft von Ratten, die so groß waren wie Kaninchen. Wir ließen uns nicht entmutigen und waren brillanter Laune, ja, ausgelassen wie Studenten. Bald gelang es dem Oberst, bald dem Konsul, eine Büchse Sardinen, eine Wurst oder eine Flasche Rotwein aufzutreiben, und wir lebten ungefähr wie Kriegskorrespondenten während eines Feldzugs, in welchem man mit dem vorlieb nehmen muß, was man in aller Eile erhalten kann. Ich hatte immerhin noch den Vorteil, eine gründliche Lektion im Russischen zu erhalten, die beiden andern aber lernten in der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Wort Schwedisch.

Am Abend des 5. November besuchten wir eine Dilettanten-vorstellung im Klub mit nachfolgendem Tanz zum Besten der städtischen Schule, die übrigens nur ein paar hundert Rubel Staatszuschuß erhält. Sie amüsierten sich so gut sie konnten, diese armen, bedauernswerten Leute, die nach Poti verbannt sind; aber ihr Tanz war reizend anzuschauen, und mit ihm verglichen sind die europäischen Tänze keine Kunstwerke plastischer Grazie. Ein solcher echt russischer Gesellschaftsabend kennzeichnet sich durch das laute Geschrei am Büfett, das Anstoßen mit bis an den Rand gefüllten Wein- oder Wodkagläsern, die verdorbene, überhitzte Luft und die hermetisch geschlossenen Fenster, die uns so engherzig von dem Herbst draußen trennen.

Am 6. November wurden wir durch einen fürchterlichen Sturzregen mit Donner und Blitz aus dem Schlafe geweckt. Ein Donner Schlag war so heftig, daß der Oberst mit dem Ausruf „eine Bombe!“ aufsprang! Wir begaben uns nach dem Hafen hinunter und sahen die Wellen über die Mole schlagen. Hier lagen fünf russische Schiffe mit voller Ladung, aber verlassen und menschenleer, weil niemand da ist, der löschen will, und die Waren nicht weiterbefördert werden können. Ganze Berge Kisten, Säcke und Ballen, zusammen wohl 500 Güterwagen füllend, sind am Hafen aufgestapelt.

Der mit einer liebenswürdigen Schwedin verheiratete Stationsvorstand in Poti, Herr Lopatin, war der einzige Eisenbahnbeamte, der auf seinem Posten geblieben war, als alle anderen gestreift hatten.

Über er lebte dafür auch beständig im Belagerungszustand, und sein Leben war bedroht; die Besorgnis seiner Gattin um seine Sicherheit war ebenso rührend wie begründet, da zwischen Poti und Tiflis vier Stationsvorsteher ermordet worden waren. Lopatin riet uns zu warten; er glaubte, daß in einigen Tagen starke Militärzüge von Tiflis kommen würden, und nach Samtredi konnte er uns, wie er sagte, jederzeit befördern; bis dahin war die Strecke in Ordnung.

Am 8. November machte ich um die Mittagszeit meinen gewöhnlichen Besuch bei Lopatin. Ein Soldat wies mich nach einem benachbarten Speicher, in welchem Eisenbahnarbeiter eine Versammlung abhielten, die schon über vier Stunden gedauert hatte. Es war recht erquicklich, ihre hochpolitischen Darlegungen anzuhören. Die absurdesten Vorschläge zur Teilung alles Besitzes und aller Macht wurden vorgebracht, verteidigt und mit Beifall aufgenommen. Mein Freund Lopatin wurde heftig angegriffen, weil er sich nicht an dem allgemeinen Streik beteiligte, und ein unverschämter Kerl schlug vor, ihn ohne weiteres umzubringen. Doch ein anderer Redner nahm Lopatin in Schutz und erinnerte daran, daß er stets eine freundliche Gesinnung gegen die Arbeiter gezeigt habe. In der Versammlung trat auch ein alter Streikbrecher auf, der einen ihm geschickten lakonischen Drohbrief vorlegte — eine Zeichnung, die einen Sarg vorstellte; aber er versicherte, daß er sich durch dergleichen keine Angst einjagen lasse. Zuletzt sprachen noch einige Grusinier in der Sprache ihrer Heimat, wovon ich nichts weiter verstand als das eine und andere übernommene Wort, wie „Revolutsij“, „liberalnij Parti“, „Politika“, „Autonomia“, „Sozialdemokrati“ und andere derartige ebenso hübsche wie inhaltsreiche Begriffe. Je mehr die Reden mit solchen Begriffen gespickt waren, desto kräftiger wurden die Hurra- und Bravorufe, die manchmal geradezu ohrenbetäubend erklangen, obgleich die armen Leute, die hier vier Stunden gestanden, eigentlich recht müde hätten sein müssen. Das Publikum war gemischt: wilde kaukasische Typen, heißblütige Russen, Armenier und Tataren. Die Diskussion war, als wir die Versammlung verließen, gelinde ausgedrückt, noch lebhaft, und

man konnte sich über keine andere Resolution einigen als darüber, nicht zu arbeiten.

Lopatın hatte uns wenig erfreuliche Nachrichten mitzuteilen. Die revolutionäre Bewegung schien in einen innern Krieg auszuarten. Eine aus 150 Mann bestehende Kosakenabteilung war von einigen Tausend gut bewaffneten Grusiniern bei Dsurgeti umzingelt worden. Der Führer der kleinen Schar versuchte, einen Boten mit der Bitte um Hilfe nach Batum zu schicken. Dieser Reiter gelangte nicht ans Ziel. Noch einer wurde abgeschickt und aufgefangen, ebenso ein dritter und vierter. Dem fünften Boten, einem Mohammedaner, gelang es, in der Dämmerung am Boden kriechend, den Belagerungsring zu durchbrechen und Batum unverletzt zu erreichen. Einige hundert Mann aus Poti mit vier Mitrailleusen wurden zum Entsatz abgesandt. Mein Freund, der Oberst, war der Ansicht, daß man ihnen eine aussichtslose Aufgabe gestellt habe, da sie Engpässe und Hohlwege forcieren müßten, wo einzelne, im Walde versteckte Schützen sie von oben herab beschießen könnten und wo sie einzeln aufs Korn genommen werden würden, ohne sich dagegen wehren zu können. Inzwischen wurden die kleinen Pioniertrupps, welche verschiedene Bahnstrecken ausbesserten, unaufhörlich überfallen, und jeder Angriff kostete einigen Soldaten das Leben — ein richtiger Kleinkrieg!

Inzwischen berieten wir miteinander über die Wege, die mir nach Teheran offenstanden oder, richtiger — versperrt waren. Jedes Warten auf die Wiedereröffnung der Linie Poti=Tiſlis=Erivan erschien aussichtslos, besonders seit die Bahnstrecke diesseits der Station Samtredi wieder aufgerissen worden war. Wie wäre es, wenn ich über Noworossijsk, Wladikawkas und die grusinische Heerstraße nach Petrowsk oder Baku führe? Nein, aller Wahrscheinlichkeit nach wurde auch dort gestreift. Der Oberst schlug vor, daß wir von Batum nach Artwin und Rars und dann längs der Grenze nach Erivan reiten sollten. Aber einige Grusiniern rieten uns aufs entschiedenste davon ab, weil wir ganz gewiß von Räuberbanden, die gerade in diesen unruhigen Zeiten tätiger als sonst seien, ausgeraubt werden würden.

Lebensgefahr war wohl nicht dabei, aber was sollte ich ohne meine Instrumentenlisten und ohne meine Reisekasse anfangen? Es wäre vielleicht pittoresk und abenteuerlich gewesen, als ausgeplündelter Bagabund nach Batum zurückzukehren, aber zu solchen wagehalsigen Experimenten hatte ich weder Lust noch Zeit.

Ich entschloß mich also, in aller Eile dieser unwirtlichen Küste auf irgendeine Weise den Rücken zu kehren, mich nach Trapezund zu begeben und über Erzerum, Bajaset, Choi und Tabris nach Teheran zu reisen. Auch diese Route war unsicher, aber immer noch besser als der Weg durch Kaukasien; die Reise würde zwar drei Wochen länger dauern als die Fahrt über Erivan, aber ich würde dabei Gelegenheit haben, das türkische Armenien, die kleinasiatischen Gebirge und den stolzen Ararat kennenzulernen.

Es handelte sich also nur darum, mit für diesen Zweck einigermaßen genügenden Papieren nach Trapezund zu gelangen. In Konstantinopel hatte ich keine Schritte getan, die mir hierzu hätten nützlich sein können; es war ja nicht nötig gewesen, da ich gar nicht daran gedacht hatte, die Asiatische Türkei zu besuchen. Glücklicherweise hatte Baron Ramel, der schwedische Gesandte, mich mit Tewfik Pascha, dem Minister des Auswärtigen, und dem Großwesir Ferid Pascha bekanntgemacht; diese kannten mich also und wußten, daß ich dem Halbmond und der Hohen Pforte nicht gefährlich war.

Ich eilte nach der Dampferagentur in Poti, um mich zu erkundigen, wann der nächste Dampfer nach Batum abgehe. Der Agent wußte es nicht, denn er erhielt keine Telegramme mehr und glaubte, daß der Dampferverkehr des Streiks wegen eingestellt worden sei. Während wir noch miteinander sprachen, meldete ein Diener, daß der Dampfer „Alexei“ gerade in den Hafen einlaufe! Wir eilten nach der Landungsbrücke. Der Kapitän, ein jovialer Mann, erzählte uns von den greulichen Zuständen in Odessa und anderen Städten. Er wollte die Nacht über in Poti liegen bleiben, um bei Tag in den Hafen von Batum einzufahren. In der Dämmerung begab ich mich daher an Bord und machte dort gleich die Bekanntschaft der einzigen

Passagiere des Dampfers, eines Obersten der donischen Kosaken, eines Herrn von kolossalen Dimensionen, der, wie er selbst sagte, 152 Kilo wog — nahezu die Hälfte meines ganzen Gepäcks —, und eines griechischen Kaufmanns, dem auf dem Wege von Poti nach Tiflis zwölf Güterwagen gänzlich ausgeplündert worden waren. Zugleich erfuhren wir, daß in Batum ein neuer Generalsstreik ausgebrochen war und dort schlimmere Zustände herrschten als je zuvor. Der Gouverneur hatte die Festung in Kriegsbereitschaft gesetzt und vollzählig bemannt, nachdem die Aufrehrer gedroht hatten, sie zu erstürmen. Täglich kam es zu Zusammenrottungen und Mord auf den Straßen, und niemand war seines Lebens sicher.

Endlich, am 9. November, schlug die Stunde der Befreiung; ich kann das russische Gebiet verlassen und mich in zivilisiertere Verhältnisse begeben — unter Türken, Armenier und Perser! Das Abfahrtsignal weckt mich aus dem Schlafe, die Maschine arbeitet, und Poti verschwindet hinter uns. Zum zweitenmal bin ich auf dem Wege südwärts nach Batum, ohne eine Ahnung zu haben, wie und wann ich dieses Nest werde verlassen können. Der Kapitän macht mir den Vorschlag, irgendein ausländisches Schiff zu chartern, das müßig in Batum liege und es gern übernehmen werde, mich weiter zu befördern. Er glaubt, daß dies 500 Rubel kosten werde, und mir erscheint der Preis nicht übertrieben hoch, handelt es sich ja doch darum, mit heiler Haut aus den russischen Häfen herauszukommen. Es wäre jedenfalls originell, mit einem eigenen Schiff über das Schwarze Meer zu fahren, und ich hatte im Geiste schon beschlossen, alle, die mitfahren wollten, einzuladen, Türken und Armenier, die sich heimziehen, Europäer, die hier nicht bleiben mögen, Faulenzer, Räuber und Gefindel — es sollte eine bunt zusammengesetzte Argonautenfahrt an der Küste von Kolkhis werden!

Wir fahren in den Hafen von Batum ein, wo viele Schiffe unbeschäftigt liegen; die vom Sonnenlicht überslutete Stadt sieht ganz friedlich und fröhlich aus. Wie lange werde ich dort bleiben müssen? Unter normalen Verhältnissen kommt am Donnerstag einer der Dampfer

des Österreichischen Lloyd an und fährt am Freitag Abend wieder ab, jetzt aber höre ich, daß die meisten ausländischen Schiffe während des Streiks nicht weiter als bis Trapezund fahren und daß ich in Batum elf Tage warten muß, da erst dann ein russischer Dampfer nach Konstantinopel geht! Ein an Bord kommender Agent teilt uns mit, daß die Arbeiterbevölkerung deshalb unversöhnlichen Generalstreik proklamiert habe, weil Militär nach Batum zusammengezogen worden sei. Man fordere die Entfernung der vor den Banken stehenden Wachen und die Räumung der Festung, ja man drohe mit allgemeinem Gemetzel unter den Bürgern Batums, wenn man seinen Willen nicht bekomme. Es heißt allgemein, daß die Bürgerschaft auf einem englischen Dampfer nach der türkischen Küste flüchten wolle.

Alle Hotels sind geschlossen. Schöne Aussichten! Man kann sich doch nicht auf der Straße herumtreiben, und ich zerbreche mir gerade den Kopf darüber, ob ich mich in Nobels Kontor einquartiere oder mich an den Gouverneur wende, als der „Alexei“ langsam an dem österreichischen Schiff „Saturno“ vorbeifährt, auf dessen Deck der griechische Kaufmann den Agenten des Österreichischen Lloyd erblickt, dem er zuruft:

„Wohin fahren Sie, und wann geht es ab?“

„In zwei Stunden nach Trapezund.“

Diese Worte wirkten auf mich wie ein elektrischer Schlag. Hier galt es, um jeden Preis mitzukommen — und ich hatte keine Papiere zu einer Reise in die Türkei! Ich stürme zu Fuß — Droschken waren natürlich nicht da — nach dem österreichischen Konsulat, nach dem Polizeiamt, wo meinem Passe ein russischer Stempel aufgedrückt wird, nach der russischen Dampferagentur, nach der Agentur des Österreichischen Lloyd und erhalte dort, als kalte Dusche, den Bescheid, daß der „Saturno“ nach einer russischen Polizeiverordnung nicht berechtigt sei, Passagiere mitzunehmen. Ich beschwöre den Agenten, einen Herrn, dessen Nationalität unergründbar ist, bei allen Mächten der Unterwelt, mich mitfahren zu lassen. Er läßt sich erweichen und verspricht mir, daß er versuchen wolle, mir bei der Polizei eine besondere Erlaubnis auszuwirken, rät mir aber, mich zu sputen, da der Dampfer in

einer halben Stunde abgehe. Sage die Polizei nein, so müsse ich mich in mein Schicksal finden. Ich eile nach der Landungsbrücke und werfe im Vorübergehen einen Abschiedsblick auf mein altes Gefängnis, das Hotel „Frantsia“, dessen Fenster jetzt sämtlich mit Läden verschlossen sind.

Wie soll ich all mein schweres Gepäck auf das österreichische Schiff bringen, da keine Rake in diesem elenden Hafen arbeitet? Der Kapitän des „Alexei“ ist aber ein prächtiger Mensch; er läßt eines seiner Boote auf das Wasser bringen, und nach einigen Minuten sehe ich meine wertvollen Sachen zwischen Himmel und Wasser schweben und in der Tiefe untergebracht. Ich selbst nehme zu oberst auf einer Kiste Platz, und starke Arme rudern mich durch die von Norden kommende Dünung gerade in dem Augenblick nach dem Fallreep des „Saturno“, als das Abfahrtsignal ertönt.

„Rudert aus Leibeskraften! Ihr bekommt 10 Rubel Trinkgeld, wenn ihr meine Kisten rechtzeitig an Bord bringt!“

Das Boot hebt und senkt sich in der Dünung; es ist ein Akrobatenkunststück, das schwere Gepäck auf das Deck des „Saturno“ zu schaffen. Gerade in diesem Augenblick zeigt sich der Kapitän, ein ungeschliffener, wettergebräunter Seemann, und bittet mich wörtlich, mich zum Teufel zu scheren! Ich frage höflich, wie dies zu verstehen sei.

„Hier werden keine Passagiere mitgenommen, packen Sie sich!“ brüllt er mir zu, indem er sich entfernt. Seine Abwesenheit benutzend, lasse ich die Matrosen das Gepäck auf das Deck bringen, gebe ihnen die versprochene Belohnung und bitte sie, möglichst schnell vom Fallreep des „Saturno“ fortzurudern, da ich entschlossen war, mich nur mit Hilfe des großen Hebefrans wieder vom Schiffe hinunterbringen zu lassen! Ich war auf ein heißes Schärmügel gefaßt, als der Seebär, anmaßend und selbstherrlich wie ein Diktator, über das Deck gestieft kam und mich anbrüllte:

„So, Sie sind hier; ich habe Leute, um Sie wieder ans Land zu setzen!“

„Meine Papiere sind in Ordnung“, erklärte ich.



4. Meine erste Station. (S. 31.)
Im Hintergrund Beuföhober.



5. Ein Mann der Eskorte. (S. 32.)



6. Steinbrücke über ein Seitental. (S. 33.)

„Geben Sie sie her!“ Er besah meinen Paß und die andern Papiere und rief dann aus: „Nun gut, Sie sind zum Mitfahren berechtigt, Sie haben aber keine Erlaubnis vom türkischen Konsul und werden in Trapezund nicht ans Land gelassen; aber das ist Ihr eigenes Pech!“

„Wenn ich nur nach Trapezund komme, will ich schon allein fertig werden. Die Hauptsache ist, daß ich mit heiler Haut aus Batum herauskomme. Ich habe an den schwedischen Gesandten in Konstantinopel telegraphiert und bin sicher schon in Trapezund angemeldet.“

Ich sah eine ganze Reihe Scherereien mit türkischen Zollschnefflern vor mir, die es gerade jetzt mit den aus dem gefährlichen Rußland kommenden Schiffen sehr genau nehmen mußten, aber ich machte gute Miene zum bösen Spiel und antwortete ruhig: „Geographische Forschungen“, als der Kapitän sich nach dem Zwecke meiner Reise erkundigte.

„Die sind unnötig,“ meinte er, „viel besser ist Briefmarkensammeln; das tue ich.“

„Dann kann ich Ihnen mit einigen persischen Marken dienen, die ich von einem Griechen in Batum gekauft habe; wollen Sie sie sehen?“

„Natürlich!“ Er sonderte diejenigen aus, die er noch nicht besaß, und fragte, ob er sie mir abkaufen könne.

„Nein, aber ich schenke sie Ihnen zur Erinnerung an mich!“

In fünf Minuten waren wir Freunde fürs ganze Leben, der Kapitän des „Saturno“ und ich; eine Deckkabine erster Klasse wurde mir zur Verfügung gestellt, das Billett kostete 6 Rubel — ich hatte 494 Rubel und zehn Tage gespart! Zwei Türken, deren Pässe nicht in Ordnung waren, wurden dagegen nach dem Lande zurückgejagt, und der Dampfer glitt aus dem Hafen hinaus. Mit dem Gefühl der Erleichterung und des Behagens sah ich Batums Häuserfassaden, Minarets und Kirchen unter den Horizont hinabsinken, und vor mir im Südwesten verschwamm Kleinasiens Küste in unendlicher Ferne.

Drittes Kapitel.

Trapezund.

Der „Saturno“ ist eigentlich nur ein schlechter Triester Frachtdampfer, ein altes hinkendes Kamel im Vergleich mit den prachtvollen russischen Odejadampfern. Aber ich segnete dieses Schiff, das mich schnaubend und keuchend in die Freiheit führte, zu den Türken, wo man in diesen Tagen, so unglaublich es auch klingen mag, viel sicherer war als bei den Russen! Der Dampfer lief Batum am Morgen an, kehrte aber gleich wieder um, als er sah, daß dort nichts zu machen sei. Er blieb nur zwei Stunden liegen, und dies waren gerade die Stunden, in denen ich seiner Hilfe bedurfte. Jetzt ging er wieder nach Trapezund, um Ladung zu holen, und sollte dort glücklicherweise zwei Tage bleiben, so daß ich zum Ordnen meiner Angelegenheiten mehr Zeit als nötig haben würde.

Um 6 Uhr abends aßen wir, der Kapitän, ich und ein alter türkischer Herr, im Achterjalon zu Mittag. Die See ist ruhig, der Mond scheint freundlich durch leichte Wölkchen und zeichnet eine hellglänzende Straße in den Spiegel des Schwarzen Meeres. Hinter dem Schiffe zeigen sich auf beiden Seiten des Schaumstreifens Schwärme munterer Delphine, die weich und elegant über die Wasseroberfläche hinschnellen und in Erwartung eßbarer Dinge dem Schiffe stundenlang folgen.

Spät am Abend wird der Anker des „Saturno“ vor dem Küstenstädtchen Rize hinabgelassen, dessen Lichter in einer kleinen Mulde in

den Unrissen des Gebirges erglänzen. Die blanke Dünung rauscht eintönig gegen den Strand, das Schiff hebt und senkt sich langsam, das Steuer schlägt so stark, daß der Schiffsrumpf erbebt, was Menschen mit leichtem Schlaf das Einschlummern nicht zu erleichtern pflegt! Am folgenden Morgen konnten wir in der Stunde der Abfahrt das malerische Panorama, das Rize und seine gebirgige Umgebung darboten, noch genießen. Das Zentrum der Stadt scheint der Strandweg zu sein, wo die zweistöckigen weißen Häuser mit roten Ziegeldächern, die nach allen vier Seiten abfallen, am dichtesten liegen.

Jetzt steuern wir westwärts. Diese Küste, an der ich schon zweimal, 1886 und 1890, entlangefahren bin, ist etwas einförmig. Das hohe Küstengebirge fällt ziemlich steil nach dem Meere hinab und das Gehänge wird selten durch Flachland, aber oft durch Tal-mündungen unterbrochen. Auf den Abhängen und am Strande sieht man einzelliegende Höfe, und sogar noch oben auf den Rämmen macht der Wald kleinen Ackerfeldern Platz. Wir nähern uns wieder der Küste und steuern gerade auf das ersuchte Trapezund zu, das freilich noch nicht zu sehen ist, weil wir diesige Luft haben. Nach einer Weile tritt die östliche Front der amphitheatralisch gebauten Stadt mit ihrem gewaltigen Bergrücken als Hintergrund und seinem steilen Vorgebirge deutlich hervor. Zwei Dampfer liegen vor Anker, ein Schwarm von Ruderbooten steuert dem „Saturno“ entgegen.

Endlich zeigt sich der Agent und rät mir, bis zum nächsten Morgen zu warten — nach Einbruch der Dämmerung dürfe niemand an Land! Dafür aber danke ich und, mit einer Handtasche versehen, lasse ich mich nach dem Zollhaus rudern. Hier fiel ich einer Schar uniformierter Türken in die Hände. Sie gestikulierten, überschrien einander, fanden meinen Paß außerordentlich ungenügend und schickten schließlich nach einem Polizeioffizier, der mich ungefähr so behandelte, als ob ich aus einem pestverdächtigen Hafen gekommen sei. Auf Dschaggatai = Türkisch setzte ich ihm die wechselvollen Schicksale auseinander, die mich wider meinen Willen nach Trapezund geführt, betonte meine Bekanntschaft mit Tewfik Pascha, Ferid Pascha und

dem großen Osman Pascha — Allah segne seine Seele! — und mehreren andern vornehmen Paschas und erzählte, daß ich sogar an Abdul Hamids Tisch im Sildis-Kiosk diniert hätte. Ihre Gesichter wurden immer länger, aber nichts imponierte ihnen so sehr als meine nähere Bekanntschaft mit Temir Pasch (Karl XII.). Es war dies nicht das erstemal, daß mir sein Name im Orient aus der Klemme half. Ich erhielt die gewünschte Erlaubnis, über Nacht am Lande zu bleiben, nachdem die Handtasche bis zur Zahnbürste durchsucht und zwei Romane, von Daudet und Coppée, und eine Karte von Persien zur Untersuchung im Zensurbureau beschlagnahmt worden waren!

Bald darauf saß ich im Gespräch mit dem französischen Konsul, der mir riet, mein Gepäck erst dann vom Dampfer zu holen, wenn auf meine letzten Telegramme nach Konstantinopel Antwort erfolgt sei, denn die Zollbeamten seien hier schrecklich; sie belegten alles Verdächtige mit Beschlagnahme und fänden alles ihnen Unbekannte verdächtig. Er riet mir auch, nicht ohne Eskorte nach Erzerum zu reisen, da die Gegend gar zu unsicher sei und man erst kürzlich zwei Kapuziner ausgeraubt habe, die aus Erzerum zurückgekehrt seien.

Das alte Trapezus war eine von Griechen aus Sinope im 7. Jahrhundert v. Chr. gegründete Kolonie; die Stadt, die also vornehme Ahnen hat, ist im Laufe der Jahrtausende den wechselndsten Schicksalen ausgesetzt gewesen und aus einer Hand in die andere gegangen, während die Fürsten und Völker, die sie besessen haben, nacheinander erstarbt, zur Blüte gelangt und wieder vom Schauplatz verschwunden sind. Zur Zeit Kaiser Hadrians gab es am ganzen Pontus Euxinus keine einzige Stadt, die sich an Größe mit ihr messen konnte. Trapezund ist sogar die Hauptstadt eines Kaiserreichs gewesen.

Bevor die Russen Kaukasien erobert und die transkaspische Eisenbahn zwischen Batum und Baku gebaut hatten, war Trapezund der Endpunkt der wichtigsten Verkehrslinie zwischen dem Okzident und Persien. Heutzutage jedoch fristet diese Linie, gleich der Handelsstraße über Erzerum und Tabriz, infolge der russischen Konkurrenz nur noch ein kümmerliches Leben. Dennoch ist das Tarabusum der Türken, das

Trabyfos der Griechen, das Trébisonde der Franzosen, das Trapezund der Deutschen, das Trabazon, Trabizum, Tirabfon und wie diese Stadt der Prinzessinnen von Trébisonde sonst noch genannt wird, auch jetzt der Sitz eines Generalgouverneurs und gilt, nach Smyrna, als die wichtigste Handelsstadt der asiatischen Türkei. Zwischen einem dicht zusammengebrängten Mosait von Holzhäusern erhebt sich auf der Landzunge eine alte Burg, und von der christlichen Zeit zeugen noch eine Menge Kirchen, die nach der türkischen Eroberung in Moscheen umgewandelt worden sind. Die Bevölkerung soll sich jetzt auf 60 000 Seelen belaufen, Türken, Griechen, Armenier und Fremde; doch ist diese Zahl wohl übertrieben. Frankreich, Persien, Rußland, England, Amerika und Oesterreich-Ungarn haben Konsulate in der Stadt. Während der jetzt in Kaukasien besonders wegen des Eisenbahnstreiks herrschenden Unruhen konnte Trapezund sich eines momentanen Aufschwungs erfreuen, da die Frachtgüter, die man in Batum nicht hatte löschen können, zum großen Teil über Trapezund und Erzerum gingen. Doch auch unter normalen Verhältnissen werden nach Persien Manufaktur- und Textilwaren, Kleiderstoffe, Wolle, Tee, Silber, Samt u. dgl. ein- und aus Persien Teppiche, Schale, Seidenzeug, Kosinen usw. ausgeführt.

Als ich mich in der Dunkelheit im Hotel de Suisse einquartierte, das einer lebenswürdigen jungen Französin und ihrem Gatten, dem freundlichen Griechen Polikandrioti gehörte, vernahm ich die alten, wohlbekannten Töne der Kamelglocken unter meinen Fenstern — eine Karawane brach nach ihrer ersten Nachstation auf dem Wege in das Land der Sonne und des Löwen auf. Nun wurden auch die Lampen rings um die Altane der Minarets angezündet; der Muezzin rief sein schwermütig-poetisches „La illaha il Allah“ in den Ramasanabend hinaus; das Leben und die Bewegung auf den Straßen nahm zu, es war eine Freude, die gemüthlichen, tätigen und anständigen Menschen zu beobachten, die Läden und die Wirtshäuser öffnen zu sehen, in denen sich die Mohammedaner zur Abendmahlzeit versammelten, nachdem ein Kanonenschuß verkündet hatte, daß das Fasten des Tages zu Ende und die Sonne untergegangen sei.

Erst spät in der Nacht erlöschen die Lampen und das Leben in Trapezund. Über der schlummernden Stadt wacht der hohe Gipfel des Kolat-dagh, während der Mutschkasluß sein herbstlich trübes Wasser in das Schwarze Meer ergießt. Ich bin gerade mit einem Briefe nach Hause fertig und fühle ein unbeschreibliches Behagen in dem Genuß der Freiheit, die an der Küste Kaukasiens fehlte. Um mich her und hinter mir flüstert die Erinnerung an das Dunkel vergangener Jahrtausende, von der sagenhaften Fahrt der Argonauten und den Landungen und Verheerungen der unternehmungslustigen Griechen an dieser Küste, von der Römerzeit, den chaldäischen und byzantinischen Jahrhunderten, von den Tagen der Komnenen, deren Glanz vor den Kreuzfahrerfahnen verblich, aber in Trapezund aufs neue erstrahlte, wenn auch nur, um wiederum zu erlöschen, als vor 450 Jahren der siegreiche Halbmond seine Hörner auch über Trapezunds Horizont erhob.

Der Schlag einer Uhr in der stillen Nacht ruft mich zur flüchtigen Gegenwart in dem Weichbilde der berühmten Stadt zurück. Vergeblich habe ich seit vierzehn Tagen versucht, an der kaukasischen Küste einen Ausgangspunkt zu gewinnen; erst jetzt hatte ich an der äußersten Peripherie des großen Kontinents festen Fuß gefaßt. Vor mir sehe ich in Gedanken den gewundenen Weg nach Indien und Tibet, ich höre die Lastwagenräder über Armeniens Berge knarren und die Glocken ihren eintönigen Takt zu den Schritten der Kamele durch das Land der Meder und der Perser läuten. Mein Ziel ist Ruschki, der äußerste Fühler der englischen Eisenbahn in Belutschistan, und um dorthin zu gelangen, muß ich 3700 Kilometer zu Land zurücklegen. Von Trapezund nach Teheran kann man den ganzen Weg fahren, er beträgt nur die Kleinigkeit von 1300 Kilometern; von Teheran aber muß ich die übrigen 2400 Kilometer auf Kamelen und Dromedaren reiten. Es war also eine lange Reise, die von Trapezund ausging; aber ich freute mich über die Aussicht, Gegenden Persiens kennenzulernen, in denen ich noch nicht gewesen war, und die große Wüste durchziehen zu können, in der Alexander der Große, Marco Polo und Nadir Schah ihre Namen verewigt haben.

Während Polikandrioti es übernahm, alle notwendigen Einkäufe zu besorgen — einen kaukasischen schwarzen Radmantel („Burcha“), Baschlisk, Filzdecken und Bettzeug, Proviant auf einen Monat, Konserven, Brot, Tee, Zucker, Küchengehirr, Tabak usw. —, traf ich mit einem Fuhrmann die Verabredung, daß er in zwei Tagen mit einer Droschke und einem Lastwagen vor meiner Thür sein und für die Reise nach Erzerum 16 türkische Pfund (296 Mark) erhalten solle. Der französische Konsul hatte mich benachrichtigt, daß der Wali Mehemed Reschad, der Generalgouverneur des Wilajets Trapezund, von Tawfik Pascha Befehl erhalten habe, mir die Reise in jeder Weise zu erleichtern.

Ich begab mich in Begleitung des Konsuls zu der üblichen Visite nach dem Amtssitz des Wali, einem offenen kleinen Pavillon an einer Straßenecke, in den Winde und Strolche gleich ungehindert eindringen konnten. Der Wali war ein älterer Herr mit graugesprenkeltem Bart, Kneifer, Fes und europäischer Kleidung und schien die freundlichsten Absichten zu hegen. In der Order, die er von seinem Vorgesetzten erhalten hatte, stand kein Wort von Zollfreiheit, und er hatte daher keine Vollmacht, mein Gepäck ohne Visitation durchgehen zu lassen, riet mir aber, noch einmal an den schwedischen Gesandten zu telegraphieren. Zwei zuverlässige Soldaten sollten mich als Eskorte nach Erzerum begleiten, ich sollte einen besondern Paß für diese Reise erhalten, und alle Behörden auf meinem Wege sollten angewiesen werden, mir zu Diensten zu sein, wenn ich mit meinen Wagen angerasselt käme.

Ich mußte mich also bis auf weiteres in Geduld fassen, besuchte den englischen Konsul, einen ältern, corpulenten, gemüthlichen Junggesellen in einem eleganten Palaste, und schlenderte in der Stadt umher.

Trapezund macht einen angenehmen Eindruck, dank seiner natürlichen schönen Lage, seinen malerischen Straßenmotiven und seinem bunten Leben und Treiben, das mit der Abwechslung und Farbenpracht des Orients gesättigt ist.

Nach einem fröhlichen, angenehmen Mittagessen beim französischen Consul und nach noch einem Tage vergeblichen Wartens auf ein erlösendes Wort vom Großwesir, der nun wohl der Vorschriften, die ich ihm in fünf Telegrammen gemacht, überdrüssig war, ließ ich mein Gepäck den gewöhnlichen Weg durch die Hände des Zollamts gehen, erhielt einen persischen Stempel auf meinen Paß, verabschiedete mich von den neuen Freunden und bereitete alles zur Abreise am nächsten Morgen vor.

Am einem Montag, der obendrein auf einen dreizehnten fällt, eine Reise anzutreten, wird manchem wohl gewagt erscheinen. Aber der Morgen war heiter und warm; ich legte meine Reisekleidung an, schied aus, was ich unterwegs brauchen konnte, photographische Apparate, Filzdecken und Lebensmittel, und ließ alles übrige Gepäck mit starken Seilen auf dem Lastwagen (Abb. 1) festbinden. Sobald er gepackt ist, muß er vorausfahren. Auf dem Platz vor dem Hotel hat sich eine schaulustige Menge angesammelt, als ich, vom Dragoman des Generalgouverneurs begleitet, in der Droschke Platz nahm und durch das Ostviertel fortrollte.

Der Weg führt am Strande entlang; zwei eben eingetroffene Dampfer haben sich auf der Reede vor Anker gelegt, und zwischen ihnen und dem Ufer sind die Boote in lebhafter Tätigkeit. Trapezunds Häuser werden immer spärlicher, der Weg entfernt sich wieder vom Strande, das lebhafteste Seebild verschwindet hinter uns. Das Rauschen der Dünung, die mir eine glückliche Reise nach Asiens Herzen wünscht, verhallt, und ich frage mich, wo und wann ich wohl wieder einen Meereshorizont erblicken werde. —

In Degermen=dere, dem „Mühl-dorfe“, sage ich dem Dragoman Lebewohl und steige in meine Equipage (Abb. 2). Im Galopp geht es auf der vortrefflichen, makadamisierten Landstraße fort, die mich bergauf nach Süden führt. Erst jetzt bin ich allein und unterwegs! Vor mir wartet das ganze große Asien, das mich drei Jahre und drei Monate festhalten wird! Eine Reihe noch dunkler Schicksale und stolzer Pläne schwebt mir vor: Armenien, Persien, Seistan, Belutschistan, Tibet,

das glutheiße Indien, das frostige Sibirien, Japan, das Land der aufgehenden Sonne, Korea, die Mandschurei! Es wird eine große Reise werden — wenn alles gut abläuft, das weiß ich, und die rote Linie der Route soll wie ein Lasso die letzten großen Geheimnisse des Kontinents in ihrer Schlinge fangen! Bei dem melodischen Rauschen der Dünung des Schwarzen Meeres begann meine Pilgerfahrt. Wieviel Winterschnee wird noch auf unentdeckten Gebirgen in jenem dunkeln Lande, dem „Transhimalaja“, tauen, ehe der Morgen graut, an dem ich im äußersten Osten die Sonne wie eine glühende Kugel aus dem Schoße des Stillen Ozeans aufsteigen sehe?

Viertes Kapitel.

Eine Wagenfahrt von 1300 Kilometern.

Preisend und schmalzend treibt der Kutscher die Pferde auf dem gewundenen Wege im Tale an. Der Verkehr ist lebhaft; wir begegnen Pferdekavaranen, die Kohlen nach der Stadt bringen, ungefügen Ochsenkarren (Abb. 3), Bauern mit Pferden und Eseln, Bettlern, Wanderern, Reitern, Soldaten, verschleierten Frauen in großen, blauen, weißpunktierten Kopfbedeckungen. Viele „Hammals“ in Lumpen wanderten nach ihrem Heimatsdorf zurück, nachdem sie sich in Konstantinopel als Lastträger einen Spargroschen verdient hatten. Dann und wann saßen wir an einem offenen Obstladen vorbei, wo Äpfel, Birnen und Weintrauben feilgehalten werden, oder auch an einem „Kawechaneh“ (Kaffeehaus), wo der Müde ausruhen und einige Erfrischungen genießen kann. Das Tal verengt sich; an seiner rechten Seite führt ein abschüssiger Pfad zu einsamen Hütten hinauf, die wie Storchnester über dem Tale schweben. Bei Hadjchi Mehemed überspannt eine hölzerne Brücke den Fluß. Die Straße erhebt sich immer mehr über den Talgrund und seinen rauhschenden Fluß; wo eine Flußbiegung die Straße zu unterminieren droht, ist eine steinerne Brustwehr errichtet, und überall, wo Berg- rutsche an den schroffen Wänden zu erwarten sind, schützen Mauern den Weg. Hier und dort sind Arbeiter mit Ausbesserungen beschäftigt — man tut sichtlich sein Bestes, um diese wichtige Straße in gutem Zustand zu erhalten. Schon hier ist der Fes seltener als in

Trapezund; an seiner Stelle winden die Landsleute sich schwarze Binden um den Kopf oder tragen ein Mittelband zwischen Fes und Turban.

Durch spärlichen Laub- und Nadelwald fahren wir an Alivasil mit seinen Gehöften und seinem Wirtshause vorbei. In den offenen Verkaufsständen der Dorfstraßen, auf Balkonen und Terrassen sitzen die Türken müßig umher und sehnen sich nach dem Iftar, dem Abendessen, während die Kinder unbekümmert das Gebot des Korans übertreten. Der Fluß strömt bald still und glatt dahin, bald rauscht und tobt er in weißen Raskaden.

Mataradschik ist ein malerisch gelegenes Dorf mit Karawanserais, Schmieden und großen offenen Stallungen, wo Karawanen aus Persien zu rasten pflegen; sie rechnen von hier eine Station nach Trapezund. Das Dorf liegt auf einem Abhang; infolgedessen ruhen die Fassaden der Häuser auf steinernen Säulen, während ihre Rückseite sich unmittelbar auf dem Erdboden erhebt. Der felsige Grund ist fest, aber das Holzhaus selbst oft dem Einfallen nahe und meistens mit Schindeln gedeckt. An den Wänden hängen Tabakblätter zum Trocknen. Die in das obere Stockwerk hinaufführende Treppe ist an der Außenseite des Hauses angebracht.

Das Tal ist jetzt eng und gewunden; der Fluß rauscht zwischen abgestürzten Blöcken hin, und vom Dorfe Ganni=pellet an geht die Straße in einer starken Zickzackbiegung den Abhang hinauf. Je höher wir steigen, desto schwächer hört man den Fluß rauschen. Hier und dort entspringt neben der Straße aus dem Fels eine Quelle, die in einem kleinen Steingewölbe gefaßt ist. Auf der linken Talseite steigen die Felswände jäh empor. Das Dorf Dschewislik besteht aus einer einzigen Basarstraße, wo viele Grob- und Hufschmiede die Pferde der Durchreisenden beschlagen und Hufeisen ausbessern (Abb. 4). Eine Reihe mit Lasten bepachter Pferde geht gerade nach Trapezund hinunter. Ein kleines armseliges Minaret erhebt sich über dem Dorfe.

In Dschewislik blieben wir die Nacht über. Mehrere Häuser machen einen europäischen Eindruck; sie sind weißabgeputzt, mit sechs-scheibigen Fenstern versehen und haben ein Schindeldach. In dem

mir zur Verfügung gestellten Zimmer standen zwei eiserne Bettstellen; aber die türkischen Matratzen sind mir stets verdächtig, und ich zog es daher vor, in meinem eigenen Zeltbett zu schlafen. Wenn man die Türkenfamilien in ihren vollgepackten Lastwagen ankommen und dann mit Sack und Pack in diese Hans (Gasthäuser) einrücken sieht, kann man sich die Ungezieferverschleppung denken. Im Sommer soll es in den Hans von Ungeziefer wimmeln, namentlich von der Sorte, die in Wänden und Bettstellen haust. Jetzt aber, in der Winterkälte, wird man in Ruhe gelassen, und ich kam mit heiler Haut und ohne erwähnenswerten Blutverlust davon.

Der Kutscher ist zugleich mein Koch; er bereitete mir vorzüglichen Pilau, Reispudding, Brot, Eier und Tee. Der eine Soldat wartet auf (Abb. 5); der zweite soll hier gewechselt werden, eine Zeremonie, die ein höflicher Offizier vornahm. Dies war meine erste Tagereise — ein Spazenshritt auf dem unendlich langen Wege nach Tibet!

Am 14. November, um 3 Uhr morgens, klopfte der Kutscher an meine Tür und erklärte kategorisch, daß es Zeit zum Aufbrechen sei. Er zündete ein Licht an und brachte das Frühstück, und um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr ging es in der Spur des einen Wagens, der bereits um 2 Uhr abgefahren war, weiter. Bei Dschewitsik stoßen zwei Täler zusammen; das kleinere heißt Mirjamana; das größere, dem wir am rechten Ufer seines Flusses bergauf folgen, ist das Tal von Hamst-köi.

Mit lautem Krähen verkünden die Hähne des Dorfes, daß ein neuer Tag anbricht; aber noch behält die laue, stille Nacht die Herrschaft über die Erde, und der Mond ist nicht imstande, die dichte Finsternis zu zerteilen. Ein schwaches Lüftchen streicht talabwärts. Der Himmel ist nicht ganz klar; vergebens sucht man sich von dem Charakter der Landschaft und den Entfernungen einen Begriff zu machen; ein kleiner Fußpfad neben der Landstraße wird mit dem Flusse verwechselt, ein toter Hund am Begrande sieht wie ein auf Beute lauernder Wolf aus. Leise rauscht ein Bach, als wir über eine Steinbrücke fahren, und Schellen klingen in der Nacht, als wir einer Pferdekavawane begegnen. Ein einsamer Wanderer taucht wie ein Gespenst



7. Armenische Kirche bei Hamliköl. (S. 34)



8. Stationshaus bei Hamfi-köi. (S. 34.)



9. Schöner Weg in der Nähe von Zigana: (S. 34.)

aus dem Dunkeln auf und geht, kaum erkennbar, an uns vorüber. Der Kutscher gähnt, muß aber auf die Pferde achten, denn die Steigung ist stark, es geht langsam; auf den Tongasträßen in Kaschmir fährt man rascher. Der Soldat, der an meiner Seite reitet, nickt im Sattel ein und schwankt hin und her, sein Kamerad bildet die Bedeckung des Lastwagens. Das Dorf Meksila schläft still nach der Nachtwache im Ramasan; nur in einem einzigen Fenster flackert eine Lampe; vor einem Serai sind große Massen Warenballen aufgestapelt, die auf Weiterbeförderung nach oder von Trapezund warten.

Es wird kaum merkbar heller; ein kleiner beschneiter Kamm vor uns tritt nur schwach hervor; je mehr sich der Morgen nähert, desto kühler wird der Wind. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr beginnt es hell zu werden, und zwischen leichten Wolken erscheinen blaue Felser: der neue Tag geht über Kleinasien's Bergen auf. Die Natur ist nordisch, die Oberflächenformen scharf ausgeprägt, und hinter Tuschanlar überwiegt nacktes Gestein. Nachdem die Sonne aufgegangen ist, genieße ich die herrliche Landschaft in vollen Zügen; manchmal hat man eine senkrechte Felswand zur Linken und rechts den jähren Abhang nach dem Talgrunde hinunter. An solchen Stellen kann es unangenehme Situationen geben, wenn man Pferde- oder Eselkarawanen begegnet oder sie überholen will. Diese traten gerade hier zahlreich auf, und mehrere von ihnen beförderten Petroleum in das Innere des Landes. Die Esel haben ein geradezu unglaubliches Talent, sich uns mitten in den Weg zu stellen und ihre Hinterbeine der Gefahr auszusetzen, von den Rädern verletzt zu werden.

Die Straße ist noch immer vorzüglich; sie ist gut gehalten, frei von Kot oder Schnee, windet sich aber in verzweifelsten Schlangelinien in alle Schluchten hinein, um alle Hügel herum, bergauf und bergab und auf steinernen Brücken (Abb. 6) über kleine Seitenbäche. Das Dorf Hamst-kwi schlummert noch, obgleich die Sonne hoch am Himmel steht; aber im Monat Ramasan schläft man bis tief in den Tag hinein, um die Stunden des Fastens zu verkürzen. Ein wenig weiter oben rasten wir der Pferde wegen; eigentlich macht man an

jedem Tage zwei kurze Tagereisen. Während des Aufenthalts nehme ich mein Frühstück zu mir, photographiere (Abb. 7, 8) und schreibe, und meine Leute schlafen.

Dann geht es auf der rechten Talseite immer höher hinauf, und der Fluß schrumpft zu einem weißen Bändchen zusammen, das gelbe Schnüre umgeben — es sind die in verschiedenen Richtungen gehenden Wege und Stege. Der Wald wird dichter; wir befinden uns in gleicher Höhe mit den Gipfeln der Fichten, die unterhalb der Straße wachsen (Abb. 9). Eine Schar unverschleierter Frauen trägt Brennholz nach dem Dorfe, und ein einzelnes Mädchen sammelt Reisig auf einem steilen Abhang; ihre Kleidung ist feuerrot, sie erscheint wie eine Waldfrau zwischen den Tannen, wirft mir einen scheuen Blick zu und verschwindet. Hier gibt es weder Gehöfte noch Hütten; wir sind im wilden Wald, wo der Herbst fleißig mit seinem Zerstörungswerk unter den Ahornbäumen, Eichen und Ulmen beschäftigt ist, die gastfreundlich zwischen den Fichten aufgenommen worden sind.

Der Fichtenwald lichtet sich und hört auf; in tollen Krümmungen schlängelt sich die Straße an den öden, steilen Halden hinauf. Die Höhen werden flacher und abgerundeter; wir befinden uns in der Quellmulde des Tales, in die von allen Seiten her flache Nebentäler einmünden. Langsam und gemächlich geht es nach dem Passe Zigana (2025 Meter) hinauf, auf dem ein Han und ein paar Hütten liegen; diese können sich einer großartigen Aussicht über das Berggewirr rühmen, welches das Land im Süden bis an den Rand des Horizonts erfüllt und in dem man einen Schneekamm unterscheidet, der den, auf dessen Gipfel ich stehe, überragt.

Nachdem die Pferde sich eine Weile verschnauft haben, rollen wir in scharfem Trab durch Schneeschlamm und Schmutz, durch prachtvollen Kiefernbestand unterhalb des Passes und dann wieder durch Fichtenwälder abwärts. Unter uns, in immer größerer Tiefe, erblicken wir vier Zickzackbiegungen der Straße, die wie Wandbretter mit kleinen schwarzen Punkten, den Reisenden, aussehen. Man wundert sich darüber, in der Asiatischen Türkei eine so schöne, gut angelegte

Landstraße zu finden; wenn sie auch eine wichtige Verkehrsader über Erzerum nach Persien ist, hatte ich nicht erwartet, daß sie besser sein würde als die Fahrstraße zwischen Konstantinopel und Therapia, die jedoch mit Absicht schlecht instand gehalten werden soll, weil die meisten Dampferaktien dem Sultan gehörten.

Die fünfte Zickzackbiegung führt an der linken Talseite noch eine Stufe tiefer. Hier holte ich den Wagen gerade in dem richtigen Augenblick ein, um zu erleben, wozu eine türkische Eskorte gut sein kann. Ich hatte befohlen, daß bergab nicht zu rasend gefahren werden solle, um mein Gepäck nicht zu beschädigen; aber den Abhang von Zigana hinunter soll es schneller als schnell gegangen sein, und der „Sewari“, der Reiter, machte dem „Arabatschi“, dem Lastwagenkutscher, schwere Vorwürfe. Dieser antwortete, daß dies den Reiter nichts angehe, und erhielt dafür sofort eine Ohrfeige, wehrte sich aber mit der Peitsche. Nun wurde der Soldat wütend und schlug den Kutscher mit dem Flintenlaufe auf den Kopf, daß ihm das Blut aus einer häßlichen Wunde über Gesicht und Kleider strömte. Jetzt zog der Kutscher in wahnsinniger Wut seinen Dolch und schickte sich zum Sprunge an, und der Soldat legte gerade die Flinte an, als ich hinzukam, ohne zu ahnen, was vorging. Mit Hilfe meines Kutschers und des andern Soldaten gelang es mir, die Kampfhähne zu trennen, ehe sie sich gegenseitig hatten umbringen können! Der Soldat erhielt Befehl, zu verduften, und mit zwei Taschentüchern und einem Handtuch verband ich den Arabatschi, nachdem ich ihm die Wunde und den Kopf an der nächsten Quelle gewaschen hatte.

Durch das Dorf Baade, wo die letzten Schneeflecken lagen, gelangten wir in das Dorf Zigana, wo ich mich auf der offenen Altane des Wirtshauses niederließ, zwei Treppen hoch über dem Lärm des Straßenlebens. Eine Weile darauf erhielt ich den Besuch eines jungen türkischen Artillerieoffiziers, der von einer Expedition nach Musch (im Süden von Erzerum und westlich vom Wansee) zurückgekehrt war, wo er, wie er mir erzählte, armenische Anarchisten erfolgreich bekämpft hatte. Es war eine offenkundige Räuberbande, die ausgerottet werden

solle, und er hatte mit zwölf kurdischen Kavalleristen zwanzig schlecht bewaffnete Armenier niedergeschossen. Jetzt wollte er nach Stambul, um dort über seine Heldentat Bericht zu erstatten.

Die große Gaststube der Herberge war voller Reisender, meistens Türken in Fes oder Turban, die rauchten, Tee tranken und plauderten. In dieser Jahreszeit oder vielleicht auch wegen des Ramasan brechen die Karawanen schon um Mitternacht auf und marschieren bis gegen Mittag. Nachdem die Kamele gefüttert oder auf die Weide geführt worden sind, schlafen die Leute oder sitzen schläfrig umher, um den Hunger weniger zu spüren. Doch wenn die Sonne untergegangen ist und die Iftarstunde naht, werden sie wieder lebendig, und nach einer gehörigen Mahlzeit trinken sie Tee und rauchen, bis der Augenblick zum Aufbruch da ist. Unmittelbar vor Sonnenaufgang wird gefrühstückt, entweder auf dem Marsch oder während einer kurzen Rast in irgendeinem Kawechaneh. Mein Kutscher verzehrt auf dem Boß Brot und Rosinen und raucht Zigaretten vor Sonnenaufgang, der allem Essen und Trinken ein Ende macht. —

Jetzt sind wir unten im Tale des Karschutflusses, der bei Tireholu, westlich von Trapezund, in das Schwarze Meer mündet. —

Um 3 Uhr früh klopft der Kutscher wieder an meine Thür, und, gut eingehüllt, breche ich um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr auf. Es geht steil die Straße hinauf, die schmelzender Schnee und kleine Quellbäche, die ihr Bestes tun, um sie zu zerstören, aufgerissen und schlammig gemacht haben. Man hat das Vorgefühl, daß der Weg immer schlechter werden wird, je weiter man sich von der Küste entfernt. Hinter dem Dorfe Chanera=chanlari befinden wir uns beinahe in gleicher Höhe mit den umliegenden Rämmen, unter uns aber verschwindet die Taltiefe mit ihren Geheimnissen. Die Wolken zertheilen sich, und die scharfen, vom Mond hervorgerufenen Schatten von Wagen und Pferden gleiten längs der Straße hin, die jetzt wieder vortrefflich ist und abwärts führt. Durch die Krümmungen in den Nebentälern wird der Weg mindestens doppelt so lang, als er sein sollte; er folgt dem einen Abhang abwärts nach dem Talboden, um

dort auf einer Brücke auf die andere Seite überzugehen und wieder anzusteigen. Die beiden Wegstrecken laufen oft parallel miteinander. Längs einer sehr schroffen, kahlen Felswand zieht sich der Weg wie eine Leiste hin, und gerade hier ist es ungemütlich, großen, dichtgedrängten Karawanen zu begegnen. Der Kutscher lenkt nach der Bergseite, um nicht über den steilen Rand, unter dem der Abgrund gähnt, hinausgedrängt zu werden, und ich selbst halte mich bereit, aus dem Wagen zu springen, wenn es nötig sein sollte.

Der Schneefamm im Osten tritt in leichten, rosigen Tönen hervor, und die Ränder der Wölkchen sind grell purpurn gefärbt — das Morgenrot ist da. Nun geht es wieder abwärts nach dem Dorfe Köpri-baschi, dem „Brückenkopf“, dessen Basarstraße eine scharfe Ecke bildet. Hier überschreiten wir den Itschu-su. Das Dorf Urdasa hat eine aus drei Bogen bestehende Brücke und einige im Stambulstil gebaute Häuser mit eisernen Balkons und platten Dächern. Die Landschaft ist kahl, nur eine einzige Pappel steht am Ufer. Das Tal wird immer enger, und wir steigen langsam zwischen vereinzelt Wacholdern, wilden Rosen und Hagedornsträuchern an. Bei Demirtschisuiji (Schmiede-Bach) überholen wir eine Karawane prächtiger Kamele, die gemächlich, würdevoll und langsam einherschreiten. Die meisten sind braun, einige auch hellgelb, und ihre Winterwolle beginnt schon zu wachsen. Von links her mündet ein Nebental, das uns tief in Labyrinth von Bergen hineinschauen läßt. Die Dorfstraße in Itschise ist durch Kamele, Pferde und Esel versperrt, und langsam und vorsichtig müssen wir uns zwischen ihnen hindurchlotsen. Jenseits des Dorfes begegneten wir einer gewaltigen Pferdekarakawane. Das Leitpferd ist mit Bändern und Zwirnquasten in gelben, roten und blauen Farben geschmückt; von seiner Last ragen zwei ebenfalls verzierte, zusammengebundene Stangen in die Luft. Um den Hals trägt es eine Glocke, die so groß ist wie sein Kopf; sie schlägt und klingelt bei jedem Schritt, den es macht. Es ist sich seiner Verantwortlichkeit in jeder Weise bewußt, braucht keine Aufsicht und zieht die andern in einer langen Reihe mit sich. Die meisten andern Pferde tragen ebenfalls

Schellen und kleinere Glocken, und manchmal hängen drei Glocken dicht nebeneinander, um sich gegenseitig als Klöppel zu dienen.

Bei Charawa führt eine Brücke in vier Bogen über den Fluß; erst eine aus zwei steinernen Bogen bestehende gewöhnliche Brücke mit einer Brüstung aus gut behauenen Blöcken, dann ein plattformartiger Damm, darauf eine auf sechs steinernen Pfeilern ruhende Holzbrücke und zuletzt wieder ein Damm ohne Durchlaß. Das Tal verengt sich immer mehr, die Landschaft ist wild und malerisch. Jetzt ist das Tal nur noch ein etwa 10 Meter breiter Hohlweg, aber die begrenzenden Berge sind relativ niedrig. Hier und dort sind Steinklopfer mit der Herstellung des Ausbesserungsmaterials für den Weg beschäftigt. In dem engen Hohlweg liegen die Höfe, Serais und Läden des Dorfes Tschurdale=ogli=chanlari malerisch eingeklemmt, umgeben von einer Dase üppiger Pappeln, Weiden und Obstbäume, die jetzt alle in den gelben Farben des Herbstes prangen. Den Bazar umschwebte der bekannte orientalische Duft. Oberhalb des Dorfes liegen überall, wo Platz ist, kleine Äcker (Abb. 10), und die immer zahlreicher werdenden Obstbäume unterbrechen als gelbe Flecken die graue Landschaft. In dem Dorfe Gümüş=hane, dem „Silberhause“, wo wir Rast hielten, wurde der cholerische Soldat entlassen und durch einen neuen ersetzt. Der zweite, Schuffur, begleitet mich schon seit meiner Abreise aus Trapezund.

Einer Terrasse ähnelnd, schlängelt sich der Weg 5 Meter über dem Talgrund zwischen vereinzelt Baumgruppen und Gehöften hin. Bei Sorda, einem Dorfe des gewöhnlichen Schlags — eine einzige Bazarstraße und eine Mühle, die ein kleiner Seitenkanal treibt —, fausten wir vorbei an einer Reihe Karren auf zwei massiven Rädern, die mit Balken beladen waren. Büffel und Ochsen zogen die Karren, und jedes Gespann war sozusagen in zwei Stagen angebracht. Dem Karren zunächst und ziemlich weit voneinander entfernt sind zwei große Büffel an eine kurze, hochsitzende Deichsel gespannt, deren Kreuzjoch zwei junge Ochsen tragen, die zum größten Teil zwischen den Büffeln eingekellt sind und in dem kompakten Gespann nur einen „Pferdekopf“ Vorsprung haben.

Am Fuße des Berges entlang steigt die Straße gleichmäßig mit dem Gefäll des Flusses empor; dieser enthält jetzt wenig Wasser, das sich in dem Geröllbett in mehrere Arme teilt. Die Berge schillern in gelben, braunen und roten Tönen, und ein kleiner, scharfbegrenzter Fichtenwald auf dem linken Hang hat eine schreiend grüne Farbe. Tefe, das mich an kaukasische Dörfer erinnert, ist auf einem isolierten Hügel in einer Talerweiterung erbaut; der Basar liegt aber am Fuße des Hügels, der Friedhof ihm gerade gegenüber und zwischen beiden die Landstraße. Man pflügt seine kleinen Felder hier mit Ochsen; in den einzelnstehenden Pappeln und Weiden haben unzählige Krähen ihre Nester. Durch ein Nebental im Süden führt eine Straße, die fahrbar sein soll, nach der Stadt Erzingan hinauf. Da, wo das Tal in das unsere einmündet, weiden eine Menge wohlgenährte, stolze Dromedare, die mit ihren roten und blauen Packsätteln nett aussehen.

Endlich sind wir in unserm heutigen Nachtlager angelangt; es ist Murad=chan=ogli, ein kleines Dorf mit einigen fünfzig Einwohnern, wo ich ein ganz neuerbautes Haus, in welchem noch niemand gewohnt hatte, der zweifelhaften Gesellschaft im Dorfwirtshause vorzog. In jedem Nachtquartier machte mir der Dorfschulze — er trägt den Titel „Müdür“ oder „Mutaserrif“ — seinen Besuch und bot mir höflich seine Dienste an. Der Winter ist hier infolge des Küstenklimas bedeutend milder als in Erzerum, wo sich das Kontinentalklima schon recht bemerkbar macht. Am 15. November um 8 Uhr abends hatten wir eine Lufttemperatur von + 11,5 Grad.

Sünftes Kapitel.

Der uralte Karawanenweg nach Tabris.

Am 16. November wieder in aller Frühe auf! Wir nähern uns wieder einem Pässe, und die Dörfer, durch die wir fahren, bestehen nur aus wenigen Gehöften (Abb. 11). Lebhafter Verkehr herrscht in der Ramasannacht; knackend und knarrend fahren die Büffel- und Ochsenkarren mit ihren gewaltigen Baumstämmen beladen nach Erzerum (Abb. 12), wo es keine Wälder gibt, und endlose Kamelkarawanen aus Persien ziehen, in der Dunkelheit kaum erkennbar, an uns vorüber und bringen ganze Güterzüge von Warenballen, die nach Westen verschickt werden sollen, nach der Küste. Die Kamele sind in langen Reihen aneinandergebunden und reich mit Glocken behangen, aber nicht, wie so oft, mit dumpfen und klappernden, sondern mit solchen, die einen reinen, hellen Klang haben und zum Marsche dieser königlichen Tiere so feierlich wie bei einer Prozession erklingen. Nie werde ich dieser alten, monotonen Klänge in denselben Rhythmen, dieses ewigen Dug=dung und Dong=dong überdrüssig, das ich zwar schon so oft gehört habe, das aber in mir stets Sehnsucht nach der Sabbatstimmung unbekannter Wüsten und nach den Abenteuern unbegangener Wege erweckt; es ist mir, als ob sie alle alten Erinnerungen aus meinen Jugendjahren in dem großen Asien wachläuteten.

Im Gegensatz zu den Eseln haben die Kamele so viel Verstand, daß sie den Wagen aus dem Wege gehen und in ihrem eigenen Interesse dem Gestreiftwerden durch die Räderachsen ausweichen; aber

sie sind aneinandergebunden, und wenn der Zug am linken Rande der Straße marschiert und das erste Kamel einer Abteilung, wie es oft vorkommt, auf die seltsame Idee verfällt, noch im letzten Augenblick nach dem rechten Rande hinüberzugehen, so entsteht Wirrwarr, und wir müssen warten, bis alle drüben sind. Obgleich der Tiere so viele sind, ist die Zahl ihrer Treiber nur klein; aber die Kamele sind klug, sie kennen den Weg vom vielen Hin- und Herwandern zwischen Tabriz und Trapezund ganz genau und wissen zum großen Teil selbst, was sie zu tun haben. Die Männer sind Tataren oder Perser aus Aserbeidschan und haben in den Gesichtszügen wie in ihrer Kleidung, die aus einer schwarzen „Kullah“ (Lammfellmütze), blauem Kaftan mit Leibbinde, pantoffelähnlichem Schuhwerk und einem „Kinschal“ (Dolch) im Gürtel besteht, gar keine Ähnlichkeit mit den Türken. Dann und wann sieht man eine Flinte unter den Stricken der Lasten stecken. Dromedar- und Kamelkarawanen marschieren immer bei Nacht. Die Tiere sehen in der Dunkelheit das Gras nicht und werden bei Tag auf die Weide geschickt, damit sie selbst für ihre Nahrung sorgen. Im Fastenmonat ziehen auch Büffel- und Ochsenfuhren, Pferde- und Eselkarawanen zur Nachtzeit, während diese sonst den Tag zu ihren Märschen vorziehen.

Es geht fühlbar steil an den Gehängen hinauf. Die Wolken hängen wie Draperien und Wattebausche über den Höhen, aber der Regen hat aufgehört. Die Pferde arbeiten sich mühsam nach einem neuen Pässe hinauf, dem Wawuf-dagh, einer flachen, weichen Wölbung, wo es bei + 6,5 Grad und scharfem Wind ungemütlich und rauh ist. Im Osten ist das Land offen, flach und schwach hügelig. Ohne Krümmungen geht der Weg abwärts, und auf dem langen Abhang darf der Kutscher keinen Augenblick die Herrschaft über die Pferde und diese sie nicht über den Wagen verlieren.

Das Gelände besteht aus weichem, gelbem Lehm Boden, und die Straße wird immer schlechter. Allerdings steht eine Straßenwalze am Wegrand, aber sie scheint des Schotter, der die Straße festigen und verbessern würde, nicht Herr werden zu können. Der Schotter bildet

in der Straßenmitte einen harten Rücken, dem sowohl die Fahrenden wie die Karawanen ausweichen. Man muß auf all den kleinen Bergen, Tälern und Hügeln der Landstraße, wo der Schlamm unter den Rädern aufspritzt, mit einer gewissen Vorsicht fahren. In Osduck, wo wir zwei Stunden rasten, werden die Pferde mit Gerste gefüttert; ein Glück, daß nicht auch sie im Ramasan fasten müssen!

Es geht bergauf und bergab über die Hügel dieser Landschaft, die große Ähnlichkeit mit gewissen Teilen des nördlichen Tibet hat; wir befinden uns in einem Übergangsgebiet zwischen dem von Tälern und Erosionsfurchen durchschnittenen Küstenlande und dem Plateaulande, das sich nach Fran hinzieht.

In einem Karren, den vier Ochsen ziehen, reist eine Türkensfamilie ostwärts. Sie ist im Begriff, mit Sack und Pack umzuziehen; zu oberst auf einem Haufen von Kisten, Säcken, Betten, Kissen, Decken, Kesseln und anderm Hausrat sitzt die Gattin wie eine Henne auf einem Rehrichthausen und stillt ihr Kind. Sie verbirgt ihre Schönheit ängstlich und hat sich ganz in ein rotes Umschlagtuch eingehüllt. Der Mann und sein ältester Sohn gehen neben dem Karren und halten die Ochsen, die fast einschlafen, mit einem Stecken wach.

Die Pferde ziehen mich nach dem Gipfel eines Hügels hinauf, und wie durch ein Portal erblicke ich die Stadt Baiburt und ihre große Kaserne im Talgrunde. Hier umgab uns bald Leben und Bewegung nach all der Stille auf dem Lande. Nachdem wir das erste Stadtviertel, eine kleine Vorstadt, hinter uns hatten, fuhren wir in das Herz der Stadt Baiburt ein und folgten seinen engen, schlechten, aber farbenreichen Straßen mit ihrem schwarzen, stinkenden Schmutz, der so wie er ist von den Hunden verspeist werden kann, da er allerlei Kleinigkeiten organischen Ursprungs enthält. Fröhliche Kinder spielen auf den Hausdächern, wo es sauberer ist, und die Frauen gehen mit ihren Krügen und Einkäufen umher, natürlich stets dicht verschleiert. Aber sie können es doch nicht lassen stehenzubleiben, durch ein kleines Loch in dem roten Schleier zu gucken und meine Neugierde zu reizen; man tröstet sich, wenn man zwei große rote Füße in den zerrissenen

Pantoffeln erblickt; aber es gibt auch kleine, zierliche Füßchen, die auf diesen schmutzigen Straßen umhertrippeln.

Noch eine schmale Gasse führte uns nach dem Meidan, dem Marktplatz, auf welchem ein dichtes Gedränge von Menschen und Waren, Ochsenkarren, Karawanen und Reitern herrschte und wo mein Geleitssoldat voranritt, um dem Wagen den Weg zu bahnen. Hier duftet es nach Kohlköpfen, Rüben, Äpfeln und Weintrauben, nach Gewürzen und geschlachteten Schafen; hier sitzen auch Töpfer und bieten ihre schmucken Waren zum Kauf an. Das Ganze ist ein fesselndes, mit orientalischem Leben gesättigtes Bild; man möchte, Zeichenstift und Skizzenbuch in der Hand, tagelang hierbleiben. Aber unerbittlich bringt mich die Droschke über eine auf zwei Steinpfeilern ruhende Holzbrücke weiter, die über den unmittelbar südlich von Batum ins Meer fließenden Tschoroch führt.

Gleich neben dem Brückenende am rechten Ufer des Flusses ist das neueste Hotel der Stadt erbaut. Mein Zimmer hat ein geradezu europäisches, oder sagen wir russisches Gepräge und ist mit eisernen Bettstellen und Stühlen möbliert; auf einem Tisch stehen eine Lampe und eine Wasserflasche, die Tür ist verschließbar, und die Fenster haben Scheiben und Vorhänge! Wenn alles rein wäre und es kein Ungeziefer gäbe, wäre es wirklich ein gemütliches Zimmer; aber überall, wo Türken verkehren, bringen sie auch Unsauberkeit jeder Art mit. Charakteristischerweise fehlt stets das Möbel, das wir Europäer als das allerwichtigste ansehen und auf welchem die Waschschüssel und die Wasserkanne ihren Platz haben. Wenn man sich waschen will, erscheint ein Diener mit einer Metallschüssel und einer Messingkanne, aus der er Wasser über die Hände gießt! Zu dem Hotel gehört ein Restaurant mit Stühlen, Tischen und Büfett, und auf der Plattform des Daches gibt es ein Café im Freien mit Stühlen und Tischen.

Das Beste von allem ist jedoch die Lage des Hotels am Ufer des hier 10 Meter breiten Tschoroch und die Aussicht auf die Brücke mit ihrem lebhaften, bunten Leben und ihrem ununterbrochenen

Gedränge. Unmittelbar unterhalb der Brücke ist der Fluß tief, und auf dem maigrünen Wasser schwimmen Gänse und Enten. Durch die Öffnung, welche die Brückenstraße bildet, beherrscht der Blick auch den Meidan, wo die kaulustigen Menschenmassen immer dichter werden, je mehr die Stunde des Iftar sich nähert. Auf einem Hügel thront eine krenelierte Mauer in Ruinen, die ein Überbleibsel aus der Perserzeit sein soll. Von ihrer dominierenden Höhe aus hat man einen prachtvollen Überblick über Baiburt und sein seltsames, dichtgedrängtes Mosaisk würfelförmiger Steinhäuser mit kleinen Balkons und Veranden, und über den Fluß, der die Stadt in zwei Teile teilt und unterhalb der Hauptbrücke zwischen zwei Bergwänden eine Schlucht in die Felsen schneidet und schäumende Stromschnellen bildet.

Auf dem linken Ufer dicht unter dem Ruinenhügel liegt das armenische Viertel. Die Armenier, die auf etwa tausend Seelen geschätzt werden, sind Kaufleute, Hausierer, Handwerker, Schmiede und dergleichen; sie sind bei den fünftausend Türken — Weiber und Kinder ungerechnet — sehr unbeliebt. Auch einige Kurden wohnen in der Stadt, und eine Anzahl persischer „Chodschas“, Geistlicher, studiert in den Medresseen oder geistlichen Hochschulen. Der Gouverneur führt den Titel „Kaimakam“. Baiburt hat auch eine kleine Garnison Kavallerie und Artillerie. Der gefällige Chef der Gendarmerie, der mir einen Besuch machte, zeigte mir die Stadt. Er erzählte mir, daß die strenge Winterkälte, die den Tschoroch zufrieren läßt, nur einen Monat währe und daß der Sommer warm sei, ohne drückend heiß zu werden. Der Fluß ist reich an Fischen, aber man denkt nicht daran, sie zu fangen, und Boote sind nicht in Gebrauch.

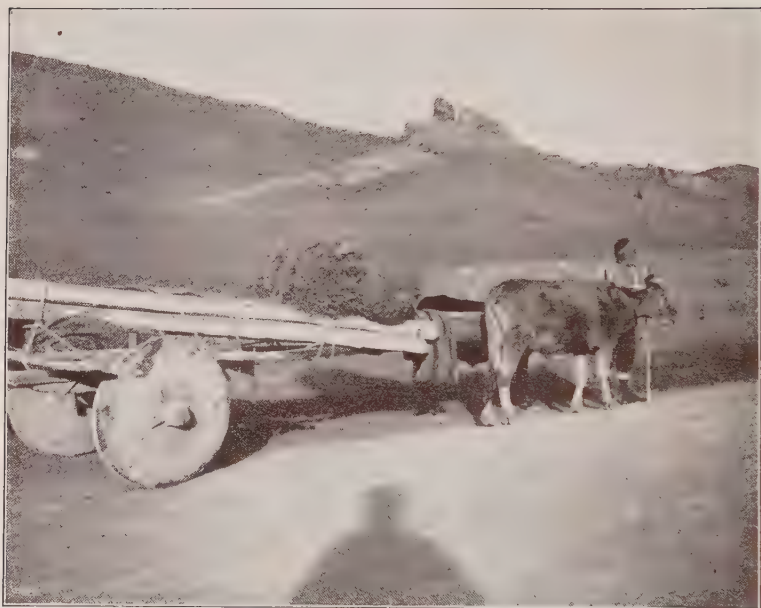
Ein Kanonenschuß donnert über die Häuser; die Stunde des Iftar ist da, und man eilt nach dem Fasten des Tages zum Abendessen. Mein Cicerone, der sich eine Zigarette hinters Ohr gesteckt hat, um sie gleich bei der Hand zu haben, tut mit Genuß seinen ersten Zug aus der Zigarette, die schon so schnell in Brand ist, daß sie raucht, bevor das Echo des Schusses zwischen den Bergen verhallt ist. Jetzt werden die Öllampen auf den Minarets angezündet, und in den



10. Primitives Dreschverfahren. (S. 38.)



11. Türkisches Dorf zwischen Trapezund und Erzerum. (S. 40.)



12. Balkentransport auf dem Weg nach Erzerum. (S. 40.)



13. Raft unterwegs. (S. 47.)

offenen Läden und Verkaufsständen des Meidan versammeln sich die Mohammedaner zu ihrem heiß herbeigesehnten Iftar.

Ich setze mich auf meinen Balkon und lausche dem Rauschen des Flusses und dem Menschengetöse des Ramasanabends und sehe in der dichterwerdenden Dämmerung die Ströme des Verkehrs auf der Brücke, einer Galatabrücke en miniature. Über diese Brücke führt die große, wichtige Verkehrsader zwischen Trapezund und Tabriz, ja, zwischen Konstantinopel und Teheran, die alte berühmte Karawanenstraße, die Nordpersien beherrschte, ehe die kaukasischen Eisenbahnen gebaut waren. Mit „the great trunk road“ in Indien verglichen, ist sie heutzutage ganz unbedeutend, aber das orientalische farbengefättigte Leben, das mit der Straße selbst verknüpft ist und durch sie bedingt wird, hat dieselbe magisch bezaubernde Stimmung wie dort. Sie ist die große Straße der „Arabas“, der Lastwagen, mit ihrem Inhalt an Türken und Türkinnen, die Straße der Kutschen für die Offiziere, Beamten und Kaufleute, die Straße der Pferde, Esel und Maultiere, der Reihen von Karawanen, die Kolonialwaren ins Innere und Getreide, Wolle und Häute nach der Küste tragen; sie ist die Straße der Ochsenkarren und der Büffelfuhren und eine herrliche Bahn für die Kuriere, die die Post in zwei Tagen von Trapezund nach Erzerum bringen. Vor allem aber ist sie die große, vorzügliche Verkehrsader der aus Persien kommenden und nach Persien ziehenden Kamel- und Dromedarkarawanen. Manch alter ergrauter Karawanenführer ist diese Straße nach Trapezund an seinem blauen Meere und nach Tabriz in dem schönen Iran unzählige Male gezogen; wie oft, weiß er selbst nicht mehr, aber er kennt jedes Dorf, jeden Han, jede Krümmung des Weges, und er weiß stets, wie weit er noch bis zum Abend — oder bis zum Morgen — gelangen wird. In einer „Kurschin“, einer Doppeltasche, hat er seinen einfachen Proviant, und die offenen Serais sind wohlfeil; die ganze Reise kostet lächerlich wenig, und die Dromedare sorgen zwischen den Disteln und dem Grase der Hügel umherweidend selbst für ihre Nahrung. Mit Wehmut verläßt er sein geliebtes Aserbeidschan, mit klopfendem Herzen legt er den langen Weg

durch die unruhigen, unsicheren Grenzgebiete der Kurden zurück, aber in dem Maße, wie er sich Erzerum nähert, kehrt sein Mut zurück, und er freut sich, den Kop=dagh und die andern Pässe hinter sich zu lassen und auf einer herrlichen, gebahnten Straße nach dem reichen, glänzenden Trapezund hinabzuziehen, das im Winter so warm und freundlich und im Sommer so frisch und kühl ist.

Um 8 Uhr ist der Iftar beendet, und das Kavechaneh des Hotels füllt sich mit sattten, vergnügten und lärmenden Gästen. Sie lassen sich an kleinen, viereckigen Tischen auf Sofas und Stühlen nieder und spielen Karten oder Trictrac, sie rauchen Zigaretten und Margileh, und ihre heiteren Gruppen nehmen sich in den dichten Wolken des Tabakrauches wie Nebelgestalten aus; Getränke sieht man nicht, höchstens eine Tasse Kaffee. Eine Minute Aufenthalt in dem türkischen Café genügt mir aber vollständig; ich sitze lieber auf dem Balkon und sehe die erleuchteten Fenster und die flackernden Lampen auf den Brüstungen der Minarets in der Dunkelheit glänzen und höre wieder den poesiereichen Glockenklang einer Karawane, die bereits ihren nächtlichen Marsch angetreten hat, um noch vor Sonnenaufgang das Lager zu erreichen, und mit Vergnügen lausche ich dem Brausen der Fluten des Tschoroch.

Am folgenden Morgen wurde ich schon um 2 Uhr geweckt, als der Lärm und das Klappern der Brettspielsteine in dem Kavechaneh des Hotels noch nicht verstummt waren. Der Gendarmerieoffizier besuchte mich wieder — ich habe ihn in Verdacht, daß er den ersten Teil der Nacht im Café zugebracht hat. Schukfur, mein „Sewari“, beklagte sich darüber, daß sein Pferd ermüdet sei, und ich sah mich veranlaßt, ihm auseinanderzusetzen, daß dies die Behörden angehe, aber nicht mich.

Die Nacht ist klar und still, die Sterne funkeln wie Ramasanlampen, der Mond hängt wie eine Riesenlaterne über Baiburt, und wir hatten herrliches Wetter zur Fahrt über den Paß Kop=dagh. Aber es ist kühl, dem Gefrierpunkt nahe; ich wickle mich in zwei Filzdecken, ehe ich in der Kutsche Platz nehme und durch enge, dunkle Straßen

und zwischen Friedhöfen dahinrolle. Sobald wir die letzten Häuser hinter uns zurückgelassen haben, sind wir draußen in einer wellenförmigen Wildnis und passieren lange Reihen großer Ochsenfuhren, die der Mond wirkungsvoll beleuchtet. Die mit Korn beladenen Karren ruhen auf Achsen, die sich mit den Rädern drehen und sich knirschend in ihren Lagern reiben. Es ist ein greulicher Spektakel, ein durchdringendes Knarren. Sie kommen außerordentlich langsam vorwärts; man hört sie schon von weitem, der Lärm wird immer stärker und, wenn die Fuhre an uns vorüberzieht, ist er geradezu betäubend; kaum ist das Kreischen und Knarren verhallt, so hört man schon wieder neue Karren herannahen.

Nachdem wir zuerst in einiger Entfernung vom Tschoroch gefahren waren, befinden wir uns wieder an seinem Ufer, wo wir eine aus 121 mit Kornsäcken beladenen Kamelen bestehende Karawane treffen, die nach Baiburt unterwegs ist. Der Fluß nimmt sich zwischen den Hügeln ganz ansehnlich aus. Um 6 Uhr bemerke ich den ersten Schimmer des Morgengrauens; man unterscheidet die Farben des Himmels, aber nicht die der Erde. Im Dorfe Maden Chan oder Maden=chanlari, wie es gewöhnlich genannt wird, stimmten die Hähne gerade ihr Frühkonzert an; hier führt eine Brücke über den Tschoroch, dessen linkem Ufer wir jetzt, sanft ansteigend, folgen. Dann führt der Weg aufwärts durch ein theils offenes, theils enges Nebental. Ein aus 30 Ochsenkarren bestehender Wagenzug erfüllte das Thal mit seinem Knirschen; dann fuhren wir an einer gewaltigen Karawane vorüber, deren 221 Kamele und Dromedare Kleiderstoffe und Kolonialwaren in Kisten und großen Ballen nach Persien beförderten. Die Karawane bestand aus dreißig Abteilungen, jede mit einem persischen Führer; die größte zählte fünfzehn, die kleinste vier Tiere, die mit einem Strick an der Halfter aneinander befestigt waren, nicht an einem Stäbchen durch den Nasenknorpel wie in Zentralasien. Die Perser rechneten auf den Weg von Trapezund nach Tabriz 40 Tagereisen.

Meine Tagereise teilt eine zweistündige Rast (Abb. 13) in der Herberge von Kop=chaneh unterhalb des Passes in zwei Hälften; die Pferde

müssen zu der bevorstehenden Anstrengung Kräfte sammeln, haben sie doch meine Wagen über die Bergkette zu ziehen. Während wir Rast hielten, fuhr die Post aus Istantbul (Konstantinopel) in fliegendem Galopp, von zwei Kavalleristen eskortiert, in den Hof ein. Die schwarzen Ledertaschen wurden neun Pferden aufgebürdet, die sie über den Paß tragen sollten; auf der andern Seite werden sie mit Arabas weiterbefördert; noch an demselben Abend sollen sie in Erzerum anlangen.

In steilen Zickzackbiegungen führt der Weg nach dem Pässe hinauf; der Boden besteht hier aus einem weichen, feuchten Material, in das die Transportwagen tiefe Gleise eingeschnitten haben. Noch ein Han wird passiert, eine viereckige Steinmauer mit Lehm Dach. Wir steigen immer höher, die Pferde keuchen und mühen sich ab, der Talgrund bleibt immer tiefer unter uns liegen, und die Vogelperspektive wird immer ausgeprägter. Droben in der Nähe des Kammes wird die Steigung immer flacher; auf beiden Seiten breiten sich dünne Schneefelder aus, die in der Sonne schmelzen. Der Kop=dagh ist ein Doppelpaß aus zwei schwachgewölbten Schwellen; in der Mulde zwischen ihnen befindet sich ein Wachthaus, wo einer meiner Kavalleristen gegen einen andern ausgetauscht wurde — der sechste Geleitswechsel an diesem Tage.

Nach Süden hin hat man eine weite Aussicht über eine ziemlich einförmige Landschaft flacher, abgerundeter Bergkämme; der uns zunächst liegende schillert rot, der entfernteste, der mit Schnee bedeckt ist, erscheint in dunkelblauem Glanz. Dann fahren wir lange Zeit immer in ungefähr derselben Höhe auf und ab, über Hügel und Hänge, schließlich aber geht es in weiten, nicht allzu steilen Kurven endlich wieder bergab. Droben ist der Weg auf beiden Seiten des PASSES schauerhaft, ein einziges Moorbad, in dem die Wagen bis an die Achsen versinken. Im Winter soll der Kop=dagh tiefen Schnee haben; aber auch jetzt, wo noch kein Schnee gefallen ist, bietet der Weg große Schwierigkeiten, weil die über einen Fuß tiefen Wagengleise steinhart gefroren sind.

Von einem steilen Abhang aus erblicken wir das viereckige Stationshaus von Af-dagh-chan; von dort unten im Tale, wo eine auf dem Marsche befindliche Karawane wie eine Kette feiner, schwarzer Perlen aussieht, dringt das Läuten der Kamelglocken nicht zu mir herauf.

Die große Heerstraße führt an dem Dorf Pirna-kapan vorbei über eine kleine Paßschwelle. Die Landschaft ist flach und einförmig wie alle Plateauländer; die horizontalen oder leichtgewellten Linien herrschen vor, die vertikalen, die rings um die tief eingeschnittenen Täler des Küstenlandes so gewöhnlich sind, fehlen hier im Innern des Landes. Man sieht jetzt nur noch Steinhütten, und Bauholz wird nur noch zur Unterlage der Lehmhäuser benutzt. Bei allen Hütten und Wächthäusern und auf ihren Dächern sind gewaltige Heuschaber für den Winterbedarf aufgetürmt; sie dienen den Spaken als beliebte Stammkneipen für ihre Zusammenkünfte. Beim Dorfe Tschöll-ogli-chanlari machen wir kurzen Halt, um die Pferde zu füttern und aus dem neben der Straße fließenden Bach zu tränken (Abb. 14, 15).

Über eine dem Auge völlig gleichmäßig scheinende Ebene läuft die Straße so gerade, wie mit einem Lineal gezogen; der Fluß bleibt auf der rechten Seite am Fuße niedriger Hügel. Auf einer steinernen Brücke überschreiten wir eine größere Erosionsrinne, von deren Terrassenrand aus wir plötzlich das Dorf Aschale erblicken, das an dem Nebenbache eines Flusses liegt, der vornehmere und ältere Ahnen hat als irgendein anderer auf Erden, wenigstens in der Christenheit; sein Name ist Frat-su oder Euphrat. Die Herberge liegt auf dem rechten Ufer, das Dorf Aschale auf dem linken. Die Bevölkerung ist größtenteils türkisch, aber es wohnen hier auch einige armenische Familien. Man nennt sie „Ermen“; sie leben mit den Türken in Feindschaft, wie nicht anders zu erwarten ist, da die Mohammedaner in den Augen der christlichen Armenier Heiden sind und diese wiederum von den Muselmännern als „Kaper“ oder „Kafir“, als Ungläubige bezeichnet werden.

Sechstes Kapitel.

Ein Hochland mit Abfluß nach drei Meeren.

Man wundert sich, noch so nahe der Küste das kontinentale Klima so deutlich ausgeprägt zu finden. Der Abend war klar und ruhig, und als ich am 18. November um 7 Uhr aufbrach, nachdem ich gründlicher als gewöhnlich ausgeschlafen hatte, zeigte das Thermometer — 0,5 Grad. Es schwebten aber schon leichte Wölkchen über der Erde und zogen gerade ihre Morgenmäntel von glänzendem Gold an; sie dienten einer großen Karawane persischer Dromedare und Kamele, die der Reis mit weißen Decken geschmückt hatte, als prächtiger Hintergrund. Auch der Erdboden schillert weiß, und seine oberste Schicht ist gefroren, aber so dünn, daß man noch weich fährt. Wir folgen dem Euphrat an seinem linken Ufer aufwärts, nachdem wir ihn auf einer Brücke überschritten haben, die auf vier kistenähnlichen steinernen Pfeilern ruht. Er heißt hier Kara-su und mochte wohl 5 Kubikmeter Wasser in der Sekunde führen. Die Ufer haben keinerlei Vegetation, und das ganze, schwach hügelige Land ist öde und unfruchtbar. Am rechten Ufer liegt Sagdarisch, ein Dörflein am Fuße einer Bodenerhebung; ein anderes weiter oben heißt Karabijik.

Wieder bringen wir eine unübersehbare Karawane, die nach Persien will, in Unordnung; die Tiere werden von dem Geklapper, das sich ihnen von hinten her nähert, ängstlich und trotten in wiegendem Schritt nach der Seite. Soweit der Blick auf dem flachen Terrain

reicht, ist die Straße gedrängt voller Kamele und Dromedare; sie scheinen die Landschaft ganz zu beherrschen und verschwinden, klein wie Punkte, in der Ferne. Es kostete ziemliche Zeit, an diesen 272 Kamelen, die von 38 Tataren geführt wurden, im Schritt vorbeizufahren. Aus der Entfernung hörte man das gemeinsame Läuten ihrer Glocken wie einen zitternden Ton himmelan steigen. Während wir an ihnen vorbeifuhren, betäubte uns das Getöse und Geklingel aller dieser Glocken, und dann verhallten die Töne wieder hinter uns.

Bei dem Dorfe Aghamed verbindet eine hübsche Brücke mit zwei Pfeilern die beiden Flußufer. Sowohl zur Rechten wie zur Linken ziehen sich schneebedeckte Bergrücken hin, und in dem flachen Lande zwischen ihnen, wo die Gehöfte leicht zu zählen sind, breiten sich frischgepflügte Felder aus.

In Midscha entspringen, wie der Name besagt, heiße Quellen; über ihnen ist ein Badehaus errichtet. In dem einzigen mir zugänglichen seiner drei Becken hatte das Wasser eine Temperatur von 37 Grad; in den beiden andern badeten gerade Frauen. Das klare Wasser dampfte, und über dem ganzen Felde ringsumher lag ein heller Nebel, der aus der Ferne einem See ähnelte.

Vor uns erscheint jetzt in der Ferne unter einem kleinen, weißen Kämme die Stadt Erzerum. Man sieht sie wie eine Insel in der öden Landschaft vor sich liegen, man fährt über lauter einsame Felder und nähert sich ihr langsam. Doch nichts gibt ihre Nähe kund, kein nennenswerter Verkehr, keine Nachbardörfer und Gärten. Jetzt unterscheidet man schon die Häuser, die Minarets und eine kleine Anzahl Bäume, und endlich passieren wir ihre doppelten Wälle und den dazwischen liegenden Graben und werden von einer Polizeiwache angehalten, die meinen türkischen Paß prüft. Durch enge Gassen, wo man im Schmutz hätte ertrinken können, erreichen wir den Meidan mit seinem bunten Leben, seinen Ochsenkarren, seinen Läden und seiner Menschenmenge.

In Erzerum lebte ich in Gesellschaft der Konsuln wie ein Europäer. Mein Kutscher Mehemet war angewiesen, vor dem Tore des fran-

zöfischen Konsulats zu halten. Hier wurde ich mit größter Gastfreiheit von dem Vizekonsul Herrn Grabian empfangen, einem Armenier, der während der Urlaubszeit des Konsuls die Geschäfte Frankreichs besorgte; der französische Konsul war Herr Grenard, derselbe, der mit dem unglücklichen Dutreuil de Rhins Tibet durchkreift hatte. In Herrn Grabians großer Kanzlei wurde mir ein gemüthliches Zimmer angewiesen. Nach einer sehr notwendigen, gründlichen Auf-tafelung meines äußern Menschen besuchte ich den russischen General-konsul Skriabin, den englischen Konsul Shipley und den General-gouverneur oder Wali des Wilajet Erzerum, Nazim Pascha, einen vollendeten Gentleman, der ausgezeichnet Französisch sprach und aus Konstantinopel Befehl erhalten hatte, mich auf der Reise durch die unsichern kurdischen Grenzgegenden mit einer Eskorte von sechs Kavalleristen zu versehen. Während ich bei ihm saß, machte der persische Konsul mit seinen beiden Sekretären eine Visite; ich hatte dadurch Gelegenheit, die Bekanntschaft dieses Würdenträgers zu machen, dessen Visum auf meinem Passe von großer Bedeutung war. Dann sprach ich bei den amerikanischen Missionaren und ihrem Arzte vor und bat diesen, sich meines verwundeten Arabatschi anzunehmen, dessen Kopf nach der Schramme, die ihm der eskortierende Kavallerist beigebracht hatte, wie bei einer Blutvergiftung angeschwollen war.

Mit Herrn Grabian als Cicerone unternahm ich während des Ruhetags eine Fahrt durch die engen, malerischen und eigentümlichen Straßen der Stadt, deren tiefer Kot mit Abfall aus den Häusern vermischt war und wo, wie dies in Konstantinopel bis vor kurzem der Fall war, die Straßenreinigung nur durch herrenlose Hunde besorgt wird. Kein Grün, keine Gärten, nur hin und wieder eine einsame Pappel oder Weide unterbricht die Mosaik solider Steinhäuser und platter Dächer der Stadt Erzerum. Aus der Araberzeit ist das Tschift-minareh ein prachtvolles Denkmal mit seiner „Bischtaf“-Fassade und zwei kannelierten Thürmen; die Hauptmoschee Uli-Dschami ist eine alte griechisch-orthodoxe Kirche, welche die mohammedanischen Eroberer in einen Tempel des Islam verwandelt haben. Die Stadt hat

40 000 Einwohner, von denen ein Viertel Armenier sind, die vier Kirchen und eine Schule besitzen; die übrigen sind Türken und einige Kurden und Lazen. Im ganzen Wilajet Erzerum, das 646 000 Einwohner zählen soll, sind 80 Prozent Mohammedaner und 20 Prozent Christen. Die Türken haben in der Stadt etwa sechzig Moscheen, mehrere Derwischklöster, ein Hospital, Schulen und „Hammams“ (Bäder). Seit 1864 ist die Stadt mit Festungswerken umgeben; die wichtigsten Forts sind Top=dagh und Kirimtlı=dagh. Die Garnison soll aus 8000 Mann verschiedener Waffengattungen, hauptsächlich aber Festungsartillerie, bestehen.

Nach Herrn Grabian befinden sich in der Gegend von Erzerum einige Duzend Zigeunerfamilien christlichen Glaubens. Sie führen ein unstetes Leben und unterscheiden sich von andern Nomadenstämmen im Lande durch Religion und Sprache. Ihre Sprache ist ein armenischer Dialekt, der mit einer Anzahl Sanskrit- und parthischen Wörtern durchsetzt ist. Der Sage nach stammen diese Zigeuner aus Ägypten.

Wie Trapezund, hat auch Erzerum alte Ahnen. Vor der seldschukischen Eroberung war Ardsin eine Stadt am rechten Ufer des Oberlaufs des westlichen Euphrat; sie wurde durch ein Erdbeben und dann gänzlich durch die Seldschuken zerstört. An der Stelle, wo Ardsin stand, liegt jetzt nur ein Dorf, Kara-ars (Karars oder Karš), „die schwarze Erde“ oder „die Trauererde“. Der Name Erzerum oder Erzirum soll eine Abkürzung oder Zusammenziehung von Erzen-el-Rum, „die römische Erde“, sein. Garin Chalach ist der armenische Name der Stadt. Im 5. Jahrhundert erbaute Theodosius II. Anadolius an diesem wichtigen Platze eine Festung, im 11. Jahrhundert blühte die Stadt und 1201 wurde sie von den Seldschuken erobert, aber nur, um vierzig Jahre später in den Besitz der Mongolen und im Jahre 1517 in den der Türken zu gelangen. Im Jahre 1829 eroberten die Russen Erzerum, gaben es aber nach dem Frieden von Adrianopel den Türken zurück. Noch einmal, im Jahre 1878, nahmen die Russen die Stadt in Besitz, räumten sie aber nach dem Frieden von San Stefano wieder. Noch heute hat Rußland ein wachsameres

Auge auf diese Gegend, und der russische Generalkonsul gilt hier als der mächtigste Mann. Rußland hat sich auch die Konzession zu einer Eisenbahn von Sinope nach Bitlis am Wansee, nahe der persischen Grenze, gesichert; es macht aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Gebrauch davon, weil diese Linie die transkaukasische Eisenbahn zum großen Teile lahmlegen würde.

Ein Blick auf die Landkarte genügt, um sich von Erzerums wichtiger strategischer Lage zu überzeugen. Allerdings ist dieses Hochplateau (2030 Meter) mit seinen kalten Wintern und heißen Sommern und seinem kargen Erdreich wenig zum Anbau geeignet, aber von Erzerum gehen Heerstraßen nach allen Seiten des westlichen Asien.

An einem Punkte, der eine knappe Tagereise im Nordosten der Stadt liegt, kann man innerhalb einer Stunde zu den Quellen dreier Bäche reiten, von denen der eine dem Tschoroch zufließt, der zweite sich in den Euphrat ergießt und der dritte zum Uras fließt, oder mit andern Worten, die nach dem Schwarzen Meere, in den Persischen Meerbusen und nach dem Kaspiischen Meere Abfluß haben. Erzerum liegt also gerade auf dem Scheitelpunkt einer Hochebene, die drei verschiedenen Meeren Zuflüsse sendet, und wie die natürlichen Wasserwege von diesem Brennpunkt nach diesen Meeren hinunterlaufen, so auch die großen Handelsstraßen und die strategischen Linien, die Kleinasien und die Wege nach dem Persischen Meerbusen beherrschen. Erzerum liegt auch der russischen Grenze und Kars nahe, und man kann überzeugt sein, daß zu seiner Befestigung und zu seiner Verknüpfung mit Kars durch eine geschützte Verbindungslinie schon jetzt alle notwendigen Vorbereitungen getroffen sind. Von den drei Sekretären des russischen Generalkonsuls war auch der eine ein Militärattaché.

Von der westlichen Euphratquelle berichtete Herr Grabian die folgende, in Erzerum bekannte Sage. Als es Kaiser Heraklius geglückt war, das Kreuz aus den Händen der Perser zurückzuerobern, wurde die ihm folgende Eskorte von Feinden überfallen und in jener Gegend zum Kampf gezwungen. Um das Kreuz zu retten, grub man es auf

der Spitze eines Berges ein. Nachdem der Kampf vorüber und die Feinde geschlagen waren, kehrte man zurück, um das Kreuz auszugraben. Aus der Erde, in der es gelegen hatte, sprang eine starke Quelle hervor. Die Quelle, die seitdem Chatchapaid, das Holzkreuz, heißt, wird als heilig betrachtet und aus der ganzen Gegend von Wallfahrern besucht. Die Türken nennen den Berg Giaur-dagh, den „Berg der Ungläubigen“.

Von Erzerum gilt dasselbe wie von Trapezund: daß der Bau der kaukasischen Eisenbahn seiner kommerziellen Bedeutung in der letzten Zeit den Todesstoß gegeben hat. Die beiden Wilajets Erzerum und Trapezund, welche die uralte Handelsstraße von Tabris durchschneidet, zogen früher aus dem Durchgangshandel eine jährliche Einnahme von 500 000 türkischen Pfund, aber diese Ziffer ist jetzt auf 100 000 Pfund heruntergegangen. Transitgüter bezahlen keine andere Abgabe als die für Plombierung; die Einkünfte der beiden Provinzen bestanden nur aus dem Gelde, das die Karawanen dort für ihren und der Tiere Unterhalt zurückließen. Die Kosten einer einzigen Reise berechnet man auf anderthalb Pfund pro Kamel; 20 000 Kamele ziehen jetzt jährlich von Tabris aus und ebensoviele von Trapezund, das bedeutet 40 000 Kolli das Jahr in der einen und ebensoviele in der andern Richtung. Gewöhnlich begleiten die Besitzer der Kamele selbst die Karawane, und nur auf der großen Heerstraße bedient man sich dieser Tiere, im übrigen geht der Transport in beiden Wilajets mit Pferden, Eseln, Büffeln und Ochsen vor sich. Großen Abbruch erleidet der Handel auch durch die Unsicherheit in der Nähe von Bajaset, wo kurdische Räuberbanden sich herumtreiben. Gewöhnlich unternehmen sie ihre Angriffe bei Nacht, wenn die Karawanen sich gerade gelagert haben oder eben aufbrechen wollen. Eine andere Art und Weise besteht darin, daß die Kurden heimlich die Plomben wegreißen und dadurch einen Vorwand haben, die Warenballen an der Grenze zu öffnen und Streit anzufangen, der nicht selten mit blutigen Zusammenstößen endet, da die Karawanenleute auf Widerstand vorbereitet sind.

Das Wilajet Erzerum exportiert Rinder, Pferde, Häute, Rauchwaren, Korn u. a. für 8 Millionen Mark und importiert verschiedene Kolonial- und Manufakturwaren, Gewürze, Alkohol, Wein, Tabak, Zündhölzer, Glas, Porzellan u. dgl. für 12 Millionen. Der Ausfall von 4 Millionen wurde früher durch Arbeiter gedeckt, die an anderen Orten gut verdient hatten und 300 000 türkische Pfund an Ersparnissen heimbrachten. Dies hat aber jetzt aufgehört infolge einer Verordnung, die den Auswanderern das Wiederkommen verbietet. Die Folge ist, daß die Steuern in den letzten vier Jahren um 36 Prozent erhöht worden sind; das Leben ist kostspieliger geworden, die Christen sind gänzlich verarmt, und ihr Elend wirkt indirekt auf die Türken zurück. Dies war der allgemeinen Ansicht nach ein Glied in jener Kette systematischer Verfolgung der Christen, die Sultan Abdul Hamid erdacht hatte und die ihnen größeren Schaden zufügte als die blutigen Mezeleien. Seit dem Bombenattentat auf den Sultan sind alle Schrauben fester angezogen worden. An Armeniern begangene Morde bleiben straflos, armenische Mädchen werden von den Mohammedanern geraubt und gezwungen, zum Islam zutreten; der Bauer muß vor Sonnenuntergang mit seinen Ochsen vom Felde heimkehren, sonst werden sie ihm gestohlen; ein Armenier, der seinen Distrikt verlassen will, muß einen besondern Erlaubnischein besitzen, der für die Muselmänner nicht nötig ist.

Infolge dieses neueingeführten Ausfaugesystems geht der Grund und Boden in den Besitz der Mohammedaner über. Vor fünfzehn Jahren waren 95 Prozent der armenischen Bevölkerung Grundbesitzer, jetzt haben nur noch 35 Prozent Grundbesitz. Der Rest ist nach und nach gezwungen worden, sich bei kurdischen und türkischen Nachbarn als Tagelöhner zu verdingen oder deren Pächter zu werden. Dies ist auch einer der Gründe, daß es mit dem Wohlstand und der Wirtschaft des ganzen Landes abwärtsgeht, denn die Kurden arbeiten gar nicht und die Türken wenig, und die Armenier, die sich auf den Ackerbau verstehen, werden Diener und Sklaven. Die Landwirtschaft liegt darnieder, und es ist schwer zu verstehen, welches Interesse die



14. Frühstück der Pferde. (S. 49.)



15. Tränken an einem Bach. (S. 49.)



16. Türkiſcher Soldat. (S. 61.)



17. Kırden. (S. 65.)

türkische Regierung daran haben kann, das Land verarmen zu lassen, oder welcher Vorteil ihr daraus erwachsen könnte. So betrug z. B. die Steuereinnahme in einem Distrikt, wo sie vor zwölf Jahren 18000 Pfund gewesen war, nur noch 6000 Pfund. —

Der Ruhetag ging schnell zu Ende; in der Dämmerung besuchte der liebenswürdige Herr Erabian mit mir die armenisch-gregorianische Kathedrale, die auf Kosten der armenischen Gemeinde in Erzerum, zu der mehrere reiche Mitglieder gehören, erbaut ist. Das Innere der Kirche macht in all seiner Einfachheit einen recht feierlichen Eindruck; die Frauen sitzen auf vergitterten Emporen, denn die armenischen Frauen gehen wie die Mohammedanerinnen verschleiert, aber nur leicht mit weißen Stoffen.

Am ersten Abend dinierte ich bei Herrn Erabian und hatte Gelegenheit zu sehen, wie es in einem armenischen Hause zugeht. Es ist in der Hauptsache gerade so wie in Europa; die Damen tragen die einfachen, dunklen, aber fleidsamen Gewänder ihrer Heimat, eine Art Diadem im Haar und weiße Schleier, die das Gesicht nicht ganz verhüllen und recht schmuck wirken. Schlank, schwermüthig und bleich gehen die Armenierinnen einher und sehen wie Bräute aus, als ob jeder Tag für sie ein Hochzeitstag wäre. Man empfindet Mitleid und Sympathie für dieses unglückliche, geknechtete Volk und grämt und schämt sich, daß die europäischen Großmächte noch heute es untätig mit ansehen können, daß der Türke ein christliches Volk unterdrückt.

In den fünf von Kurden bewohnten Provinzen Erzerum, Wan, Bitlis, Diarbekir und Charput wurde vor dreizehn Jahren irreguläre Kavallerie eingerichtet, eine Art kurdischer Miliz, die nach ihrem Urheber, dem Sultan Abdul Hamid, Hamidié heißt. Man sagte mir, diese Idee habe keinen anderen Zweck als den, die Kurden, die früher auf eigene Hand auf Raub ausgegangen seien, jetzt unter einem kaiserlichen Titel ihr altes Räuberleben ungestraft weiterführen zu lassen. Sechs Banditen dieser Sorte bildeten das Geleit, das mir Nazim Pascha mitgab. Sogar viele Türken waren der Regierung

Abdul Hamids überdrüssig geworden und sehnten sich nach etwas anderem, schlimmstenfalls sogar nach russischer Oberhoheit. Der alte Fuchs im Silbis-Kiosk sammelte nicht zum wenigsten in Kleinasien glühende Kohlen auf sein Haupt. Nun ist er aller Regierungssorgen ledig und hat viel Zeit zum Bereuen seiner Sünden, und kein Mensch soll sein Regiment vermissen, wenn auch viele seine gerissene diplomatische Begabung und Klugheit bewundert haben.

Um 2 Uhr nachts donnerte der Kanonenschuß, der die letzte Mahlzeit vor Sonnenaufgang ankündigt. Es war noch dunkel, als ich die beiden Arabas kommen und das Gepäck holen hörte. Jetzt hatte ich zwei Lastwagen und eine Droschke; die Wege werden immer schlechter, je weiter man in den Kontinent hineinreist, und jeder Wagen war, wie auch meine Droschke, mit drei Pferden bespannt. Von Trapezund oder Trabsun, wie der Name hier ausgesprochen wird, rechnet man 312 Kilometer bis Erzerum, und von dieser Stadt 250 Kilometer bis Bajaset. Für alle drei Fuhrwerke hatte ich 30 türkische Pfund zu bezahlen (550 Mark), wenn sie mich in fünf Tagen nach Bajaset brächten; das macht täglich 50 Kilometer; andernfalls sollten sie nur 27 Pfund erhalten. Es ist also sehr kostspielig, mit viel Gepäck durch Armenien zu fahren, besonders da die Eskorte, die Kutscher und die Aufseher der Hans reichlich bemessenes „Bakischsch“ beanspruchen.

Nach einem letzten Frühstück bei dem gastfreien Herrn Grabian nahm ich in seinem Wagen Platz, denn er wollte mich durchaus noch ein Stück Wegs begleiten, während der Kawaß des Konsulats in meiner Droschke fuhr, um aufzupassen, daß beim Fahren der photographische Apparat nicht hinausgeschleudert werde. Hier und dort sieht man auf den Hügeln detachierte Forts, die zur äußern Befestigungslinie gehören, deren Aufgabe es ist, den sich oberhalb der Stadt öffnenden Engpaß zu verteidigen.

Ich lasse Erzerum hinter mir zurück. Als Totaleindruck kann man von der Stadt sagen, daß sie eigenartig und ungewöhnlich, aber einförmig und wenig pittoresk ist. Die beste Aussicht über die

ganze Stadt hatte ich vom amerikanischen Missionshause aus: ein Meer von Dachgeländern, Schornsteinen und Minarets, alles grau in grau, zusammengedrängt, plump und solide. Aber es ist auch notwendig, daß die Häuser schwer und dicht gebaut sind, denn die Einwohner Erzerums wohnen auf einem Hochplateau mit extrem kontinentalem Klima, dessen Winterkälte auf 30 Grad sinken kann! Das Brennholz ist in der Stadt teuer, da alles Holz, zur Feuerung und zum Bauen, aus 100 Kilometer Entfernung von der russischen Grenze geholt wird. Das Land ist baumlos; dennoch erinnern alte Leute sich noch der Zeiten, in denen die Höhen um Erzerum bewaldet waren. Wir begegnen auch ganzen Reihen Karren, deren Inhalt aus ausgegrabenen Pappelwurzeln besteht, die in der Stadt als Brennmaterial verkauft werden. Arme Leute sammeln überall Viehdung, der hier wie in Zentralasien „Tefek“ genannt und zur Feuerung verwendet wird.

Zur Linken haben wir den Bergkamm Kiretschlu mit seinem Gipfel, auf dem der westliche Euphrat entspringt. An dem schmalen Engpaß Dewe-bujun, von wo der Weg zu einer Paßschwelle ansteigt, sagte ich dem liebenswürdigen Herrn Erabian Leberwohl und stieg in meine eigene Droschke, die der ganz zuverlässige Kutscher Schafir lenkte. Anfangs ist der Weg gut, und ein reger Lokalverkehr zwischen der Hauptstadt und den ostwärts liegenden Dörfern macht sich bemerkbar. Das Wetter ist herrlich, frisch und klar. Nur da, wo Quellen über den Weg rieseln, hat sich Schlamm gebildet, sonst ist die Straße trocken. Dies soll aber eine große Ausnahme sein, denn gewöhnlich liegt die Erde hier schon Anfang November unter einer Schneedecke. Man reist dann zu Schlitten nach Bajaset. Jetzt waren jeden Augenblick starke Schneefälle zu erwarten; darum hatten wir das Gepäck auf zwei Lastwagen verteilt, die trotzdem Gefahr liefen, bis zum nächsten Frühling eingeschneit in Bajaset bleiben zu müssen. Auch aus diesem Grunde ist die Fahrtaxe in dieser Jahreszeit so hoch.

Hinter Nebutschar-chani passieren wir die Wasserscheide zwischen dem westlichen Euphrat und dem Aras, und nun befinden wir uns

in einem Lande, das nach dem Kaspischen Meere hin Abfluß hat. Wieder begegnen wir langen Reihen knirschender Karren, gezogen von „Dschamusch“, von schwarzen Büffeln. Die Telegraphenstangen begleiten mich wie bisher getreulich auf meinem Weg und rufen in mir Sehnsucht nach Gegenden wach, in denen man von der Zivilisation abgeschnitten ist! Der eine Draht führt über Zirwin nach Kars, der andere nach Bajaset. Die Straße wird jetzt wieder gut, fest und makadamisiert; an beiden Seiten liegen angebaute Felder in dem breiten, flachen Tal, das niedrige Hügel begrenzen.

Dem Bache Kale-su, einem Nebenfluß des Uras, folgend, kommen wir in das große Dorf Hassan-kale, das am Westfuß einer kleinen Bodenerhebung liegt; auf ihrem Gipfel bietet eine Festungsrueine einen malerischen Anblick. Hier kamen der Kaimakam der Gegend, der Kommandant und der Distriktsingenieur, die alle drei gut französisch sprachen, mir entgegen, um mich zu begrüßen. Sie machten mit mir einen kleinen Spaziergang durch das Dorf. Straßenpflaster findet sich hier nur stellenweise und wechselt mit tiefen Löchern und Schlamm- und Schmutzlachen ab, die nach faulendem Unrat stinken. Selbst wenn der Weg draußen auf der Landstraße trocken wie Zunder ist, sind die Dorfstraßen von all dem Unrat und von ausgegossenem Schmutzwasser klatschnaß; Rinnsteine und Kanalisation gelten als überflüssige Dinge. Nur unmittelbar längs der Häuserreihen kann man einigermaßen trocknen Fußes gehen. Vor dem Dorf liegt der Friedhof, der Guristan; die Leute machen sich viel Arbeit mit den Gräbern; jede Ruhestätte wird mit zwei hohen, aufrechtstehenden Denksteinen geschmückt. Hassan-kale soll 7000 Einwohner und 400 Mann Garnison haben, hauptsächlich Kavallerie und eine Batterie.

Siebtens Kapitel.

Durch das verwüstete Armenien.

Die Straße von Erzerum nach Bajaset gilt der kurdischen Räuberhorden wegen als sehr unsicher; Nazim Pascha hatte aus diesem Grund meine Eskorte von zwei auf sechs Mann verstärkt. Einer der sechs war Anführer der Kavalkade und folgte meiner Droschke mit vier Reitern, während der sechste das Gepäck begleitete, eine Verteilung, die eher auf eine Ehrenwache als auf eine Sicherheitswache schließen ließ! In Hassan-kale wurde das Geleite zum erstenmal gewechselt, und der Kommandant wollte die Zahl auf acht erhöhen, eine Liebenswürdigkeit, die ich mir verbat. Meine fahrende und reitende Gesellschaft (Abb. 16) wurde nun so eingeteilt, daß je ein Reiter einen Lastwagen begleitete, zwei vor meiner Droschke und zwei hinter ihr ritten. Sie hatten prachtvolle Pferde, von denen einige Paßgänger sind, die den Reiter auch dann, wenn es in raschem Tempo vorwärtsgeht, nicht im geringsten heben. Herr Grabian hatte mich noch davor gewarnt, mich je aus dem Gesichtskreise meiner Eskorte zu entfernen. Einen Mann wenigstens müsse ich immer bei mir haben, denn in diesen Gegenden könne man nie sicher sein.

In Erzerum findet man viel bessere Pferde als an der Küste; das Land um die Stadt herum ist schon von alters her wegen seiner guten Pferde bekannt, die noch heute in den Nachbarländern sehr gesucht sind. Die neun Pferde, die ich jetzt hatte, waren in jeder Beziehung vorzüglich, besonders die beiden Apfelschimmel, die meine

Droschke zogen und den Weg nach Emerakom spielend zurücklegten. Als meine drei Dreigespanne mit den drei Wagen und meine drei Paar Reiter stampfend und rasseln auf der harten Straße dahin-zogen, muß das Ganze ein stolzer, festlicher Anblick gewesen sein. Ich photographierte auch die ganze Gesellschaft auf mindestens zwölf Platten, aber leider wurde mir gerade dieses Duzend durch die Erschütterung, der mein ganzes Gepäck später auf einer wilden Fahrt in Persien ausgesetzt war, total ruiniert. Ein Kinematographenfilm glückte dafür um so besser.

Nachdem die Tagereise durch die Ruhestunden in Hassan=kale in zwei Hälften geteilt worden war, fuhr ich nach Osten weiter. Rechts haben wir in einiger Entfernung das breite, seichte Flußbett des Kale=su. Dörfer, Menschen und Gehöfte sieht man nicht, nur dann und wann weidende Schafherden mit ihren Hirten; das Land sieht verwüstet und verlassen aus.

Endlich erreichen wir das Dorf Köpri=köi mit seinem einsamen Friedhof. Gerade an der Stelle, wo sich der Kale=su und der Vinsgör vereinigen, um den Aras oder Araxes zu bilden, dessen Flußbett zum großen Teil die Grenze zwischen Persien und Kaukasien ist und der sich in der Bai von Rissil-agatsch in das Kaspische Meer ergießt, führt der Weg über die monumentale alte Brücke, die aus sechs persischen Spitzbogen auf fünf Pfeilern besteht. Sie ist ein wirkliches Kunstwerk in ihrem Stile, ein Andenken an eine glücklichere oder wenigstens reichere Zeit dieses jetzt so armen Landes, wo heute erbärmliche Lehmhütten und Fachwerkhäuser das Einzige sind, was die Baukunst zu leisten vermag. Die Brücke soll aus der Zeit des Theodosius stammen. Wenn man auf ihrem höchsten Bogen steht und den vereinigten Fluß sich nordostwärts dahinschlängeln sieht, um bald in Kaukasien einzutreten, dann kann man sich denken, welcher großartigen Anblick die wilden, trüben Wassermassen darbieten müssen, wenn sie sich während der Frühlingschneeschmelze mit zornigem Tosen in schäumenden Kaskaden zwischen den Brückenpfeilern durchpressen.

Eine Weile folgen wir dem rechten Ufer des Flusses, entfernen uns dann aber immer mehr von ihm und fahren über eine wellenförmige Ebene. Vor uns schimmert lange ein Schneegipfel, der zum Aghri-dagh gehört. Gerade als die Sonne unter dem Horizont verschwand, holten die Soldaten und der Kutscher ihre Zigaretten aus der Tasche und wurden munter und gesprächig. Schnell ging es auf der letzten Strecke vorwärts, denn jetzt hinderte sie ja nichts mehr daran, sich sofort bei der Ankunft vor den Schüsseln des Jstar niederzulassen.

Es war schon halbdunkel, als wir in ein Dorf einfuhren und vor dem Wirtshause hielten, wo mir ein Loch mit festgestampftem Erdfußboden, kahlen Lehmwänden und einer Bedenken erregenden hölzernen Bettstelle mit einer mehr als zweideutig aussehenden Matratze zur Verfügung gestellt wurde. Jetzt war es nicht mehr zu bezweifeln, daß ich die Gegenden, in denen europäischer Komfort bekannt war, hinter mir zurückgelassen hatte und mich mit jeder Tagereise immer tiefer in das reine, unverfälschte Asien einbohrte.

Am 21. November ging es nach Osten weiter. Der Weg ist gut und fest, aber über die zugefrorenen Wasserläufe führen jetzt keine Brücken mehr. Nach und nach wird das Land wieder hügeliger; es geht hinauf und hinunter über unzählige Hügel und kleine Erosionsrinnen. Wir fahren einer Talmündung entgegen, die uns wie ein offenstehendes Portal entgegengähnt. Das Tal heißt Deli-baba-boghasi und hat seinen Namen von dem Dorfe Deli-baba, wohin ein Bewässerungskanal führt. „Boghas“ bedeutet Hals oder Hohlweg; das Tal ist eng und liegt zwischen schroffen, niedrigen Bergwänden eingeklemmt. Dreimal müssen wir über seinen Bach hinüber, und in einer Erweiterung machen wir halt, damit die Pferde sich verschnauften und aus den mitgenommenen Futtersäcken Gerste erhalten können.

Die Kastr war dazu bestimmt, die Pferde Kräfte zu der schlechten Strecke sammeln zu lassen, die unser weiter droben im Tale wartete, wo man immerfort auf und ab fährt, bald auf den steilen Abhängen, bald durch enge Täler. Der Weg ist gewöhnlich so schmal, daß es

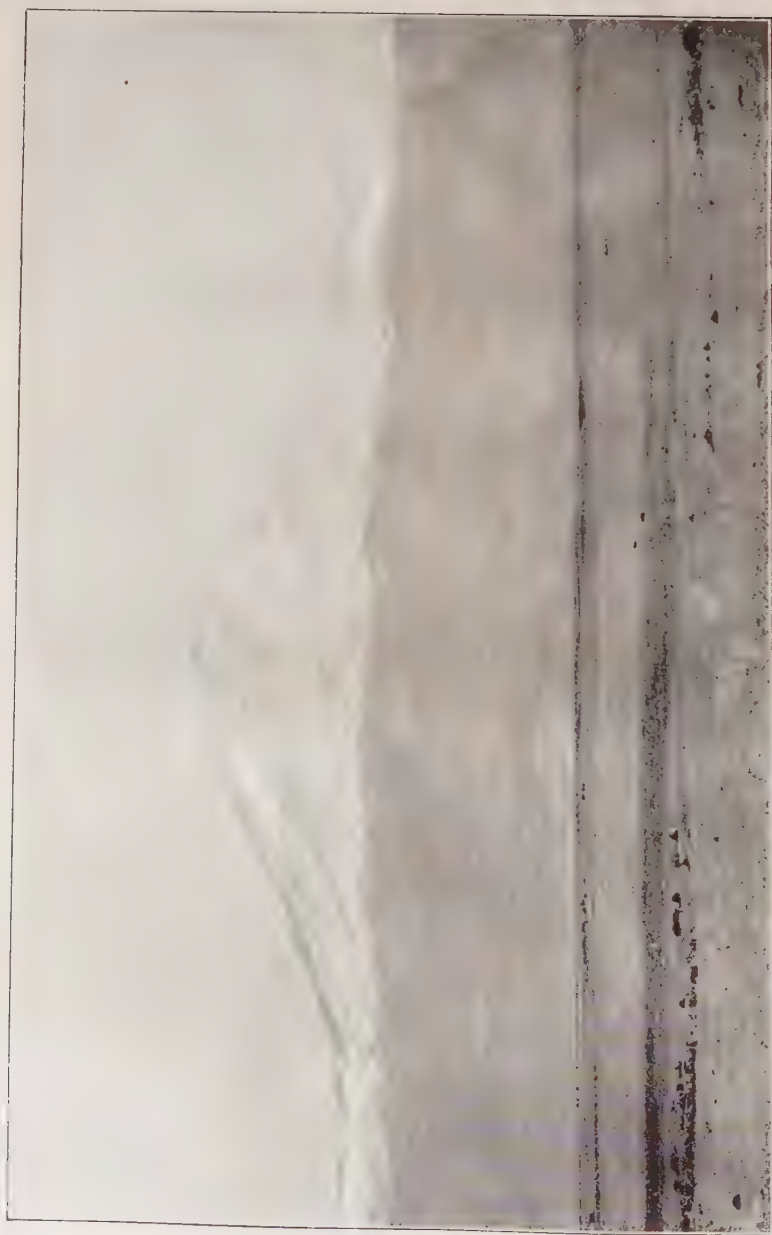
absolut unmöglich wäre, an einem entgegenkommenden Fuhrwerk vorbeizufahren. An einigen Stellen, besonders in Biegungen oder da, wo die Erosionsarbeit der Bäche die Straße unterminiert hat, sind die Außenräder immer drauf und dran, über den Wegrand hinauszugehen, und ich muß mich, um die Droschke zu retten, auf den Wagentritt der innern Seite stellen und so das Gleichgewicht halten. Der Abstand vom Talgrund ist freilich sehr unbedeutend, aber dennoch würde man gründlich plattgedrückt dort unten liegen, wenn man den steilen Hang hinabstürzte. Ein wenig weiter oben ist der Weg gänzlich zerstört, wahrscheinlich schon von der Frühlingsflut fortgespült; wir fahren deshalb in dem kiefigen Bett des Baches und folgen allen seinen Windungen. Es geht stark bergauf, und die Pferde haben schwere Arbeit; manchmal sitzt eine Radachse an einem Steinblock fest, manchmal ist der Hohlweg so eng, daß der Kutscher scharf aufpassen muß, um nicht zwischen den Bergwänden festzufahren. Hier und da liegt Eis über dem Bach; es wird von den Rädern zerschnitten und zersplittert und hindert am Vorwärtstommen. Wir schaukeln, wiegen und klappern in langsamem, mühsamem Schritt aufwärts.

Später öffnet sich das Tal, aber die Steigung ist noch immer steil. Das Land ist öde und leer, man erblickt weder Wanderer, noch Karren oder Karawanen. Mein Kutscher Schafir macht die ganz richtige Bemerkung, daß zwischen dieser Straße und der von Erzerum nach Tarabusun (Trapezund) ein himmelweiter Unterschied sei. Diese ist aber auch von französischen Ingenieuren angelegt, während sich um die Straße nach Bajaset, wie bei allen andern asiatischen Landstraßen, kein Mensch bekümmert.

Hier und dort lassen Hirten ihre Schafherden auf den spärlich mit Gras bewachsenen Hügeln weiden. Wir sind in einem Teil Armeniens, der von Kurden bewohnt wird, die größtenteils von Viehzucht leben. Regelmäßig wie ein Vulkan erhebt sich der Regel des Tadsch-dagh ganz in der Nähe des Passes, der das Flußgebiet des Aras von dem des östlichen Euphrat trennt. Ein einsamer Fuchs spürte dort oben umher; er muß wohl gewußt haben, daß die Flinten



18. Kurdische Kinder. (S. 65.)



19. Der Ararat. (S. 75.)

der Kavalleristen nicht gefährlich sind, denn er nahm vor den drei fehlgehenden Schüssen, die der On-baschi, der „Anführer von zehn Mann“ und Befehlshaber der Eskorte, ihm zuschickte, nicht Reißaus.

Es beginnt dämmerig zu werden; aber Schafir sagt, das Dorf für das Nachtquartier sei ganz in der Nähe; es wird auch schon von zwei schmutzigen türkischen Soldaten angekündigt, die mit Gewehr bei Fuß auf dem Gipfel eines Hügels stehen. Sie schultern das Gewehr, als ich vorbeifahre, und sobald diese imposante Ehrenbezeugung pflichtschuldigst ausgeführt worden ist, laufen sie wie der Wind davon und eilen nach dem Dorfe hinab, um meine Ankunft zu melden. Als wir zwischen den äußersten Hütten von Dajar einfahren, steht schon eine Menge Männer, Frauen und Kinder da und gafft. Auf verwinkelten Pfaden zwischen zerstreutliegenden Höfen hindurch gelangten wir nach der Dorsherberge, deren mehr als schlechtes Gastzimmer in aller Eile durch ein Kaminfeuer erwärmt wird. Das Feuerungsmaterial besteht aus Dung, der in Fladen zusammengepreßt und in gewaltigen, bienenkorbartigen Haufen aufgetürmt vor jeder Hütte zu sehen ist. Um es zum Brennen zu bringen, zündet man erst ein Bündel dürerer Steppenpflanzen an, auf das die Fladen zu liegen kommen.

Die niedrigen, grauen und armseligen Hütten des Dorfes Dajar sind aus Steinen und an der Sonne getrocknetem Lehm gebaut und mit platten Dächern versehen. Die Bevölkerung besteht ausschließlich aus Kurden (Abb. 17, 18); wenn man sie nach dem Namen des Landes fragt, antworten sie „Kurdistan“; sie sprechen jedoch auch türkisch. Der Kaimakam des Ortes residiert in der Festung Toprak-kale oder Maschgerd, die ein wenig nordöstlich liegt.

Die Eskorte und die Kutscher machten es sich in einer Stallhütte am andern Ende des Dorfes bequem, aber Schafir, der auch mein Koch ist, mußte in der Herberge wohnen. Er und Suleiman, der Wirt, leisteten mir am Abend Gesellschaft; der letztere erzählte uns Abenteuer, die er und seine Freunde mit Räubern und Wegelagerern kurdischen Stammes erlebt hatten. Vor zwei Jahren war Suleimans Bruder zwischen Dajar und Toprak-kale von einer dreißig Mann

starken Räuberbande überfallen und erschlagen worden. Der Sitte gemäß hatte Suleiman dann die Witwe seines Bruders geheiratet und war jetzt Vater eines Knaben.

Hier kehrten der On-baschi und zwei Kavalleristen wieder um; sie wurden durch zwei Reiter der Hamidiémiliz ersetzt, leibhaftige Banditen in bunter Tracht mit nachlässig um den Kopf geschlungenen Binden. Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr fuhrn wir weiter. Der ehrliche Suleiman, der auch der „Müdü“ des Dorfes ist, erhielt zwei blanke Silbermedschidieh ($7\frac{1}{2}$ Mark) für seine Dienste. In zahlreichen Windungen schlängelt sich die Straße nach dem kleinen, flachen Pässe Tahir-dagh hinauf, wo nur ein paar dünne Schneefelder den Boden bedecken. Ich habe, wie Schafir sagt, Glück gehabt; gewöhnlich ist es in dieser Jahreszeit, die für Wagen zu vorgeschritten und für Schlitten noch zu früh ist, beinahe unmöglich, hier durchzukommen. Später im Winter liegt der Schnee auf dem Tahir-dagh oft meterhoch.

Vom Paßsattel geht es in eine Einsenkung hinunter und dann wieder nach einem neuen Paß hinauf, der ungefähr dieselbe Höhe hat. Auf seiner Ostseite begegneten wir einer aus 315 Kamelen bestehenden persischen Karawane, die mit ihren vielen Abteilungen anderthalb Kilometer der Straße anfüllte. Alle Führer waren Aserbeidschanis, die tatarisch sprachen und denselben Typus und dieselbe Tracht hatten wie die Tataren in Baku.

Im Südosten erheben sich vor uns die schneebedeckten Höhen des Ma-dagh, als wir die jähren, lebensgefährlichen Abhänge hinabrumpeln. Jeden Augenblick läuft man Gefahr umzuwerfen, und einer meiner Reiter geht zu Fuß, um ständig zur Hand zu sein und zu helfen, den Wagen im Gleichgewicht zu halten. Wir brauchten anderthalb Stunden, um zu einem leidlich guten Wege hinabzugelangen, wo jedoch die Federn der Droschke in dem Geröll und zwischen Steinblöcken sehr viel aushalten mußten.

Beim Dorfe Kuraldi erfreut das Auge ein halbes Duzend Weidenbäume, ein ungewöhnlicher Anblick auf dieser öden Hochebene. Die Heuschöber dominieren; sie sind viel höher als die Häuser und die

Dunghaufen. Durch hölzerne Röhren wird das Kanalwasser nach einigen Mühlen geleitet. Hierzulande sieht man gar keine Fesse; statt ihrer werden wie in Persien Lammfellmützen getragen und graue Filzkappen, die wie eine umgekehrte Schöpfkelle aussehen, oder auch einfach eine Binde um die Stirn gewunden. Die Kurden gehen in zerlumpten, malerischen Gewändern, ein abgeblaster Widerschein ehemals frischer Farben, unter denen Blau und Rot vorherrschen. Hemd, Weste, Jacke, weite weiße Beinkleider — das ist alles; Strümpfe trägt man im allgemeinen nicht. Die Frauen sind gewöhnlich verschleiert, aber die auf dem Feld arbeitenden Frauen der ländlichen Bevölkerung lassen ihr Gesicht unbedeckt.

Endlich zeigt sich das große Dorf Kara-kilisse, „die schwarze Kirche“, nach einer hier einst vorhandenen armenischen Kirche so genannt. Jetzt soll das Dorf 3000 Einwohner haben, Türken, Kurden und eine kleine Anzahl Armenier. Es ist der Mittelpunkt der kurdischen Miliz der Gegend und hat eine ziemlich große Garnison zur Bewachung der russischen Grenze. Höflich und zuvorkommend wie immer, stellten sich die Honoratioren von Kara-kilisse, der Kommandant, der Kaimakam und der Polizeimeister, bei mir ein; der französische sprechende Kommandant erzählte mir, daß er früher dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien attachiert gewesen sei. Das einzige Schlafzimmer des Gasthauses war scheußlicher als gewöhnlich; um dorthin zu gelangen, mußte man durch den „großen Saal“ des Kawechanehs gehen, der sich in der Dämmerung bis auf den letzten Platz mit lärmenden, verdächtig aussehenden Gästen füllte.

Sinter Kara-kilisse überschreiten wir am 23. November den bedeutenden Fluß Tschor-su und fahren eine Strecke weit auf einem vorzüglichen Weg, der hin und wieder sogar einen Anlauf zu Entwässerungsgräben nimmt; aber die Freude hat bald ein Ende. Auf einer Straße zu fahren, die zu bodenlosem Schlamm aufgeweicht ist, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten; aber wenn es noch etwas Unangenehmeres gibt, so ist es dann, wenn dieser Schlamm steinhart gefroren ist. Dies war heute der Fall, da wir noch um 7 Uhr

4,4 Grad Kälte hatten. Wie Stücke und Scheiben harten Fladenbrotcs liegen die Lehmshollen an den Seiten der Wagengleise, so wie das letzte Fuhrwerk sie aufgeworfen hat.

Zwischen niedrigen, leicht beschneiten Bergen steigen wir langsam in dem breiten, schwach gewellten Tal an und lassen den Murad-su in einiger Entfernung zur Rechten. Kasselnb und knarrend zieht unsere Gesellschaft schwer und mühsam an den Dörfern am Fuße des Schneefammes des Sinek-dagh vorbei. Der Verkehr hat aufgehört, alles ist leer und verlassen; es ist, als seien feindliche Heere verwüstend durch diese Gegenden gezogen.

Unaufhörlich machen wir lange Bogen seldeinwärts, um von dem im Laufe des Tages aufgeweichten Schlamm der Straße verschont zu bleiben. Dann geht es über den Murad-su, der jetzt etwa 10 Kubikmeter Wasser in der Sekunde führen mochte; im Frühling soll er zu einem mächtigen Flusse anschwellen. Das Tal wird enger, die Straße zieht sich oft unmittelbar am Rande der Erosionsterrasse hin, und ich hielt mich bereit, sofort aus dem Wagen zu springen, wenn der weiche Boden den äußern Rädern nachgeben sollte. Hinter dem Dorfe Taschli-tschai, dessen Bewohner iranischer Herkunft sind, wird der Weg geradezu phantastisch schlecht, denn inmitten eines unergründlichen Schlammbreis liegen die Steinblöcke so dicht, daß es unmöglich ist, ihnen auszuweichen. Man balanciert im Sigen hin und her, um die Stöße und Rucke zu parieren, und wundert sich darüber, daß die Wagen dies aushalten, daß die Federn nicht springen und wir nicht umgeworfen werden.

Im Dorf Allighur standen unverschleierte Frauen gassend in den Haustüren, als wir vorbeifuhren. Bei dem armenischen Dorfe Ütsch-filisse führt eine alte persische Brücke in zwei Bogen über einen Fluß. Im Süden zeigt sich der Ala-dagh, ein schneebedeckter Kamm mit drei kleinen flachen Gipfeln. Hier entspringt die eigentliche Quelle des Euphrat, der Murad-su, in 2750 Meter Höhe.

Achtes Kapitel.

An der Dreikaiferecke.

Der Ala=dagh, „der hohe Berg“, teilt mit dem im Nordosten von Erzerum liegenden Kiretschu die Ehre, dem schon von den biblischen Berichten und aus den ältesten geschichtlichen Urkunden her berühmten und von unzähligen Stämmen und Völkern besungenen Euphrat als Quelle zu dienen. Die beiden Arme, der westliche und der östliche, sind zwar beim Zusammenfluß ungefähr gleich wasserreich, aber der östliche ist bedeutend länger, und daher kann man sagen, daß Vorderasiens größter Fluß, der Zwilling Bruder des Tigris, seinen Ursprung den schmelzenden Schneefeldern, trüben Regenbächen und klaren Quellen des Ala=dagh verdanke.

Nach wechselnden Schicksalen auf dem armenischen Hochland treffen der Kara=su und der Murad=su, der westliche und der östliche Euphrat, 708 Meter über dem Meere unmittelbar oberhalb der bei Reban=maden liegenden Bleigruben zusammen und durchbrechen mit vereinten Kräften den armenischen Taurus. In engen Schluchten, zwischen hohen, steilen Felswänden bildet der beständig wachsende Fluß eine Reihe Wasserfälle und Stromschnellen. Bei Biredschik, wo er in die syrische Ebene hinaustritt und wo viele wichtige Karawanenstraßen seinen Lauf kreuzen, beträgt seine Entfernung vom Mittelmeer nur 220 Kilometer. Vom Libanon und den Bergketten der syrischen Küste fällt jedoch das Land nach Osten ab; insofgedessen macht der große Fluß, der bei Rakfa über 200 Meter breit ist, einen Bogen

nach Südosten, um auf weiten, langen Wegen das Meer aufzusuchen. Bei Ed=Der wachsen an den Ufern des Euphrat die ersten Palmen, und bei Berdi ist der Fluß 350 Meter breit und teilt sich oft, um flache Inseln zu umschließen. Von Hit an, wo er wohl 2000 Kubikmeter Wasser in der Sekunde führt, zweigen sich zahlreiche Bewässerungskanäle von seinen Seiten ab; denn hier durchströmt der Euphrat ausschließlich flaches Anschwemmungsland, und nur bei Hilleh erhebt sich noch ein letzter Landrücken. Seine trübgrauen Wassermassen, die im Mai am höchsten, im November am niedrigsten stehen, bilden an den Ufern ausgedehnte Moräste und dicht mit Schilf bewachsene Lagunen, die der Schifffahrt hinderlich sind. Doch die Eingeborenen befahren den Fluß mit Flößen, welche auf luftgefüllten Schläuchen aus Schafleder ruhen. Bei Korna treffen Euphrat und Tigris zusammen, um den Schatt-el-Arab zu bilden, und wenn sich der Fluß unterhalb der Städte Basra und Muhammera in den Persischen Meerbusen ergießt, hat er einen Lauf von 2780 Kilometern hinter sich.

Öde, staubig, gelb und von einer glühenden Sonne ausgedörrt, dehnt sich das klassische Babylonien, Chaldäa, Mesopotamien, das heutige Irak=Arabi, zwischen den beiden Flüssen aus. Der Boden, der ein paar tausend Jahre geruht hat, war den Keilschriften zufolge einst von einem Netz von Bewässerungskanälen durchzogen, die das Land zu einer Mosaik fruchtbarer Gärten und Felder machten, deren Weizen hundertfaches Korn trug und deren Datteln in saftigen Bündeln an den Kronen der Palmen reiften. Von den Völkern und Reichen längstvergangener Jahrtausende erzählen noch die Steine, die die Forscher unserer Zeit in ganzen Bibliotheken aus dem trocknen Erdboden ausgraben. In dieses Land verlegen die Gelehrten die Sage von der Sündflut, und hier war es, wo nach dem 11. Kapitel des 1. Buches Moses die Söhne Noahs voller Vermessenheit einen Turm, den Turm von Babel, bauen wollten, der von der Erde bis zum Himmel reichen sollte. Aber in seinem Zorn verwirrte Gott ihre Zungen und zerstreute sie alle über die Erde. Hier wuchs das stolze, glänzende Babylon heran und gelangte unter Nabopolassar

und Nebukadnezar zur Blüte, nachdem das Waffengeklirr der assyrischen Eroberer verstummt war. Neue Völker und neue Reiche machten einander auf diesem alten Boden Platz; die Perser eroberten Babel, und der siegreiche Alexander wollte die Stadt mit ihren starken Mauern und breiten, regelmäßigen Straßen wieder aufbauen. Jetzt sind Birs Nimrud und Hilleh alles, was von diesem Brennpunkt alter Macht und alten Ruhmes, alter Kunstübung, Gelehrsamkeit und Kultur noch übrig ist.

Nicht weniger reich an stolzen Erinnerungen sind die Ufer des Tigris, der nicht weit von Teles am Euphrat auf dem armenischen Taurus entspringt. Hier blühte Ninive, die Hauptstadt Sanheribs, Asarhaddons und Sardanapals, und in Ktesiphon herrschten nacheinander Parther, Römer, Sassaniden und Araber; aber von dem einstigen Glanz ist nur noch die Ruine Taf-Resra geblieben, deren prachtvolle Bogen man von allen Himmelsrichtungen aus sieht, wenn man mit dem Dampfer langsam den Tigris hinauffährt. Ktesiphon gerade gegenüber, auf dem rechten Ufer, erhob sich eine der Millionenstädte alter Zeiten, Seleucia, das Seleukus I. Nikator gründete und das im Jahre 162 n. Chr. in dem Feldzuge des Trajan zerstört wurde. Noch heute besitzen die beiden Flüsse jeder seine im Orient sehr berühmte Stadt. Bagdad oder Dar-es-Salam, „der Ort des Segens“, die Hauptstadt der abbasidischen Kalifen, die Almanfor im Jahre 763 gründete, erlangte im 9. Jahrhundert unter Harun-al-Raschid ihren höchsten Ruhm, der dank den Sagen der „Tausendundeinen Nacht“ noch heute nicht verblichen ist. Auch hier ist im Laufe der Zeiten eine Reihe Eroberer und Reiche einander auf dem Fuße gefolgt. Im Jahre 1258 eroberte Hulagu-Chan, Dschingis-Chans Enkel, die Stadt Bagdad, 140 Jahre später Timur der Lahme, zu Anfang des 16. Jahrhunderts der persische Schah Ismail und im Jahre 1638 Sultan Murad IV. In der Gewalt der Türken ist die Stadt noch heute, und vergeblich versuchte der sonst siegreiche Schah Nadir, Bagdad wieder mit Persien zu vereinigen. Jetzt ist Bagdad eine wenig wichtige Handelsstadt, die jedoch nach Eröffnung der längs des

Euphrats nach Basra und Koweit führenden Bagdadbahn einer neuen Blütezeit entgegenzieht und ein wichtiger Punkt auf dem Wege von Europa nach Indien werden wird. Noch berühmter als Bagdad — in Persien wenigstens — ist Kerbela, unweit des rechten Euphratufers, denn dorthin pilgern die Schiiten, die Anhänger des Kalifen Ali, in Massen sowohl bei Lebzeiten wie nach dem Tode, um dem Grabe Husseins ihre Ehrfurcht zu bezeugen und in seiner Nähe ihre letzte Ruhestätte zu haben. Hussein war der zweite Sohn Alis und fiel 680 in der Schlacht gegen die Omajjaden.

Es sind also erhabene Erinnerungen, deren Wurzeln bis in die graueste Vorzeit, bis zum ersten geschichtlichen Auftreten des Menschengeschlechts zurückreichen, die hier an den Ufern des Euphrat schlummern. Von der schlüpfrigen Straße längs des Murad-su blickt der Reisende nicht ohne Ehrfurcht nach dem Ala-dagh hinauf, auf dessen schneeigem Scheitel der ewige Fluß seinen Lauf durch ein Land beginnt, das seit undenklichen Zeiten ein Schauplatz der Eitelkeit aller Eitelkeiten, erbitterter Kämpfe, aufblühender und zerfallender Reiche gewesen ist. —

Der Euphrat schlängelt sich in einer breiten Einsenkung unter uns hin, und auf seiner rechten Uferterrasse würde der Weg jetzt vortrefflich sein, wenn er nicht so oft von Erdrissen durchschnitten würde. Hinter Karfa-bazar erscheint durch eine Lücke in dem nördlichen Gebirge ein mächtiger Keel des Aghri-dagh, dessen majestätischer Gipfel in den Wolken verschwindet und dessen Seiten mit Schnee bedeckt sind. Vor uns, in Ostnordosten, tritt einer der berühmtesten Berge der Erde hervor, der wenigstens bei den christlichen Völkern ebenso berühmt ist wie der Railas, der Heilige Berg der Tibeter und der Hindus, im fernen Osten. Es ist der Ararat. Noch sind wir 70 Kilometer von ihm entfernt; wir werden ihm aber bald näher kommen. Jetzt hebt er sich matt und bleich von dem dunkelnden Hintergrund des Himmels ab, und die Wolken, die sonst in der Dämmerung zerreißen und sich zerteilen, scheinen sich anzuschicken, während der Nacht den Heiligen Berg wie ein Mantel zu umgeben. Der Kamm im Süden, um die

Euphratquelle herum, bietet ein fesselnderes Schauspiel; die Reflexe der untergehenden Sonne rufen in den leichten Wolken, die über den schneebedeckten Berggipfeln schweben, ein wunderbares Farbenspiel in rosigen und blauen Tönen hervor.

Vor uns auf der Ebene verkündet ein graublauer, unbewegter Rauchschleier die Nähe eines Dorfes, und aus dem Rauch treten bald die bienenforbähnlichen Dunghaufen hervor. Ein paar Minuten später hält das Dreigespann vor dem Hause des „Zus=baschi“, des Dorfältesten, wo uns bellende Hunde, neugierige Kinder, in rote Lumpen gekleidete Frauen und diensteifrige Soldaten begrüßen. Diese und ein schön widerhallendes Trompetensignal zeigen einen Garnisonsort an; in dem Dorfe, dessen Namen Diadin ist, sollen auch zwei Hamidieregimenter liegen. In einem verhältnismäßig saubern Zimmer machten mir, wie gewöhnlich, die Behörden ihre Aufwartung, unter ihnen ein Leutnant, der in Konstantinopel Französisch gelernt hatte und unerwartet gesprächig war. Er sagte mir, das Land sei durch die schlechte Verwaltung verarmt und man könne die Absichten des Sultans nicht begreifen. Nur in einer Hinsicht teilte er die Ansichten des Herrschers: in dem Haß gegen die Armenier, die ebensolche Gefühle gegen die Türken hegen. Dieser zweischneidige Nationalhaß läßt sich nicht eher ausrotten, als bis das eine Volk in die Sklaverei des andern geraten ist, und während der unversöhnlichen Kämpfe der Menschen bleibt das Land unbebaut und wird vernachlässigt.

Am 24. November ist der Himmel strahlend klar. Gleich hinter Diadin beginnt der Anstieg nach einem kleinen Pässe zweiter Ordnung hinauf, von dessen Schwelle herab man eine entzückende Aussicht auf den Ararat hat, der in matten, graublauen Farbentönen größtenteils in seinem eigenen Schatten liegt und das helle, azurblaue Himmelszelt als Hintergrund hat. Auf der rechten Seite des Großen Ararat zeigt sich jetzt der noch regelrechter kegelförmige, steile Gipfel des Kleinen Ararat und links ein niedrigerer Kamm mit ein wenig Schnee.

Ararat, richtiger Mirarat, „Ebene der Arier“, heißt seit uralten Zeiten das Hochland am mittelften Aras, und wenn der 4. Vers des

11. Kapitels im 1. Buche Moses berichtet, daß Noahs Arche auf dem Ararat landete, so ist damit eigentlich die Hochebene gemeint, deren Name in Europa unrichtigerweise auf den Berg übertragen wurde. Der hohe Gipfel heißt dagegen bei den Armeniern Massis, bei den Türken Aghri-dagh und bei den Persern Kuh-i-Nu oder Noahs Berg.

Sowohl der Große wie der Kleine Ararat erheben sich auf einem vulkanischen Plateau und stehen durch einen kleineren Bergrücken miteinander in Verbindung. Im übrigen ist der Ararat ein fast isolierter Vulkankegel, der aus Trachyt, Schlacken und Lapilli besteht und eine Höhe von 5156 Metern erreicht. Der eigentliche Gipfel hat keinen Krater; in seiner Nähe erheben sich zwei kleine Nebengipfel, die nur wie Unebenheiten in dem regelmäßigen Umriß des Kegels aussehen, und die letzten Lavaergüsse, die wahrscheinlich in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben, sind unterhalb der Schneegrenze aus dem Berge gedrungen. Diese liegt auf der Südseite in einer Höhe von 3940 Metern und auf der Nordseite auf 4180 Meter Höhe. Dagegen ist der 3914 Meter hohe Kleine Ararat während des Sommers ganz schneefrei. Die Armenier glauben, daß der Gipfel unersteigbar sei und von bösen Geistern geschützt werde, in Wirklichkeit aber ist er schon im Jahre 1829 von Parrot bestiegen worden, und seitdem haben gar manche Forscher die Spitze erreicht und den Berg gründlich untersucht.

Seit dem Jahre 1827 stoßen drei Kaiserreiche, Rußland, die Türkei und Persien, am Ararat zusammen, jedoch so, daß der Gipfel selbst auf russischem Gebiet liegt. Hier kann man mit dem linken Fuß in Rußland stehen, den rechten in der Türkei haben und sich mit dem Wanderstab auf persischen Boden stützen.

Die Dreigespanne führen uns in östlicher Richtung weiter; die Pferde der Kavalleristen stampfen auf dem Boden hin. Der Ararat spielt mit uns Versteck; bald erblicken wir seinen Gipfel, bald wird er wieder durch andere Berge verdeckt.

Der Weg über die kleine Paßschwelle ist fest und gut. Drunten auf dem ebenen Plateau begegnen wir einer persischen Karawane, deren tatarische Führer nach Trapezund zwanzig Tagereisen rechnen — wenn

es keinen „Tschagmor“ (Schlamm) gibt, wie sie sagen. Ein Kamel, das vor der Droschke scheute, wickelte dabei seine Leitleine um eine Telegraphenstange und hätte sich beinahe in horizontaler Stellung aufgehängt, wenn nicht im letzten Augenblick ein Führer noch den Strick mit seinem Dolch durchgeschnitten hätte. Weiter oben wird der Weg holperig infolge der Tuff- und Schlackenstücke, die den Boden wie schwarze Punkte bedecken und stellenweise förmliche Hügel bilden. Mit jeder Stunde des Tages, die verrinnt, tritt der herrliche Regel des Ararat in immer größer werdenden Dimensionen hervor; alle Details sind außerordentlich deutlich erkennbar, die verschiedene Mächtigkeit der glatten Schneefelder und die schwarzen Gesteinsrillen tiefer abwärts zeigen sich in größter Schärfe. Die tiefliegende Linie des Winterschnees ist scharf abgegrenzt. Die öde, stille Landschaft, in der man keine Dörfer und keine Wanderer sieht, wird von dem Ararat, der meine Blicke fesselt, vollständig beherrscht.

Schafir dreht sich auf dem Bocke um, zeigt mit der Peitsche nach Südosten und sagt: „Iran jolli, pascham“ (der Weg nach Persien, mein Herr). Hinter zwei weiteren steinigten Hügeln gelangen wir wieder auf ganz ebenes Terrain. Jetzt liegt auch nicht mehr der kleinste Hügel zwischen uns und dem Fuße des Ararat; wir sehen den gewaltigen Regel von seinem Fuße auf der Hochebene bis zum Gipfel (Abb. 19), und befinden uns in seiner unmittelbaren Nähe; nur ein „Meidan“ dehnt sich zwischen der Fahrstraße und dem Berge aus. Tiefe, breite Rinnen werden überschritten, zur Linken zeigt sich in einer Lücke zwischen den nördlichen Bergen die Straße nach Tgdir, die sich am Westfuß des Ararat entlang zieht. Immer imposanter strahlt der Ararat, blendend weiß in seinem frischen Schneemantel. Stückweise ist der Weg jetzt so schön und eben wie eine Chaussee; vor uns steigt der Bergrücken von Bajaset mit seinem teilweise gezähnten, spitzen Kamme auf.

Schon von der am Morgen überschrittenen kleinen Paßschwelle hatte ich einen schwachen Rauchschleier gesehen, der die Lage von Bajaset angab. Nachdem wir noch einige durch Schluchten getrennte kleine Ausläufer passiert hatten, zeigte sich die Stadt mit ihren Mauern

und Forts zwischen zerklüfteten, bizarren Bergen. Eine seltsame Lage! Die kleine Stadt scheint zwischen Felsvorsprüngen auf den Bergabhang hinaufgeklüffert zu sein. Die Häuser liegen amphitheatralisch übereinander und hängen wie Schwalbennester über steilen Wänden und Abgründen (Abb. 20). Am Fuße des Berges passieren wir eine vier-eckige alte Festung mit runden Ecktürmen und dann steigen wir zwischen den Hügeln aufwärts. Ein kleiner Bergkamm im Norden von Bajaset verbirgt uns jetzt den Kleinen Ararat und droht auch den Hauptgipfel zu verdecken. Er gewinnt Terrain und nimmt uns den Berg Stück für Stück. Wie ärgerlich, wenn man den Ararat von Bajaset aus nicht sähe! Aber ich tröste mich, denn für welche Straße ich mich auch entscheide, ich werde diesen heiligen Berg wiedersehen, dessen Namen die Kinder aller christlichen Schulen auf Erden lernen und auf dessen Gipfel nach dem Glauben der Frommen Noahs Arche landete, als die Sündflut ihr Werk vollbracht und das ganze übrige Menschengeschlecht vernichtet hatte.

Nur die oberste Spitze des Gipfels ist noch sichtbar; bald verschwindet auch sie, als wir in Schlangenwindungen langsam zwischen den Hügeln hindurch nach der Schwalbennesterstadt hinauffahren. Jenseits eines rieselnden Baches ist das Tal der Toten, der Friedhof; wir lassen die stillen Grabmale unter uns und steigen immer höher, dem Wohnsitz der Lebenden entgegen. Endlich sind wir droben in diesem ungewöhnlich malerischen Städtchen und fahren durch den Bazar mit seinem bunten Leben, den zerlumpten, verblichenen Volkstrachten, den orientalischen Volkstypen, den offenen Läden und dem tiefen Schmutze. Eine enge Gasse, ein offener Terrassenweg mit Aussicht in das tief unten liegende Tal, eine Anhöhe, und Schakir hält vor der Pforte eines vornehmen Hauses: es ist das russische Konsulat.

Hier wurde ich von dem russischen Konsul Herrn Swanoff, der an diesem äußersten Vorposten des Türkischen Reiches über Rußlands Interessen wacht, mit großartiger Gastfreundschaft aufgenommen. Der Vizekonsul Akimowitsch, mein Freund aus den Streiftagen in Batum und Poti, war vor sechs Tagen über Erivan angelangt; durch den



20. Bajafet. (S. 76.)



21. Tatarische Schönheiten. (S. 101.)



22. Tataren in Nakhitschewan. (S. 101.)

Umweg über Trapezund hatte ich also eine Woche an Zeit verloren, aber auch viele wertvolle Erfahrungen gesammelt, und ich bedauerte durchaus nicht, daß ich nicht in Poti gewartet hatte. Nach eiligst abgestatteten Visiten bei dem „Mutaferrif“ der Stadt, dem obersten Beamten des „Sandschat“ oder Bezirks Bajaset, und dem gutmütigen persischen Konsul nahm ich mit Vergnügen Herrn Iwanoffs freundliche Einladung an, mich einen Tag in seinem gastfreien Hause auszu-ruhen. Die Reise der letzten Tage war, schon von Erzerum an, recht anstrengend gewesen, und es war zu schön, einen Morgen aus-zuschlafen und das Säusen und Brausen des Dahinrassels auf der Landstraße nicht in den Ohren zu haben.

Nachdem mir die mohammedanischen Herren am nächsten Tag ihren Gegenbesuch gemacht hatten, gingen wir aus, um das Städtchen zu besuchen, das 2042 Meter über dem Meer und 30 Kilometer nord-östlich von dem noch tätigen Vulkane Tandurek, dem „kleinen Ofen“, liegt. In Bajaset leben, wie man mir sagte, 800 Familien oder 6000 Personen, von denen 350 Familien Kurden sind, 250 Armenier, die übrigen Türken, Perser, Kaukasier, dazu die Garnison.

Im russischen Konsulat werden alljährlich nur zweihundert Pässe visiert, meistens Pässe tatarischer Karawanenführer, die russische Unter-tanen sind und sich durch Transitttransport ernähren. Als die Russen, um ihren eigenen Handel zu beleben und Persien und Kaukasien der Konkurrenz des Auslandes zu versperren, im Jahre 1890 Batum als Freihafen aufhoben, nahm die alte Karawanenstraße über Trapezund und Erzerum einen großen Aufschwung, obgleich sie heute, wie wir gesehen haben, nur noch ein Fünftel des Güterverkehrs besitzt, den sie vor der Eröffnung der kaukasischen Eisenbahn gehabt hat. Ein harter Schlag war es für diese Straße, als 1902 die Bahn von Tiflis nach Erivan eröffnet wurde und der kaufmännische Verkehr eine bequeme Verbindung zwischen dem Schwarzen Meer und der Umgegend der Stadt Bajaset erhielt. Das einzige Hindernis, das sich zeigte, be-stand darin, daß man aus Furcht vor Einschleppung der Rinderpest nicht erlauben wollte, daß Ochsen und Arben von der türkischen Seite

aus das russische Gebiet betraten, aber 1906 sollte dieses Verbot aufgehoben werden und der Verkehr dann ungehindert stattfinden können. Schon jetzt gingen russische Karawanen mit Zucker, Petroleum und andern Waren nach Bitlis und Wan. Rußland hat in dieser Gegend, wo drei Reiche einander berühren, auch andere handelspolitische Interessen in großem Maßstab zu wahren. In dem Tale unmittelbar am Westfuße des Ararat und weiter längs des Murad-su und dann durch das alte Assyrien hat man eine von der Natur selbst abgesteckte Bahnlinie nach Bagdad, die eine beachtenswerte Nebenbuhlerin der deutschen Bagdadbahn werden könnte. Nur von diesem Gesichtspunkt aus hat Bajaset für Rußland Bedeutung, und man kann nicht umhin, das wohlgeordnete Bewachungssystem, das Rußland in diesen Teilen Asiens durchgeführt hat, zu beachten.

Schon jetzt fühlen sich die Russen in Bajaset ziemlich zu Hause, denn sie haben die Stadt viermal erobert; das erstemal 1828, dann 1854, das drittemal am 29. April 1877, als Oberst Schtockwitsch die Stadt und die Zitadelle ohne Schwertstreich besetzte, jene aber im Juni wieder räumte, um sich in der Zitadelle mit einem Bataillon gegen die Übermacht der türkischen Belagerer zu verteidigen. Die Wasserzufuhr war abgeschnitten worden, und nur mit großer Gefahr konnte man von einem weiter abwärts liegenden Punkte Wasser herbeischaffen. Die Lebensmittel gingen aus, aber trotzdem weigerte man sich zu kapitulieren. Ein Armenier, der noch in Bajaset wohnt, teilte den Russen mit, daß Entsatz herannahe, und diese Nachricht stärkte ihren Mut. General Targuassoff, ein geborener Armenier, war es, der zum Entsatz heranzog, aber seine Mannschaft war zu schwach; um einen imposanteren Eindruck zu machen, verschaffte er sich eine Menge Karren, Zelte und Kamele, mit einem Wort einen Troß, der den Feind zu dem Glauben bringen mußte, daß der General über große Streikräfte verfüge. Die 18000 Mann starke türkische Division, die bei Kizil-dise, zweieinhalb Stunden Wegs von Bajaset, lag, ließ sich dadurch täuschen und wagte es nicht, ihn anzugreifen. Targuassoff erreichte unbehelligt sein Ziel und sah dort, daß die türkischen Belagerer

auf einer plattformartigen Anhöhe oberhalb der Zitadelle Posto gefaßt hatten, von wo aus sie die Belagerten beschießen konnten, ohne sich selbst irgendwelcher Gefahr auszusetzen, denn den Belagerten war die Munition ausgegangen. Targukassoffs Kosaken bestiegen den Ramm oberhalb der Stadt, wo man noch die Ruinen kurdischer Befestigungen sieht, überschütteten von dort die Türken mit einem mörderischen Gewehrfeuer und befreiten ihre Landsleute aus der Not. Es gelang Targukassoff gerade noch, sich mit den Befreiten zurückzuziehen, ehe die türkische Division hinter die geglückte List kam. Im Oktober des Jahres 1877 nahmen die Russen die Stadt zum vierten Male ein, gaben sie aber nach dem Krieg den Türken zurück. Es hat den Anschein, als hätten die türkischen Behörden das Gefühl, nur vorübergehende, in Unsicherheit schwebende Gäste an einem Orte zu sein, den die Russen, wie sie es schon bewiesen haben, jederzeit einnehmen können, wenn sie Lust dazu verspüren.

Neuntes Kapitel.

Im Heiligtum der Armenier.

Gerade während meines kurzen Aufenthalts in Bajaset erhielt der persische Konsul die Nachricht, daß 1500 Mann bewaffneter Kurden und Türken bei der Zollstation Kasli-göll in persisches Gebiet eingefallen seien, um, wie es hieß, sich dafür zu rächen, daß Perser sich auf der türkischen Seite ebenso solche Freiheiten herausgenommen hatten. Der Konsul bat mich, in Tabris den Waliad, den Kronprinzen, von den Unruhen an der Grenze zu unterrichten und zugleich ja nicht zu vergessen, ihn selbst aufs beste zu empfehlen — durch Protektion und Nepotismus erklimmt man im Lande der Sonne und des Löwen die Ginnen der Macht. Indessen hatte ich keine direkte Veranlassung, mich mitten in plündernde kurdische Horden hineinzubegeben, und änderte auch meinen ursprünglichen Plan nicht, den drei Tage kürzeren Weg über Dschulfa nach Tabris einzuschlagen.

In Begleitung des Zollbeamten Kostsinitich verließ ich am 26. November das gastfreie Konsulat, auf dessen Dach die russische Fahne stolz in der Sonne flatterte. Schnell ging es bergab, und wieder schimmerte der blendend weiße Gipfel des Ararat zwischen den Hügeln hervor. Eine richtige Straße ist nicht vorhanden, nicht einmal Wagengleise sind zu sehen. Jetzt bestand meine Eskorte nur noch aus zwei türkischen Kavalleristen, und auch diese sollten an der Grenze umkehren. Sie nützten mir gar nichts, hatten vom Wege keine Ahnung, und wußten nicht einmal, wie die Dörfer hießen.

Nachdem wir einen die Aussicht verdeckenden Bergrücken hinter uns haben, steigt rechts von unserem Wege näher als je zuvor der Ararat in seiner ganzen Größe auf. In Kara-bulak erreichen wir die türkische Zollstation, wo ein gebieterischer Herr sich wichtig machte und erklärte, daß er mein sämtliches Gepäck untersuchen müsse. Er beruhigte sich jedoch schnell, als er meine Papiere geprüft hatte, und begnügte sich damit, den Arbaleuten anderthalb Pfund (28 Mark) als Faustpfand abzunehmen, um sicher zu sein, daß sie nicht auf die russische Seite hinüberfahren. Der Kutscher des einen Lastwagens, ein Armenier, mußte in Kara-bulak bleiben, denn Armenier werden überhaupt nicht über die Grenze gelassen, weder in der einen, noch in der anderen Richtung.

Noch schwebt die Rauchwolke aus Bajazets Schornsteinen grau-blau über der kleinen Stadt, die fern im Süden sichtbar ist, während das Land im Osten, nach der persischen Grenze zu, ganz flach und offen aussieht. Der Anstieg nach dem Grenzpaß beginnt; zu beiden Seiten unseres Weges zeigen sich kurdische Hirten mit ihren Schafen. Bereits im Anfang des Weges sind die Abhänge mit Tuffschutt bestreut; je höher wir hinaufgelangen, desto schlimmer wird es, und schließlich liegen große vulkanische Blöcke so dicht, daß es nicht mehr möglich ist, zwischen ihnen hindurchzukommen. Auf horizontalem Boden über Steinblöcke zu fahren, ist schon ein mühevolleres Unterfangen, aber auf steilen Abhängen ist es Wahnsinn. Es war mir ein vollkommenes Rätsel, daß die Fahrzeuge bei der Strapaze, die hier unser wartete, überhaupt aushielten. Die Pferde stemmten sich an und arbeiteten sich mit allen Kräften vorwärts; aber kaum hatten wir eine kleine Strecke zurückgelegt, so rissen die Zügel des einen Seitenpferdes, und während sie wieder zusammengeknüpft wurden, folgte ich zu Fuß den Lastwagen. Der eine Gepäckwagen war im Begriff, umzuwerfen, als es auf diesem unglaublichen Terrain etwas zu schnell vorwärtsging. Meine werthvollen Instrumente schwebten zwischen Himmel und Erde, und eigentlich ist es ein Wunder, daß bei einer solchen Fahrt nicht alles zerschlagen und zermalmt wird.

Auf und nieder über Steine und Blöcke, über Felsplatten und in tückische Gruben hinein; die Wagen knirschen und knacken und schaukeln wie Schiffe bei hohem Seegang.

Endlich sind wir droben bei der Steinpyramide, die die Grenze zwischen Rußland und der Türkei bezeichnet. Hinter und unter uns im Süden sehen wir jetzt die Ebene mit ihren Moräften und blauen mit Schilf bewachsenen Seen auf gelbem Grund.

Tschingil heißt die russische Grenzwachstation, wo 18 Kosaken und zwei Zollbeamte die Kontrolle besorgen. Auch hier gibt es einen kleinen, mit Schilf bewachsenen See; in seiner Nähe liegt das Kurden-
dorf Dschilli. Die erste Strecke abwärts ist steinig und flach, beim fünften Versteifahl aber geht es fast kopfüber hinunter. Man erstaunt über diese ungeheure Steilheit und fragt sich, wie es möglich sei, solche Wände hinunterzufahren. Die Aussicht über das Tal des Aras oder Araxes reicht außerordentlich weit. Im Norden erhebt der Magös seinen 4104 Meter hohen, glockenförmigen Keel; auch er ist ein erloschener Vulkan mit schwefelhaltigem Krater und scharf begrenzter Schneelinie.

Es wird dämmerig; die Schatten über den Bergen gleiten schnell über die Abhänge und klettern langsam an den südlichen Hängen des Magös hinauf. Langsam und vorsichtig rollt die Droschke in den Rehren bergab. Schafir hält die Pferde fest in den Zügeln; er sitzt wie auf Nadeln, und die Pferde stemmen die Vorderfüße in kurzen Abständen auf, um den Wagen zurückzuhalten.

Es wird dunkler und frischer. Schon umgibt uns undurchdringliche Nacht, als wir im Dorfe Argow vor der Zollstation halten, deren Vorsteher mich mit größter Gastfreundschaft empfängt und mich bittet, bei ihm ein Glas Tee zu trinken, ehe ich weiterfahre, denn bis Igdir seien es noch 18 Werst. Unterdessen läßt er zwei Reiter der Grenzwache ihre Pferde satteln, und als es von neuem weitergeht, reitet der eine mit einer Laterne an der Spitze und der zweite hinter den Lastwagen, um aufzupassen, daß nichts herunterfällt. Jetzt geht es flott vorwärts, denn der Weg ist gut, die Sterne funkeln hell, aber

Dörfer und Gehöfte kündigen sich in der Dunkelheit nur durch eine Schar Hunde an, die mit wütendem Gebell auf unsere Wagen losstürmen.

Endlich sind wir in Igdir, und ich mache es mir in einer leidlichen russischen „Gostinnitsja“ (Gastwirtschaft) gemütlich, besuche den „Ujasdnij Natschalnik“, den Bezirkschef, einen liebenswürdigen Hauptmann, und esse mit ihm und seiner Familie zu Abend.

Am Morgen des 27. November nahm ich Abschied von Schafir, der mich von Erzerum her so gut gefahren hatte, und von den beiden anderen Kutschern; sie hatten in Bajaset einen Paß zum Überschreiten der Grenze erhalten, fürchteten sich aber entsetzlich vor den Armeniern auf der russischen Seite. Sie erhielten ein schönes Trinkgeld, und ihre Dankbarkeit war groß, als es mir gelang, ihnen die Erlaubnis zu erwirken, daß die beiden russischen Soldaten sie noch bis an die Grenze geleiten dürften. Schafir glaubte, der Zollschnüffler in Karabulak werde im Leben nicht die anderthalb Pfund herausgeben, die er als Sicherheit für ihr Wiederkommen genommen hatte. Ich schrieb daher an den französischen Vizekonsul in Erzerum, daß der Zollbeamte in diesem Fall gezwungen werden müsse, seine Pflicht zu tun.

Igdir hat 6000 Einwohner und 800 Häuser; es verlockte mich nicht zu längerem Aufenthalt, als unumgänglich nötig war. Mit drei Wagen und neun Pferden verließ ich das Städtchen und fuhr die vortreffliche Chaussee entlang, die zur Eisenbahn führt. Die Wanderer und Landleute, denen man hier begegnete, sind größtenteils Tataren, aber der Blick fällt auch auf Kurden und Kaukasier, die man an ihren charakteristischen Trachten leicht erkennt.

Bei dem armenischen Dorf Markara überschreiten wir den Araxes auf einer eisernen Brücke mit hölzernen Bohlen. Um diese Jahreszeit sieht der Fluß recht klein aus und er scheint nicht gewachsen zu sein, seitdem wir auf der alten Spitzbogenbrücke in Köpri-köi über ihn gegangen sind; seine trüben Wassermassen ringeln sich langsam nach dem Kaspiischen Meere hinab.

Wir nähern uns einer großen Handelsstraße, das sieht man sehr deutlich an dem lebhaften Verkehr, den kleinen Kamelkarawanen, den

mit Salz und anderen Waren beladenen Fuhren, die nach der Eisenbahn gehen, den immer dichter liegenden Höfen und den Gärten, die von Lehmmauern eingefaßt sind. Eine kleinere Brücke führt uns über den Kur Arax, den „trockenen Araxes“, einen Arm, der früher den ganzen Fluß enthalten hat, in dem jetzt aber nur noch ein Streifen klaren, stagnierenden Wassers stand. In der Nähe des Tatarendorfes Kalchun erreichen wir die Eisenbahn bei der Station Etschmiadsin.

Es war erst 10 Uhr, und da der Zug nach Nachitschewan vor 3 Uhr nicht abging, hatte ich Zeit, dem berühmten Kloster Etschmiadsin einen wenn auch nur flüchtigen Besuch abzustatten. Einer der Wagen aus Igdir übernahm es, mich dorthin zu befördern. Wir wollten gerade abfahren, als sich zwei grusinische Kaufleute, die im Klosterdorf einen Weinfeller hatten, einstellten und mich baten, sie doch mitzunehmen, da sie sonst keine passende Fahrgelegenheit dorthin finden könnten. Sehr gern; sie konnten mir ja als Ciceroni nützlich werden und mir erzählen, was sie von den in Kaukasien herrschenden Verhältnissen wußten. Zunächst weihten sie mich in ihre Privatangelegenheiten ein und erzählten mir, daß sie Besitzer großer Weingärten in dieser Gegend seien. Der Wein, der an Ort und Stelle 10 Kopeken ($21\frac{1}{2}$ Pfennig) die Flasche koste, werde nach dem europäischen Rußland exportiert und habe ihnen sonst durchschnittlich einen Jahresgewinn von 12000 Rubel eingebracht, in diesem Jahre aber werde die Einnahme infolge der Streiks 8000 nicht übersteigen.

Unterdessen fuhren wir durch angebaute Gegenden mit lebhafter Tätigkeit und durch öde Striche, wo der Boden brach lag. Endlich erhoben sich Etschmiadsins Kirchtürme und Klostergebäude vor uns, und wir hielten vor dem Hauptportal. Hier sagte ich meinen zufälligen Reisegefährten Lebewohl und wurde von einem Armenier in einen großen Hof geführt, auf dem ein lebenswürdiger Mönch mich willkommen hieß und sich erbot, mir soviel zu zeigen, als sich in der Zeit von einer Stunde besichtigen ließ.

Etschmiadsin, „wo der eingeborene Sohn herabstieg“, wurde im Jahre 301 von Gregor, dem Apostel Armeniens, gegründet; im Jahre

1441 wurde es Sitz des Katholikos, des Patriarchen der armenisch-gregorianischen nichtunierten Kirche und des Heiligen armenischen Synod. Das Kloster zerfällt in drei Teile, deren jeder seine Kirche hat — daher der gewöhnliche türkische Name Ütjch-kilisse, die drei Kirchen —, und wird teilweise von einer Festungsmauer mit Türmchen umgeben. Im Innern der vornehmsten Kirche, der Kathedrale, zeigt ein auf vier Säulen ruhendes kleines Tabernakel die Stelle an, wo der Heiland im Jahre 301 aus dem Himmel herabstieg, sich dem Apostel Gregor, der den König Tiridates für das Christentum gewann, offenbarte und den Platz bestimmte, wo die Kirche erbaut werden sollte. Sie ist in Kreuzesform mit einer Kuppel in byzantinischem Stil erbaut, und ihre innere Ausstattung ist sehr einfach und prunklos.

Der schwarzgekleidete ernste Mönch, der mich umherführte, erzählte mir, daß das Kloster jetzt nur 35 Mönche habe, welche die Regeln des heiligen Basilus befolgten. Der Katholikos, ein 85 jähriger Greis, der augenblicklich in Tiflis weilte, war offenbar Gegenstand großer Verehrung; wohin man auch kam, sah man sein Bild. Etschmiadzin hat eine geistliche Hochschule, eine Schule, eine Buchdruckerei, eine Bibliothek und Wohnhäuser für Pilger, denn jeder Armenier muß wenigstens einmal in seinem Leben eine Wallfahrt nach diesem Kloster machen. Auch ein Museum ist hier, durch das ich einen eiligen Rundgang machte.

Dem Museum gerade gegenüber liegt in demselben Gebäude die Bibliothek, die sehr wertvolle Manuskripte in armenischer Sprache enthält. Die kostbarste Nummer soll eine Bibel aus dem 10. Jahrhundert auf Pergament sein; sie ist in Elfenbeindeckel eingebunden, die im 4. Jahrhundert geschnitten worden sind. Mitten im Bibliotheksaal sind auf einem langen Tische Handschriften und Urkunden ausgestellt. An diesem Tische sitzen, wie man mir sagte, gelehrte Gäste oft ganze Tage lang, um in den Schätzen der Bibliothek zu blättern. Gegenwärtig war niemand da außer dem Herrn Bibliothekar, einem hochgewachsenen, schwarzhaarigen Mönch, der angenehm aussah und eine schwarze Kutte trug. Mit großem Eifer wollte er mich auf die Photo=

graphie dreier mit Gewalt erbrochener Kassenschränke aufmerksam machen, ein Bild, bei dem man es entschieden darauf angelegt hatte, Sensation zu erregen, und zu dem er mir folgende drastische Erklärung gab, für deren Richtigkeit ich jedoch nicht bürgen möchte.

Im Jahre 1903 hatte der Generalgouverneur von Kaukasien verlangt, daß der Klosterschatz von Etschmiadsin, der beinahe eine halbe Million Rubel betrug, nach Tiflis geschickt werden solle, um von nun an von den russischen Behörden verwaltet zu werden. Dies sollte nicht geschehen, um das Kloster seiner klingenden Schätze zu berauben, denn die Zinsen des Kapitals sollten den Mönchen, sobald sie ihrer bedurften, zur Verfügung stehen. Aber die Mönche und die Archimandriten weigerten sich, ein solches Verfahren anzuerkennen und die Schlüssel zu den Kassenschränken auszuliefern. Da ließ der Generalgouverneur die Schränke mit Gewalt öffnen und den Schatz nach Tiflis bringen, eine That, die in ganz Armenien die größte Erbitterung hervorrief und zum größten Teil die zahlreichen Attentate veranlaßte, die in den beiden letzten Jahren von Armeniern gegen russische Behörden begangen worden sind. Der neue Generalgouverneur ließ die Klosterkasse wieder nach Etschmiadsin zurückbringen, und damit beruhigten sich die Armenier.

Vor der Hauptkirche erhebt sich ein sehr schöner Denkstein aus Marmor auf dem Grabe eines Sir MacDonald, der 1830 in Tabris gestorben ist. Etschmiadsin wurde im Jahre 1827 während des Perserkriegs von Pasfewitsch erobert und ist seit dem Frieden von Turkmantschai im Jahre 1828 russisch geblieben.

Die Stunde war bald verronnen, und wenn ich den Zug, der nur dreimal wöchentlich nach Nachitschewan geht, nicht verpassen wollte, mußte ich den freundlichen Mönchen eiligst Lebewohl sagen und das alte Kloster, das mich enttäuscht hatte, verlassen. Eine Stunde vor Abgang des Zugs langte ich auf dem Bahnhof an. Es wird wohl noch Zeit genug sein, das Gepäck aufzugeben und seine Fahrkarte zu kaufen, dachte ich. Aber im ganzen Bahnhofsgelände war weiter niemand als der Telegraphenbeamte und der Restaurateur; der Stationsvorsteher

fand sich, ein wenig angehäufelt, erst im letzten Augenblick ein und erklärte mir mit verblüffender Arroganz, daß es viel zu spät sei, soviel Gepäck noch unterzubringen. Ich setzte ihm auseinander, daß ich rechtzeitig auf dem Bahnhof gewesen sei, daß er nicht berechtigt sei, seinen Posten zu beliebiger Zeit zu verlassen und daß ich ihn bei seinen Vorgesetzten in Tiflis anzeigen wolle, wenn er nicht dafür Sorge, daß ich mit diesem Zug abreisen könne, der an den Zug aus Uluchanlu, welcher am nächsten Morgen nach Nachitschewan gehe, Anschluß habe. Aber der Mann war ein Flegel und beantwortete meine Drohungen damit, daß er dem Zug das Signal zum Abfahren gab. Der Telegraphenbeamte, der samt dem übrigen Bahnhofspersonal mit dem Stationsvorsteher auf dem Kriegsfuße stand, teilte mir indessen mit, daß schon nach einer Stunde ein Güterzug in derselben Richtung abgehen werde, und ich bestach nun das Personal, mich und mein Gepäck bis Uluchanlu mitzunehmen.

Dieses Spitzbubennest erreichten wir in der Dunkelheit. Hier gab es nicht einmal ein Loch, in dem man unter Dach und Fach hätte kommen können. Der Stationsvorsteher, ein kaukasischer Bandit, war nett und freundlich und überließ mir einen Eisenbahnwagen zweiter Klasse als Nachtquartier, erklärte aber, daß er für mein Gepäck keine Verantwortung übernehmen könne, da hier kein Güterboden sei und alles, was nicht niet- und nagelfest sei, gestohlen zu werden pflege! Es blieb mir nichts anderes übrig, als wiederum einige russische und grusinische Arbeiter mit zehn Rubeln zu bestechen, damit sie die Verantwortung für das Gepäck übernähmen, das nun die Nacht über in ihre Behausung gestellt wurde, wo Gesindel und Weibervolk ein schreckliches Leben führten. Dann führte mich ein russischer Stationsdiener nach meinem Abteil, das muffig, alt und schmutzig war und in welchem es, wie er mir zur Vorbereitung sagte, entsetzlich viele Wanzen gab. Zwei Stunden leistete er mir noch Gesellschaft und unterhielt mich sehr gut mit seinen liberalen Ansichten und seinen haarsträubenden Beschreibungen der Gemekel und Bombenattentate in Tiflis, wo er damals gewesen war und eine Schußwunde in das eine Bein als Andenken an jene Zeit erhalten hatte.

Als er endlich mit seiner trüben Laterne abzog, riet er mir, meinen Abteil von innen abzuschließen; er werde mit dem Schlüssel wiederkommen, „denn hierzulande ist niemand sicher“, meinte er, „und daß Sie Geld haben, kann man sich schon denken“. Allerdings bewachten Gendarmen die auf dem Gleise stehenden Wagen, aber man könne doch nie wissen, was geschehen werde, und gestern abend erst hätten einige Spitzbuben gerade in der Zeit, als die Gendarmen zum Teetrinken gegangen seien, die Gelegenheit benutzt, um durchs Fenster in einen Wagen einzubrechen und eine Kasse zu stehlen, in der glücklicherweise nur 70 Rubel gewesen seien. „Daher ist es besser, wenn man sich einschließt“, meinte er, verschwand in der Dunkelheit und kam — überhaupt nicht wieder.

Ich installierte mich so gut es ging in dem Abteil, las eine Weile im Liegen bei einem qualmenden Talglicht und schlief dann ruhig auf dem Sitz ein, den Revolver neben mir. Leise tappende Schritte waren dann und wann neben und unter dem Wagen hörbar, und einmal kletterte jemand vorsichtig auf die hintere Plattform. Um Mitternacht kamen zwei Männer mit einer Laterne herein und ließen sich ebenso häuslich nieder, wie ich es getan hatte; es waren Passagiere, die auch nach Nachitschewan wollten. Nachtruhe fand ich daher eigentlich nicht, und sobald der Tag graute, erhob ich mich, stieg aus, ging auf dem Bahnsteig auf und nieder und ergatterte an einem im Freien aufgestellten Büfett ein Glas Tee mit Brot, „Sakuska“ und Weintrauben. Es reute mich jetzt eigentlich, daß ich nicht direkt nach Persien hineingegangen war und daß ich die Grenze Kaukasiens — wenn es auch nur die alleräußerste war — berührt hatte und daher in einem Zipfel dieses Landes verweilen mußte, den lauter Abenteuerer und Gefindel bevölkerten.



23. Арменійське Arbeiterinnen. (S. 101.)



24. Tatarisches Mädchen. (S. 101.)

Zehntes Kapitel.

Das Grab Noahs.

Vor einem Tisch unter freiem Himmel drängten sich in Uluchanlu ganze Massen Armenier, Tataren und Kaukasier, die ihr Gepäck zur Reise nach Nachitschewan expedieren lassen wollten, und der Beamte, der die Oberaufsicht über die Gepäckabteilung hatte, kommandierte herum wie ein asiatischer Despot. In Etchmiadsin hatte ich zu spät erfahren, daß der dortige Stationsvorsteher nur gegen klingende Vergütung seine Pflicht tat; aber durch Erfahrung gewizigt und um mich nicht durch all das Pack durchdrängen zu müssen, drückte ich meinem Kollegen jetzt einen funkelnagelneuen Zehnrubelschein in die Hand, sofort wurde ich in jeder Weise bedient und gut behandelt. Zwei Leute erhielten Befehl, mein Gepäck zu wägen und im Güterwagen auf einem Haufen aufzustapeln. Erst dann, als ich mich davon überzeugt hatte, daß dies geschehen und der Güterwagen mit Schiebetür und Eisenkrampen verschlossen worden war, kehrte ich wieder in mein altes Nachtquartier zurück und nahm mit zwei Reisetaschen meinen Platz in der einen Ecke ein.

Der Abteil hatte sechs Sitzplätze; aber ich sollte nicht, wie ich gehofft hatte, allein darin bleiben. Ein russischer Ingenieur wurde in der gegenüberliegenden Ecke mein Unglückskamerad, und dann füllte sich der Abteil mit Armeniern und ähnlichem Volk mit Weib und Kind. Als der Zug endlich fortrollte, hatte man so viel Fahrkarten

verkauft, daß ihre Zahl die der zur Verfügung stehenden Sitzplätze überstieg. Immerfort waren neue Passagiere gekommen, die ohne viel Federlesens einfach in die Abteile hineingestopft wurden. Der Fahrplan war nur ein schönes Trugbild, und noch eine Stunde nach der fahrplanmäßigen Abgangszeit war der Fahrkartenschalter von mehr als zweifelhaften Herren und Damen kaukasischer und mongolischer Rasse belagert gewesen.

Mit den Menschen ging es; wir hatten drei Weiber als Gesellschaft: eine Alte, die auf einem ganzen Stapel großer Bündel kauerte und mehrere andere Bündel als Fußschemel benutzte, eine kränkliche und elend aussehende, dicht in gewiß sehr inhaltsreiche Decken und Kissen gehüllte Frau, und eine dritte, die unnötig umfangreich und schmierig war und Brotkrümchen im Schnurrbart hatte; ferner eine junge Frau mit drei Kindern und einem vierten an der Brust, das sich wenigstens still verhielt, während die drei andern Vergtoure auf all den Bündeln unternahmen und einander wie drei kleine Katzen in dem überfüllten Abteil jagten. Dessen Luft wurde durch die schlechten Zigaretten, die zwischen den Lippen härtiger oder unrasierter, ungewaschen aussehender und schmieriger Kerle glühten, wahrhaftig nicht verbessert.

Nach dem Frühstück von den mitgebrachten Eßwaren werden frische Zigaretten angezündet, und die Luft, die schon vorher stickig genug war, wurde jetzt unerträglich. Glücklicherweise waren die Armenier derselben Ansicht und öffneten die nach der Plattform führende Tür, wo ich mir selbstverständlich eine Freistatt gesucht hätte, wenn sie nicht bereits durch allerlei Kerle mit Kisten und Bettjacks blockiert gewesen wäre. Die junge Mutter, die neben mir sitzt, bietet mir in liebenswürdiger Weise Weintrauben an, und bald habe ich mich mit ihren Kindern angefreundet und spiele mit ihnen, soweit wir dazu Raum finden. Ihr kleinster Erbe schreit wie besessen; damit er sich still verhalte, steckt sie ihm einen Gummipfropfen in den Mund.

Noch eine Stunde vergeht; die Reisenden nicken allmählich ein. Sie haben den ganzen Morgen vor dem Schalter gestanden und auf ihre Fahrkarten gewartet, sie sitzen eng und unbequem, und das ein-

förmige Küsseln des Zuges schläfert sie ein. Mit erhobener Nase und weit offenem Mund schnarcht die dicke Matrone in ihrer Ecke. Über ihrem schlafenden Sprößling wiegt die junge Mutter ihren Kopf hin und her, als ob er vom Stengel fallen wolle; die Kinder hören mit dem Spielen auf, und die härtigen Männer sinken in ihre Ecken zurück, lehnen sich aneinander oder legen den Kopf in den Schoß ihres Nachbarn.

Die Bahnstrecke nach Nachitschewan, die der Staat erst in zwei Jahren übernehmen sollte, war jetzt „Bremennij“, eine provisorische Linie; sie wurde auf die skandalöseste Art und Weise ausgenutzt. Die Eisenbahnwagen waren alte, schauderhafte Kisten, die andere Nebenbahnen schon vor langer Zeit ausrangiert hatten. Kein Gedanke an tägliche Reinigung; nur ab und zu wird einmal der Abfall vom Fußboden entfernt, aber erst dann, wenn er sich als richtige Kjöffenunöddinger anzusammeln droht. Es war wirklich schamlos von den Bahnbehörden, sich eine solche Behandlung des Publikums, das diese Verkehrslinie benutzt, zu erlauben. Wenn auch immerhin nur Eingeborene mit diesem Zuge fahren, so bezahlen sie doch ihre Fahrkarte zweiter Klasse mit 4 Rubel 16 Kopfen und hätten wohl das Recht, dafür einen Sitzplatz zu verlangen. Sie murrten auch laut über die Art und Weise, wie man sie behandelt hatte, und konnten es ebenso wenig verstehen wie ich, weshalb dem Zuge, der obendrein noch erbärmlich langsam fuhr, nicht ein paar Wagen angehängt worden waren. Hier fehlte, um es kurz zu sagen, jede Spur irgendwelcher Ordnung und Sauberkeit, und ich fragte mich im stillen, wie es wohl in der dritten Klasse hergehen werde, wenn die zweite schon so aussehe. Entschieden reist man auf den türkischen Wegen in Kleinasien viel bequemer und sicherer, und man wird dort auch stets höflich und anständig behandelt. Spitzbübereien, Diebstähle und Gewaltthatigkeiten sind in Asien an allen Grenzen im Schwang.

Einstweilen sind die Bahnhöfe dieser neuen Bahn noch provisorische Lehmhäuser, die auf niedrigen Pfählen ruhen, um die Feuchtigkeith abzuhalten. Kamarlu, ein großes Armenierdorf inmitten schöner

Gärten und Felder, ist die erste Station. Die zweite trägt den klangvollen Namen „Ararat“, aber nach der dritten Station Sadarak, die auch ein armenisches Dorf ist, wird die Landschaft immer öder. Eine Erholung für das Auge ist der Anblick der beiden Gipfel des Ararat, ein großartiges Panorama. Jetzt habe ich den herrlichen Berg von allen Himmelsrichtungen aus gesehen.

Bald fahren wir durch Steppen, bald durch unfruchtbare Wüsten; selten sieht man einen Busch, niemals einen Baum an einer andern Stelle als bei den Dörfern. Rechts im Süden tritt uns der Aras ganz nahe und gibt sich durch den Vegetationssaum, der seine Ufer einfaßt, zu erkennen. In immer kleiner werdendem Wilde und immermehr verschwindenden Farben sehen wir den Ararat, aber bald fällt der Vorhang, und der heilige Berg ist im Nebeldunst verschwunden.

Die Lokomotive keucht und stöhnt; sie wird mit „Masut“ geheizt, jenem vorzüglichen Brennstoff, der als Rückstand des destillierten Naphtha bleibt, dessen Geruch aber erstickend ist und zum Verpesten der Luft unseres rollenden Hauses beiträgt. Die Armenier treffen ihre Vorbereitungen zum Mittagessen, indem sie Brot, hartgekochte Eier und Milchflaschen aus ihren Bündeln auspacken, und die Eierschalen gesellen sich zu dem schon auf dem Fußboden liegenden Abfall.

Man freut sich jeder Station, die man hinter sich zurückläßt. Die fünfte heißt Schahstachi. Dort zog eine ziemlich große Kamelkarawane nach Osten; man scheint sich noch nicht recht an den Bahnverkehr gewöhnt zu haben, aber man weiß doch schon, daß überall, wo die Schienen ihre Eisenbänder durch die Steppen ziehen, auch dem einst vorherrschenden, so pittoresken Karawanenleben die Todesstunde geschlagen hat.

Jetzt geht die Sonne unter, und die Dämmerung breitet sich still über der Steppe aus. Auf dem persischen Ufer des Aras erheben sich niedrige Berge. Nach einem gründlichen Mittagsschlaf erwachen die Armenier wieder und zünden sich neue Zigaretten an; die Kinder sind müde und verdrießlich und sehnen sich nach Hause in ihr armseliges Bett in Nachitschewan. Doch endlich nimmt auch dieser lange

Tag ein Ende. Hinten auf einer Anhöhe sieht man die Häuser, Kirchtürme und Bäume des Städtchens. Der Pfiff der Lokomotive ertönt, der Zug fährt langsamer und hält schließlich an der Station, die einfach und schmucklos aus einem offenen Bahnsteig besteht. Ein Gepäckraum war nicht vorhanden, und seine Sachen erhielt man ausgeliefert, wenn man geduldig wartend in einer langen Reihe vor dem Gepäckwagen stand. Da es aber auch an Karren zum Transportieren des Gepäcks fehlte, ließ ich meine Kisten im Güterwagen liegen, stieg in die letzte Droschke und fuhr auf einer überaus staubigen Straße die anderthalb Werst nach der Stadt. Da der Kutscher mir wohlwollend mitgeteilt hatte, daß das Hotel Europa das beste in der ganzen Stadt sei, hielten wir vor der Tür dieses Hotels. Später erfuhr ich, daß der Schurke von dem Hotelbesitzer für alle nichts Böses ahnenden Reisenden, die er in dem Netze seiner Droschke zu fangen vermochte und in dieses schlechteste aller Löcher auf Erden brachte, eine bestimmte Provision bezog.

Der Wirt erklärte mir, alle Zimmer seien besetzt, er werde aber diesmal — wohl weil ich relativ anständig angezogen war und einigermaßen zahlungsfähig aussah — Zimmer Nr. 1 hergeben, in das sonst nur vornehme Reisende eingelassen würden. Nachdem ich mich sehr gründlich gewaschen hatte, fiel mir ein, daß es wohl nicht unangebracht wäre, wenn ich dem Oberhaupt der Stadt, dem Ujäsbnij Matschalsnik, dem Bezirkshauptmann, meine Aufwartung machte, da ich sonst nicht so leicht mit allen meinen Kisten ungeschoren aus dem russischen Reiche hinauskommen würde — hier wurde ja an allen Ecken und Enden gestohlen und geplündert, und gerade diese Gegend war noch dazu ganz kürzlich der Schauplatz eines haarsträubenden Blutbades gewesen. Mich jetzt, da ich nur noch eine Tagereise von der persischen Stadt Dschulfa entfernt war, der Möglichkeit einer Veraubung auszuweichen, hielt ich für unnötig.

Ein Hotelbediener mußte mir den Weg nach dem Hause des Bezirkshauptmanns zeigen. Sein Eingang wurde von zwei Soldaten bewacht, die mit der Flinte auf der Schulter auf und ab marschierten.

„Hier darf niemand hinein“, brüllte der eine Krieger mich an.

„Ich muß den Wjasdnij Matschalnik sprechen.“

„So spät abends läßt er keinen mehr vor.“

„Sagen Sie, ich sei ein Reisender, der ihn sprechen müsse!“

Nach mancherlei Wenn und Aber ließ der Mann sich überreden, meine Karte hineinzutragen. Bald darauf hörte ich eilige Schritte im Innern des Hauses, und ein kleiner Herr in der Uniform eines Obersten bat mich höflich, näherzutreten. Er führte mich in sein Arbeitszimmer, wo auf dem Schreibtisch eine Lampe brannte, und bat einen Augenblick um Entschuldigung, weil er noch im Nebenzimmer mit einem Offizier etwas Wichtiges zu besprechen habe. Unterdessen besah ich mir das ziemlich leere Zimmer, dessen kahle Wände nur einige banale, langweilige Photographien, Gruppen russischer Offiziere vorstellend, zierten. Plötzlich wurde mein Blick von dem großen Buche gefesselt, das aufgeschlagen mitten auf dem Schreibtisch lag — es war die Bibel, und zwar in schwedischer Sprache!

Als der Oberst nach einer Weile zurückkehrte, fragte ich ihn auf gut schwedisch, ob er in dem alten Buche zu lesen pflege, und er antwortete mit finnländischem Akzent, daß es seine einzige Gesellschaft sei und daß er seiner nie so sehr bedurft habe wie hier bei all der Unruhe und Unsicherheit, die ihn auf allen Seiten umgebe.

Oberst Enckel, der sechs Jahre in Nachitschewan zugebracht hat, ist ein unverheirateter, ruhiger und sehr liebenswürdiger Herr. Er bat mich, sofort in seine Wohnung überzusiedeln, und schickte einige Reiter nach dem Bahnhof, um mein vieles Gepäck abzuholen. Nachdem wir zusammen gespeist hatten, unterhielt er mich bis 1 Uhr nachts mit Schilderungen aus den blutigen Tagen, die kürzlich seinen Bezirk erschüttert hatten. Es ist jetzt lange her, und ich vermute, daß in Nachitschewan die Ruhe wiederhergestellt ist; aber wenn auch jene Ereignisse an und für sich nur ein vorübergehendes Interesse haben, so können sie doch dazu dienen, ein schwaches Licht auf die Verhältnisse zu werfen, unter denen in Kaukasien Menschen verschiedener Rasse miteinander leben.

In dem ganzen Bezirk Nachitschewan waren in diesem Jahre, 1905, mehr als zweihundert Mordtaten vorgekommen. In dem Tarentdorf Ifran begannen die Unruhen damit, daß die Armenier vierzig Tataren, Männer, Weiber und Kinder, überfielen und totschlugen. Ein paar Tage später, am 6. Mai, war Nachitschewan schon von dieser Seuche angesteckt; einige Armenier schossen einen Tataren nieder, als er unter freiem Himmel sein Abendgebet verrichtete; aus Wut über diese Schurckerei töteten die Tataren zum Entgelt einen Armenier. Man hoffte nun, daß die sogenannten Christen und die Mohammedaner sich als quitt betrachten könnten, aber die Blutrache bewegte sich in andern Bahnen weiter, und die Armenier erschossen drei Tage darauf einige Tataren, als diese aus einem Nachbardorf in die Stadt zurückkehrten. Um, wie es hieß, die Ruhe wiederherzustellen und den Unruhen ein Ende zu machen, ehe sie noch weiter um sich griffen, begab sich der Vizegouverneur von Erivan nach Nachitschewan und hatte am Morgen des 11. Mai eine Zusammenkunft mit den vornehmsten Beks, Chans und Mollahs der Tataren und später am Tage noch eine mit den Führern der Armenier. Obgleich beide Parteien versprachen, sich ruhig zu verhalten, hörte man noch an demselben Abend im Basar Revolvergeschüsse krachen. Es stellte sich heraus, daß die Armenier ihre sogenannten „Fidai“, gedungene Menehelnörder, eigentlich Patrioten, in der Stadt hatten umherfahren und ihre Revolver in die Luft abschießen lassen, und zwar nur deshalb, damit die Erbitterung und Unordnung größer wurde und die allgemeine Aufregung und Unruhe stieg! Sie wurden auf der Stelle verhaftet und ihr Vorrat an Revolvern und Bomben mit Beschlagnahme belegt.

In Nachitschewan lagen damals 150 Mann berittener Grenzwachtruppen, die jedoch nicht zu gleicher Zeit in der Stadt waren, sondern in kleinen Patrouillen längs der Grenze standen; außerdem verfügte der Oberst über die Garnison, ein ebenfalls 150 Mann starkes Kommando. Seltsamerweise hatte der Vizegouverneur diese ganze Mannschaft auf Schießübung nach dem 4 Werst von der Stadt liegenden Übungsplatz beordert, und als die Erbitterung am Morgen

des 12. Mai ein drohendes Aussehen annahm, fehlten die Organe der Ordnung auf ihrem Posten. Der Vizegouverneur, der sich im Hause des reichen Tataren Ragim Chan für sicher hielt, überredete indessen die Armenier, ihre Läden im Basar schon um 7 Uhr zu öffnen. Zwei Stunden später ertönten aus dieser Richtung vereinzelte Schüsse, und dann fielen sie immer dichter. Mit den beiden einzigen Soldaten, die zur Hand waren, eilte Endel nach dem Basar und kam gerade zu rechter Zeit, um Zeuge des unheimlichen Blutbades und der ungezügelter Plünderung zu werden, welche die Tataren an den Christen verübten. Nachdem die Tataren mit ihren Kinschaks 48 Armenier getödet hatten, plünderten sie die Läden und steckten eine ganze Reihe Geschäftslokale in Brand. Die Armenierstadt wurde an mehreren Stellen angezündet, und erst als Endel eine Schar Freiwillige gesammelt hatte, gelang es ihm, diesen Stadtteil vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren und durch sein energisches Auftreten die Tataren, die nur drei Tote hatten, zu bewegen, mit dem Blutvergießen aufzuhören. Inzwischen war die Garnison benachrichtigt worden; doch als die Hälfte der Mannschaft anrückte, war das Gemetzel schon vorüber.

Es gelang der Garnison, die Ruhe so lange aufrechtzuerhalten, bis am 14. Mai die aus Erivan telegraphisch erbetene Truppenabteilung von 800 Mann hatte anlangen können. Diese Truppen standen zurzeit meines Besuchs noch in der Stadt. Die Armenier fürchteten jeden Augenblick neue Blutthaten, aber die Tataren hatten sich in den Läden ihrer Gegner so gründlich mit allem versehen, daß sie einstweilen zufrieden waren.

Schon am 13. Mai kam es in den Dörfern um Nachitschewan herum zu ähnlichen Aufständen, und am 14. schickte der Vizegouverneur, der in dem allgemeinen Wirrwar den Kopf verloren haben muß, Endels Adjutanten mit 22 Mann, Gendarmen und Grenztruppen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung dorthin. Der Adjutant kam sofort mit der Nachricht wieder, daß es ihm absolut unmöglich sei, die durch die Tataren besetzten Hohlwege und Dickichte zu forcieren, wo seine



25. Priester in Nachitschewan. (S. 101.)



26. Mein Viergespann. (S. 110.)



27. Eine Karawane. (S. 117.)



28. Eingang der „Blauen Moschee“ in Tabris. (S. 121.)

Leute dem Feuer preisgegeben seien; die Tataren glaubten nämlich, daß die russischen Truppen beabsichtigten, den Armeniern zu helfen.

Da bat Enkel um die Erlaubnis, noch an demselben Tage um 3 Uhr nachmittags selbst mit den 22 Reitern ausziehen zu dürfen. Nach drei Zusammenstößen mit den Tataren, von denen viele getötet wurden, und nachdem er noch fünf Soldaten Verstärkung erhalten hatte, schlug er sich durch und rettete mehrere Dörfer, die 30 und 40 Werst von der Bezirksstadt lagen. Andere wurden jedoch in entseßlicher Weise geplündert und verheert.

Noch während meines Besuchs in diesen Gegenden gährte es dort überall, und nirgends war man seines Lebens sicher. Die Armenier waren gegen die Tataren aufgebracht und hatten vor drei Wochen in dem Tatarendorfe Gors sechzig Personen, Männer, Frauen und Kinder, ermordet und obendrein alles dort befindliche Vieh geraubt. Dieser dreiste Überfall wirkte auf Nachitschewan und andere Gegenden zurück, wo die Tataren sich nun rächen wollten. Gelegenheit dazu bot sich drei Tage nach dem Angriff auf Gors. Als eine armenische Proviantkolonne unter Bedeckung von sechs russischen, mit dem neuen Gewehr bewaffneten Soldaten unterwegs war, griffen die Tataren sie an. Die Tataren forderten die Soldaten auf, ihre Gewehre auszuliefern, da ihnen dann freier Abzug gewährt werden solle; zu ihrer Schande gingen diese auf solche Kapitulationsbedingungen ein. Die fünf Armenier aber, welche die Kolonne unbewaffnet begleiteten, wurden ergriffen und auf die fürchterlichste Weise zu Tode gemartert, nachdem man ihnen erst Nase, Ohren und Zunge abgeschnitten und die Augen ausgestochen hatte. Dieses Ereignis erregte ungeheures Aufsehen. Der Oberst der 800 aus Erivan gekommenen Soldaten wußte, daß man ihn vors Kriegsgericht stellen würde, denn über verlorene Gewehre mußte dem Zaren direkt berichtet werden. Man versuchte den Oberst zu retten, und Enkel, der schon vier der verlorenen Gewehre wiedererlangt hatte, glaubte, daß er auch die beiden noch fehlenden werde herbeischaffen können, wenn er den Anführern der Tataren drohe und ihnen Furcht einjage.

Um dieselbe Zeit überfielen die Tataren das armenische Dorf Dscharni-dscha und trieben seine Viehherden ins Gebirge hinauf. Dabei gingen sie auf folgende raffinierte Weise vor. Sie schlichen sich in der Dunkelheit an die Viehherden heran, feuerten ein paar Schüsse ab, welche die Tiere erschreckten und nach der gewünschten Richtung hin davonjagten. Aufgestellte Reiter sorgten von den Seiten her dafür, daß die Herde in einem dichten Knäuel beisammen blieb, und während die Schützen ihr wie Bluthunde unmittelbar auf den Fersen nachsetzten, um den fliehenden Tieren die Möglichkeit zum Verlangsamten ihres Laufes zu nehmen, jagte die ganze Gesellschaft über Stock und Stein davon. Ehe die Beraubten sich noch hatten besinnen können, waren die Diebe mit ihrer Beute schon weit fort.

In Nachitschewan herrschte jetzt verhältnismäßige Ruhe, aber an andern Stellen der Umgegend fuhren die Leute fort, ein Räuberleben zu führen, zu plündern und Vieh zu stehlen. Enkel, der beim Erstickten der Unruhen eine ebenso wirksame wie mutige Rolle gespielt hat, war seines Lebens durchaus nicht sicher, sondern erhielt von Zeit zu Zeit Drohbriefe, daß er sich nicht auf der Straße sehen lassen solle. Aber seine unerschütterliche Gemütsruhe verließ ihn auch in seiner jetzigen Lage nicht; er wanderte allein in den Basaren umher, wo die Leute, denen seine Kaltblütigkeit imponierte, ihm mit der größten Achtung begegneten.

Im Jahre 1903 hatten die Armenier mit ihren an russischen Beamten verübten politischen Morden angefangen. Ihre Erbitterung richtete sich auch gegen unschuldige Opfer. Zwei Bekannte Enkels, ein Mathematiklehrer und ein Kaufmann, waren meuchlerisch ermordet worden, weil sie im Verdacht standen, den Behörden Spionendienste geleistet zu haben.

Infolge dieser gemeinen Mordtaten waren die Russen natürlich auf die Armenier erbittert, und die Tataren, die diese Animosität merkten, glaubten jetzt ein gutes, rühmliches Werk zu tun, wenn sie die Armenier, die sie übrigens aus religiösen Gründen selbst von ganzem Herzen haßten, mit Stumpf und Stiel ausrotteten. So brach

denn Anfang Februar das Blutbad in Baku aus, und da die russischen Behörden, die über die Heimtücke der Armenier entrüstet waren, nicht sofort oder doch jedenfalls nur sehr gelinde dagegen einschritten, wurden die Tataren in ihrem Glauben bestärkt, daß ihre Gewalttätigkeiten ein gerngesehenes Werk seien. Am Ende Februar 1905 ging es auch in Erivan los. Im Juni dieses Jahres war Prinz Louis Napoleon Gouverneur dieser Stadt geworden. Er ging aber nach vier Monaten wieder ab, weil er, wie man behauptete, einsah, daß nur harte Maßregeln die Ruhe wiederherstellen konnten. Da er seine Hände nicht mit Blut beflecken wollte, um sich seine Aussichten in einem andern Lande nicht zu verderben, zog er es vor den Abschied zu nehmen.

Um dieselbe Zeit, im Juni 1905, war General Ali Chanoff, der in Rußlands zentralasiatischen Kriegen eine so hervorragende Rolle gespielt hat, aus Erivan nach Nachitschewan gesandt worden, damit er seine Landsleute, die Tataren, beruhige. Während des Monats, den er als Gast in Ragim Chans Hause in der Stadt zubrachte, hatte er eine Untersuchung über alles Vorgefallene angestellt. Enkel hatte in mehreren Dörfern die Prügelstrafe gegen die Tataren angewandt und hatte durch seine Kosaken die Auführer mit der Nagaka blutig schlagen lassen, eine Behandlungsweise, die wie Öl auf die Wogen gewirkt hatte. Aber Ali Chanoff, der selber Tatar war, war wütend darüber, daß ein Ungläubiger sich unterstanden hatte, Anhänger des Propheten auspeitschen zu lassen, und schickte ein ellenlanges Telegramm an den Generalgouverneur in Tiflis — eine Anklageschrift gegen Enkel. Dieser, den der Telegraphenbeamte davon benachrichtigt hatte, sandte seinerseits ein noch längeres erklärendes Telegramm an den Prinzen Napoleon, der bei dem Generalgouverneur sein Anwalt wurde. Enkel erhielt Recht, und Ali Chanoff wurde nach einem sehr negativen Erfolg seiner Mission wieder abberufen.

In der letzten Zeit waren die Armenier jedoch andern Sinnes geworden und standen jetzt, wie sie sagten, ganz auf Seite des edelmütigen Rußlands. Dieser Umschlag war eine Folge der politischen Bewegung, von der ich in Batum und Poti ein wenig miterlebt hatte

und die dadurch hervorgerufen worden war, daß die Grusinier sich gegen Rußland zu empören drohten und nach der Herrschaft über Kaukasien strebten. Die Armenier fürchteten, daß Grusinier und Tataren zur Macht gelangen würden, was für sie als die in der Minorität befindlichen eine noch schlimmere Tyrannei mit sich bringen müßte, als sie unter russischer Oberhoheit kennengelernt hatten. Um einer solchen Lösung entgegenzuarbeiten, erschien es ihnen sicherer, auf Rußlands Seite zu stehen. Rußland wird dadurch gestärkt, daß die eingeborenen Völker wie Hund und Katze miteinander leben und mit ihrer gegenseitigen Rivalität beschäftigt sind; nur dadurch vermag die herrschende Rasse sie zu zügeln und sie in Machtlosigkeit zu erhalten. Es ist hier dieselbe Geschichte wie in Indien, wo die Befenner der verschiedenen Religionen und die verschiedenen Maharadschas einen unversöhnlicheren Haß gegeneinander als gegen die Engländer hegen. Wenn Grusinier, Tataren, Armenier und alle die andern Völker zusammengehalten hätten, würde man in Kaukasien viel ernstere Dinge erlebt haben als die, die jetzt geschahen und die durch ihren lokalen, persönlichen und religiösen Charakter alle gefährlicheren, umfassenderen Bewegungen paralyisierten. Wo auch immer ein gefährlicher Aufstand in Kaukasien gärt oder ausbricht, brauchen die Behörden nur die Mohammedaner gegen die Christen zu heizen, um, nachdem diese gegeneinander ihre Kräfte erschöpft haben, über beide Parteien Herr zu sein. Die Berechtigung und Humanität einer solchen Politik dürfte anzuzweifeln sein, aber es ist gewiß, daß der Zustand noch zehnmal ärger werden würde, wenn die kaukasischen Stämme sich selbst überlassen blieben. Und in Indien würde dasselbe geschehen, wenn England seine Hand zurückzöge. —

Während des Ruhetags, den ich mir in Nachitschewan gönnte, unternahm ich mit Oberst Endel mehrere Spaziergänge und Wagenfahrten in der Stadt und ihrer Umgegend. Er hatte den Aufbruch in seinem Bezirke mit großer Strenge und Energie bekämpft und mußte jeden Augenblick auf eine Kugel aus dem Hinterhalt gefaßt sein. Trotzdem aber durchschritt er die Gassen mit unerschütter-



Junge Tatarinnen.

licher Ruhe, und es fiel mir auf, daß alle, Armenier sowohl wie Tataren, Christen wie Mohammedaner, ihm die größte Ehrerbietung und den größten Respekt erwiesen; wenn wir an Gruppen sitzender Männer vorübergingen, erhoben sie sich stets, um ihn zu begrüßen (Abb. 22, 25).

Wir besuchten eine Seidenfabrik, wo ich die Gelegenheit wahrnahm, ein paar Gruppen junger armenischer Arbeiterinnen zu photographieren (Abb. 23); wir sprachen in einigen Tatarenhäusern vor, wo ich ebenfalls Gelegenheit fand, auf einigen Platten eine Anzahl noch jugendlicherer Schönheiten zu verewigen, die rabenschwarze Augen und so liebliche, reizende Gesichtszüge hatten, daß man sie sich kaum als dereinstige Mütter schwarzbärtiger Kerle, die mit gezücktem Kinschal umhergehen und Christenblut vergießen, vorstellen konnte (s. die bunte Tafel und Abb. 21, 24). Ich warf einen Blick auf den zehnteiligen Turm, der früher mit Fayencen bedeckt gewesen ist und den Meimune Chatun im Jahre 122 nach der Hedschra (744 n. Chr.) zur Erinnerung an ihren Vater hat erbauen lassen. Wir statteten dem vornehmen Tatarenfürsten Ragim Chan eine Visite ab und bewunderten die Aussicht, die man von seinem eleganten Hause aus hat. Schließlich pilgerten wir auch nach dem eigentlichen Nachitschewan oder Raktschewan, dem Grabe Noahs, nämlich der Krypta, unter deren Boden der gute Vater Noah liegen und über all den Unfug und Haß nachgrübeln soll, den seine Nachkommen seit dem Tage, an welchem er mit der Arche auf dem Gipfel des Ararat landete, im Laufe der Jahrtausende angestiftet und erregt haben. Das Grab besteht aus einer achteckigen Plattform; darunter liegt eine Krypta, in deren Mitte ein massiver Pfeiler dem aus Ziegelsteinen zusammengefügtten Dach als Stütze dient. Zwei Gänge führen in die Kirche hinunter, deren Wände weißgetüncht sind. Dem Volksglauben nach hat man eine glückliche Reise und Erfolg in seinen Unternehmungen, wenn ein Stein, den man mit dem Daumen gegen den Kalkputz drückt, daran haften bleibt. Natürlich blieb mein Probestein in dem Verputz sitzen; ich drückte ihn aber auch sehr kräftig hinein! Rings um das seltsame Grab, in dessen Krypta

ein Kochherd verriet, daß die armenischen Pilger sogar ihre Mahlzeiten in dem heiligen Raum einnehmen, sah man verschiedene alte armenische Gräber. Still, kahl und öde ist die Umgebung des Platzes, wo nach dem Glauben der Frommen der lebenslustige Alte schlummert; aber nicht sehr weit davon erheben sich feierlich ernste Berge, und in der Ferne thront der majestätische Ararat.

Nachitschewan ist eine unbedeutende Stadt, von deren 12000 Einwohnern ein Drittel Armenier und zwei Drittel Tataren sind. Die Gegend erzeugt Baumwolle, Rohseide, Weizen, Reis und Weintrauben; sowohl der Handel wie der Grund und Boden sind in den Händen der Armenier. Diese spielen in Kaukasien im allgemeinen dieselbe Rolle wie die Juden in Südrußland. Sie sind verhaßt, weil sie den Verdienst an sich reißen und als geriebene, listige Wucherer die übrige Bevölkerung in wirtschaftliche Abhängigkeit bringen. Der fruchtbare Boden ist in ihre Hände übergegangen, und während sie selbst nur ihre Karten gut auszuspielen brauchen, arbeiten die anderen wie Leibeigene, um die Einnahmen ihrer Herren zu vergrößern. Man hat ihnen ihr uraltes Vaterland genommen, und im Kampf ums Dasein tun sie ihr Bestes, um unter außerordentlich ungünstigen Verhältnissen obenauf zu bleiben.

Am Morgen des 30. November frühstückte ich gemüthlich mit meinem ehemaligen Landsmann, dem guten Obersten, der es übernommen hatte, alle notwendigen Vorbereitungen zur Fahrt nach dem russischen Dschulfa zu treffen. Zwei gewaltige Kaleschen fuhren vor der Haustür vor; in der einen wurde das schwerere Gepäck verstaut und festgeschnürt, während die kleineren Gepäckstücke in meinem Wagen untergebracht wurden. Die Fuhrwerke waren große, plumpe Boote, zerrissen, verbaut und auseinandergeschüttelt, das natürliche Resultat vieler Fahrten auf ungebahnten Wegen; an den Rädern und Seiten saßen noch ganze Schichten und Fladen trockenen Lehms und Landstraßenschmutzes, die ihnen einen altertümlichen, grauen Anstrich gaben. Ich bedankte mich bei meinem Wirt, überließ ihn seiner Einsamkeit mit der Bibel und den Drohungen der Eingeborenen, stieg

in meine Kalesche und fuhr dröhnend und rasselnd durch den Basar, begleitet von zwei reitenden Gendarmen mit geschultertem Gewehr. Jetzt war der Handel wieder in vollem Gang, die eingescherten Kaufläden waren wieder aufgebaut worden, und alles sah so friedlich und gemüthlich aus, daß kein Mensch auf den Gedanken verfallen wäre, diese enge Gasse sei erst kürzlich der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen. Von Enkel habe ich später aus Rutais einen Brief erhalten. Er theilte mir mit, daß er einige Zeit nach meiner Abreise einem Mordanfall ausgesetzt gewesen sei, den terroristische Revolutionäre gegen ihn gerichtet hätten. Er war an Kopf und Brust schwer verwundet worden und hatte auch einen Schuß durch den linken Lungenflügel erhalten. „Aber jetzt befinde ich mich, Gott sei Dank, wieder wohl“, schrieb er.

Elftes Kapitel.

An der Schwelle von Iran.

Wieder sind wir draußen auf dem Lande und lassen hinter uns den Platz, wo Vater Noah in Frieden schlummert, während Jahrtausende spurlos über sein einsames Grab hingeglitten sind. Der Weg ist schauerhaft holperig; seine tieferen Gruben sind mit ganz lockerem Staube gefüllt. In diese Fallgruben sinken die Räder wie in Wasser ein, der Wagen schaukelt und macht Sprünge, die Pferde laufen Galopp, manchmal argwöhne ich, daß sie durchgehen, und der Kutscher, der „Tämschtschik“, übt sich darin, sich auf dem Boß im Gleichgewicht zu erhalten, wenn wir über die Gruben hinwegrütteln. Ich selbst werde von rechts nach links geschleudert, hoch in die Luft geworfen und falle mit hartem Aufschlagen wieder in die Wagenkissen. Das Ganze ist eine Art Gymnastik, aber keine Heilgymnastik, sondern eine, die krank macht. Glücklicherweise ist der Wagen fest gebaut und steht im richtigen Verhältnis zu seinen Federn, so daß er jedenfalls viel mehr aushalten kann als der in ihm Fahrende.

Zwei Telegraphenlinien begleiten die Straße. Die eine, deren Drähte auf gußeisernen Stangen ruhen, ist die indoeuropäische, die durch Persien und Kaukasien geht; die zweite, ein Draht auf Holzstangen, ist russisch, aber sie hat nichts zu melden, denn gerade gestern ist der Post- und Telegraphenstreik ausgebrochen. Wir begegnen einer „Tschetwörka“, einem Biergespann, mit wilden Tataren und einer Troika mit Leuten derselben Sorte. Der Verkehr ist ziemlich lebhaft:

von Russen kutschierte Wagen, die bald Reisende, bald Waren, meistens „Kischmisch“, kleine süße Rosinen aus Persien, befördern, einige kleine Reitercharen, aber keine Fußgänger — diese sind gegenwärtig ihres Lebens auf der Landstraße nicht sicher.

Mein Kutscher ist ein großer Stoiker; er dreht sich mit größter Ruhe Zigaretten, während die vier nebeneinander gespannten Pferde ventre à terre dahinsaußen. Wenn er gelegentlich mit der Hand nach dem eisernen Wagenschirm vor dem Kutschbock greift, wo die Zügel liegen, weiß ich, daß uns ein gewaltiger Stoß bevorsteht. In dem Wachthause von Dschamadinskij Post werden Gendarmen, Kutscher und Pferde gewechselt. Hier befindet man sich gerade auf der Hälfte des Weges zwischen Nachitschewan und Dschulfa, und für die Karawanen ist in diesem Ort ein Serai mit grauen Mauern erbaut worden.

Mit frischen Kräften donnern meine beiden Wagen in ein Durchbruchthal zwischen roten Sandsteinhügeln hinab, während es stark regnet und die Beleuchtung immer düsterer wird. Die Straße ist schlechter als in der Asiatischen Türkei; sogar zwischen Erzerum und Bajaset war sie besser als hier, und dennoch fahren meine Kutscher wie Tollhäusler. Immer dichter fällt der Regen, von der Straße wirbelt kein Staub mehr auf, aber auf meinem Gepäck backt sich die Staubschicht zu einer Kruste fest, die erst lange Karawanenreisen wieder zum Verschwinden bringen. Die Gebirge der persischen Seite sind in schwere Nebelschleier gehüllt, der Regen prasselt auf das Verdeck, es klatscht und quatscht unter den Hufen der Pferde, und der immer mehr aufgeweichte Schlamm spritzt um die Räder. Drunten in der Tiefe zeigen sich einige weiße Häuser auf beiden Ufern des Aras, unseres alten Freundes Araxes. In rascher Fahrt nähern wir uns ihnen, und ehe ich gänzlich auseinandergerüttelt bin, hält das Biergespann in Dschulfa.

An einem Mittelbding von Straße, Markt und Landweg liegt die Wohnung des Zollvorstehers; aber dieser Herr ist nicht daheim, er hat sich an einen Ort in der Nachbarschaft begeben, wo Tataren vor einer Stunde drei Armenier ermordet haben. Ein grusinischer Zoll-

beamter zuckt ruhig die Achseln und meint, über solche Kleinigkeiten rege man sich nicht mehr auf, da man nachgerade daran gewöhnt sei.

Unter dem Eindruck dieses dreifachen Mordes verließ ich Rußland und betrat ein Land, wo man wenigstens seines Lebens sicher war. 3700 Kilometer zu Wagen und auf Kamelen sind aber eine schöne Strecke, und Indien schien mir in unendlich weiter Ferne zu liegen. Der Winter war eingetreten; er würde zu Ende gehen, und es würde Frühling und Sommer werden, ehe ich mein fernes Ziel erreichte. Nun hatte ich doch wenigstens Kaukasien und Kleinasien hinter mir. Hier in Dschulfa trat ich die unendlich lange Reise quer durch das alte Iran an, durch jenes klassische, einst so vornehme Reich, in dem in unsern Tagen nicht der matteste Abglanz der stolzen Zeiten der Achämeniden mehr zu finden ist.

Der stellvertretende Zollbeamte und einige andere, abenteuerlich aussehende Persönlichkeiten führen mich und mein Gepäck nach einem Zollschuppen. Man untersucht erst meinen Paß; nichts braucht geöffnet zu werden, da ich ja den äußersten Zipfel Kaukasiens nur durchreist habe.

„Haben Sie Feuerwaffen bei sich?“ fragt der Beamte.

„Ja, einen schwedischen Offiziersrevolver mit Munition.“

„Ich bedauere aufrichtig, daß ich ihn nach meiner Instruktion konfiszieren muß; es ist streng verboten, aus Rußland Schußwaffen auszuführen.“

„Wenn Sie das Gepäck unberührt durch russisches Gebiet gehen lassen, kann der Revolver wohl auch passieren; Sie werden begreifen, daß ich auf der Reise nach Teheran seiner bedarf.“

„Läßt sich nicht ändern. Der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann, ist der, daß Sie an den Finanzminister telegraphieren, denn niemand anders als er kann eine solche Erlaubnis erteilen. Der Telegraph funktioniert jetzt allerdings nicht, aber wenn Sie das Telegramm aufsetzen und bezahlen, werde ich es befördern, sobald die Linie wieder frei ist. Dann wird Ihnen der Revolver nach Teheran nachgeschickt werden.“

„Aber ich brauche ihn ja gerade auf der Reise; wenn ich ihn nicht mitnehmen kann, dann kann ich ihn ganz entbehren.“

Während wir über diese höchst wichtige Angelegenheit noch hin und her redeten, trat der Zollvorsteher gerade im richtigen Moment ein, um mir zu sagen, daß ich den Revolver ruhig mitnehmen könne und daß die Fähre über den Aras schon auf mich warte. Es regnete hageldicht, alles war naß und feuchtkalt, die Gegend lag in undurchdringliche Finsternis eingehüllt, aber den Pfad, auf dem man Gefahr lief, im Schlamm auszugleiten, erhellten zwei kümmerliche Laternen. So patschte ich denn nach dem Ufer hinunter, während eine Schar tatarischer Hammals das Gepäck trug. Nachdem alles auf die Fähre geladen war, wurde diese an einem Tau über den Fluß nach einer kleinen Insel gezogen, die zwischen Rußland und Persien liegt und herrenloses Eigentum ist. Dort trafen wir persische Träger und einen französisch sprechenden Dolmetscher. Wieder wurde das Gepäck auf ein Ungetüm geladen, das weder Boot noch Fähre war, das mich aber nach der Spitze eines schlüpfrigen Lehmdamms am persischen Ufer brachte. Ein Hammal stolperte und ließ eine meiner Kisten ins Wasser fallen; ich ließ sie nachher öffnen und alle Sachen am Feuer trocknen.

Das persische Dschulfa ist ein ebenso erbärmliches Nest wie das russische, war aber eine bedeutende Stadt, als Schah Abbas im Jahre 1603 Armenien eroberte. Mit ihrer Einwilligung, oft wohl auch gegen ihren Willen siedelte er geschickte armenische Handwerker nebst ihren Familien in Isfahan an, wo sie auf dem ihnen angewiesenen Terrain eine Vorstadt gründeten, die ihre Nachkommen noch heute bewohnen und die ebenfalls den Namen Dschulfa trägt. Obgleich ich Neu-Dschulfa schon 1886 besucht hatte, erinnere ich mich noch so genau, als ob es gestern gewesen sei, seiner Straßen und seiner armseligen Häuser, auf deren Schwellen die Armenierinnen mit ihrer Häkelei saßen.

Bei meinem Besuch in dem alten Dschulfa am Ufer des Aras war ein junger Holländer namens Dhoedt Vorstand der Zollstation. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mich am Ufer zu empfangen, mit einem Regenschirm, der ganz überflüssig war, weil ich nicht nasser werden konnte, als ich schon war. Wir gingen in der Kasse nach Herrn Dhoedts Haus, und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß

irgendwelche Zollvisitation überhaupt nicht in Frage kam. Das ganze persische Zollwesen wurde damals von einer Anzahl aus Belgien importierter Zollbeamten besorgt; an ihrer Spitze stand Herr Naus, der einen persischen Ministerstuhl einnahm. Ich hatte ihn auf einem Diner bei Mirza Riza Chan in Konstantinopel getroffen, und er war so freundlich gewesen, mich genügend mit allen den Empfehlungen und Papieren zu versehen, die mir notwendig sein konnten, um zollfrei zu passieren.

Nachdem ich in einem ganz europäischen Zimmer untergebracht war, schickte Herr Dhoedt nach dem großen Fuhrherrn, der ein Monopol auf das ganze Fuhrwesen in Aserbeidschan besitzt; es wurde abgemacht, daß er mich für 60 Rubel mit einer Droschke und einem Lastwagen in zwei Tagen nach Tabris bringen sollte. Für das Monopol bezahlt er dem Staate jährlich etwa 100 000 Mark; er besitzt gegen 800 Pferde und beherrscht alle Fahrwege nach Choi und Bajaset, Tabris, Urmia, Teheran usw.

Herr Dhoedt gab mir interessante Aufschlüsse über den Handel im nördlichen Aserbeidschan. Um dem Leser einen ungefähren Begriff von dem Umfang dieses Handels zu geben und von den Waren, die Gegenstände des Austausches zwischen den beiden Ländern sind, führe ich hier ein paar Zahlen an. Sie beziehen sich nur auf das Land zwischen Dschulfa und Tabris und schließen die Straße über Choi nicht ein; für Tabris sind die entsprechenden Zahlen zwanzigmal so groß. Vom 21. März bis zum 30. November 1905 wurden also von Rußland nach Persien über Dschulfa eingeführt:

Mehl	16 000	Batman (1 Batman = 3 Kilogramm)
Eutzucker	523 000	»
Streu Zucker	22 100	»
Tee	5 200	»
Petroleum	18 100	»
Eisen und andere Metalle	9 533	»
Mühlsteine	49 912	»
Baumwollstoffe	3 360	»
Häute	12 700	»
Landwirtschaftliche Geräte		
und Kurzwaren für	24 500	Kran (1 Kran = 1 Frank)
Fuhrwerke für	38 000	»

Auf den persischen Landstraßen werden Mühlsteine so transportiert, daß man eine Stange durch ihr Loch steckt und sie rollend von vier Büffeln ziehen läßt.

In derselben Zeit exportierte Persien nach Rußland 109 225 Batman getrocknete Früchte, hauptsächlich „Kischmisch“, und 33 500 Batman Baumwolle, die einer Summe von 280 000 Kran entsprechen.

Rußland hatte von der persischen Regierung die Konzession zum Bau einer Fahrstraße zwischen Dschulfa und Tabriz erhalten; die Konzession hatte es einem Konsortium überlassen, das seine Arbeiten im März begann und sie zum Jahreswechsel zu beenden gedachte. Um den Chausseebau zu überwachen, hielten sich jetzt drei russische Ingenieure im persischen Dschulfa auf. Sie müssen sich nicht durch besondern Scharfsinn in ihrem Fach ausgezeichnet haben. An einer Strecke, wo der Weg durch ein enges Tal führt, wurde die Straße so ungeschickt angelegt, daß eine Sturzflut, die sich nach anhaltendem Regenwetter durch das Tal ergoß, 8 Werst der Chaussee mit sich forttriß. Diese, auch für Automobile fahrbare Straße sollte eine Fortsetzung der Eisenbahn von Tiflis nach Dschulfa sein, die jetzt bis Nachitschewan fertig war. Über den Araxes sollte eine 80 Meter lange Brücke gebaut werden, 2 Werst unterhalb Dschulfa, dieser Doppelstadt, die vermutlich in naher Zukunft ihre Lage verändern und wahrscheinlich einst ein sehr wichtiger Ort werden dürfte. Schon jetzt waren von Rußland etwa zwanzig Automobile für Personen- und Gepäckbeförderung bestellt worden, und wenn erst alles fertig ist, wird man zu der Reise von Dschulfa nach Tabriz anstatt wie jetzt zwei Tage nur fünf Stunden brauchen.

Daß Rußland bei diesem Unternehmen schon den Plan einer Eisenbahn im Auge hatte, war klar, denn alle Bergsprengungen, Durchschnitte, Höherlegungen und Steigungen sind auf eine Bahnlinie berechnet, und schon jetzt fehlte wenig mehr als das Legen des Gleises. Diese Eisenbahn wird der alten Karawanenstraße von Trapezund den Todesstoß geben, und durch die prohibitiven Zölle in Batum

wird Rußland jeden Gedanken an Konkurrenz unmöglich machen und den ganzen nordpersischen Handel beherrschen.

Das persische Dschulfa ist ein unbedeutendes, kahles Dorf mit wenigen Häusern, unter denen sich die persische Zollstation, ein zweistöckiges Haus mit Balkon und Frontsäulen, wie ein Palast zwischen elenden Hütten erhebt. Dschulfa hat jedoch einen „Sakim“ oder Gouverneur, eine Poststation und eine englische Telegraphenstation, deren Vorsteher ein Deutscher ist, und obendrein noch eine Automobilstation. Der Wagen mit meinem Gepäck rollte schon in der Frühe fort, aber es war nach 8 Uhr, als ich meine erste Tagesfahrt auf persischem Boden in einer kleinen, leichten Droschke antrat, die vier Pferde zogen und ein tatarischer Kutscher lenkte (Abb. 26). Anfangs ist das Terrain so eben wie ein Parkettfußboden, denn der Boden besteht aus glattem Alluvialton, eine Folge der Überschwemmungen des Araxes, und ist so hart, daß die Räder nicht in ihn einschneiden. Die persische Fahrstraße ist nur durch die Wagengleise erkennbar, aber die russische Chaussee, die wir bald kreuzen, macht mit ihren tiefen Gräben an den Seiten einen vornehmen Eindruck.

Über dem platten, öden Lande liegt dichter, schwerer Nebel, der die Aussicht hindert und die Vorstellung einer grenzenlosen Ebene wie am Ufer des Aralsees hervorruft. Doch jenseits der grauen Mauern des Dorfes Schudschu scheinen die weißen Wattebüschchen des feuchten Nebels sich in Bewegung zu setzen und nach dem Araxestäl hinunterzurollen.

Eine Strecke weiter, wo der schmale, mit Schutt bedeckte Weg in die Talmündung von Derediz hineinführt, ballen sich vor uns wieder dichte Nebelmassen zusammen; wir nähern uns ihnen und sind bald von ihrer kellerkühlen Luft umgeben. Wieder geht es über die russische Straße, die jetzt an den Seiten eine Steinfütterung hat, makadamisiert ist und unter kleinen, gewölbten, steinernen Brücken auch den kleinsten Wasserläufen Abfluß gewährt. Die immer schlechter werdende persische Straße folgt dem Grunde der Erosionsrinne, die mit Geröll und Steinblöcken dicht bedeckt ist und zwischen niedrigen Bergen hindurchführt.

Die neue Straße ist nach den gemachten Erfahrungen 2 und 3 Meter über dem Talgrunde fest aufgemauert worden und hat eine so gleichmäßige Steigung wie eine Eisenbahnstrecke. Das Stationshaus von Derediz, ebenfalls ein russisches Gebäude, ist so fest und widerstandsfähig gebaut, daß man den Eisenbahnwartesaal, den es einst enthalten wird, jetzt schon ahnt.

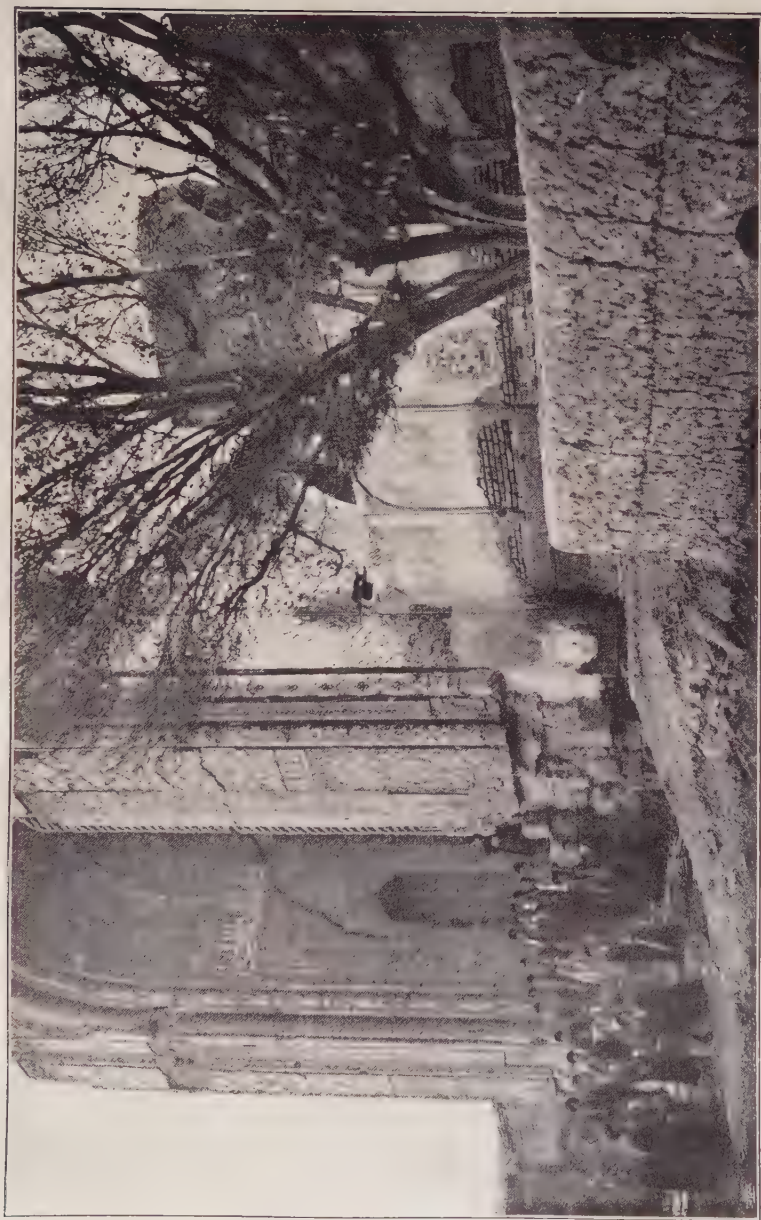
Es geht ziemlich geschwind vorwärts. Der Kutscher knallt mit der Peitsche, pfeift, schnalzt mit der Zunge und schreit die Pferde unaufhörlich an, und wenn die auf Eseln entgegenkommenden Armenier nicht so vernünftig sind, nach der Seite hin auszuweichen, fährt er gerade auf sie los. Es hatte dies einmal die Folge, daß ein solcher Herr samt seinem vierbeinigen Kollegen sich zwischen zweien unserer Pferde in die Zügel verwickelte und zwischen ihren Hufen Kopf stand. Glücklicherweise konnte der Kutscher die Pferde noch halten, so daß der Mann nicht überfahren wurde. Scheltend und drohend blieb der Unglücksmensch mit seinen Reisegefährten noch auf der Straße stehen, als wir uns schon in schnellem Trab von der so schmähsch über-rumpelten Gesellschaft entfernten.

Das Tal wird offener, und über weich abgerundete Hügel gelangen wir auf mehr plateauartige Höhen, wo wir immer noch von Zeit zu Zeit die neue Straße kreuzen, während der Nebel sich wieder verdichtet und uns die Aussicht nimmt. Hier oben liegt das Dörfchen Ariandebi, das Stein- und Fachwerkhäuser hat, auf deren platten Dächern, ebenso wie in den Kurdendörfern des Wilajets Erzerum, Heuschöber stehen, und das auch ein Karawanserai besitzt, ein graues, viereckiges, gemauertes Gebäude mit einem Portal, gemauerten Wandbänken in der Vorhalle und darüber mit einem „Balachaneh“, eigentlich „Oberhaus“, einem Balkon mit geschlossenen Fenstern. Ariandebi ist ein „Mänzil“, eine Station oder Posthalterei; hier werden Pferde und Kutscher gewechselt.

In dem offenen, flachgewellten Lande, das auf allen Seiten niedrige Gebirge umgeben, liegen das Dorf Kara-bulak und das viereckige Karawanserai Schah Abbasi, dessen Mauern von gebrannten

Ziegelsteinen auf einem Sockel großer quadratischer Blöcke aus rotem Sandstein ruhen. In der Mitte der Fassade erhebt sich ein ehemals prachtvolles „Pischtak“, ein spitzbogiges Portal, dessen Frontseite blaue Fayencen zieren, die teilweise schon herausgefallen sind, und das auf beiden Seiten vier runde, in die Mauer eingebaute Türme flankieren. Das Kamechaneh des Dorfes Matschi liegt unmittelbar an der Fahrstraße, wo schöne Weidenbäume, die durch kleine Kanäle bewässert werden, seine Tische und Bänke beschatten. Dagegen bleibt Kara-teppe in bedeutender Entfernung von der Landstraße, die sich in immer hügeliger werdendem Terrain zwischen grünen, grauen, roten und violetten, öden, abgerundeten und kahlen Bergen hinschlängelt. Der Tatar auf dem Boche fährt im Galopp die Hügel hinunter und nimmt auf den heftigen Stoß, den der Wagen auf dem Grunde der Bachbetten erhält, nicht die geringste Rücksicht. Mit selbstzufriedener, ernster Miene sitzt mein junger Fuhrmann auf dem Bock und singt so wunderschön, daß ihm selbst die Tränen in die Augen treten.

Auf einer Brücke mit vier gewölbten Bogen überschreiten wir eine Schlucht, dann läuft die Straße breit und gut längs der Telegraphenstangen hin. Im Südwesten erhebt sich ein Schneekamm am Nordufer des Urmiasees, und vor uns sehen wir Marand immer deutlicher. Wir fahren eine Gasse hinauf, die zuzeiten auch einem Flüßchen als Bett dient, und halten vor der Tür eines vornehmen Hauses — es ist das Ziel der heutigen Reise.



29. Die Gök-Meşitli. (S. 121.)



Waliad

30. Ali Muhamed, der 1909 abgesetzte Schah von Persien. (S. 122.)

Eigenhändige Unterschrift: „Waliad“, Kronprinz.

Zwölftes Kapitel.

Ein Kaisersohn.

Das Haus in Marand, in welchem man mir in liebenswürdiger Weise ein Zimmer mit Teppichen, Stühlen, einem Tisch, einer Lampe und einem Balkon anwies, gehörte dem „Hafim“, dem Gouverneur. Der Wirt selbst war nicht daheim, wurde aber durch seinen Dolmetscher vertreten, einen nestorianischen Christen aus Urmia, der russisch sprach. Auf seinen Befehl wurde ich sofort mit einem Mittagessen bewirtet, das aus einem gekochten Huhn, Eiern und Brot, Tee und Obst bestand, und später am Abend erschien der Gouverneur, Sudschai=i=Nizam, selbst, ein großer, derbknochiger Tatar mit kraftvollen, energischen Zügen und freundlichem, gutmütigem Lächeln.

Ich wurde versthohlen in seine Gewohnheiten eingeweiht. Während der Tagesstunden besorgt er die Angelegenheiten seines Bezirks; wenn aber die Sonne untergegangen ist, ladet er sich jeden Abend Gäste ein, und es soll dann sehr lustig hergehen. Heute abend sollten die Gouverneure von Maku und Arefan nebst drei in Marand wohnenden persischen Herren Sudschai=i=Nizam helfen, mit den übervollen Schüsseln des Iftar reinen Tisch zu machen, die Branntweinflaschen zu leeren und noch eine Nacht im Ramasan mit Pauken und Trompeten zu feiern. Ich nahm die Einladung zu dem Fest mit Vergnügen an. Als ich in den mit Teppichen belegten Salon eintrat, erhoben sich die Herren höflich von ihren Sizen und baten mich, auf einem Kissen Platz zu nehmen. Aus einem Nebenzimmer hört

man die schmachthenden Klänge einer Zither (Seh=tar, Dreisaite); der Eigentümer der Finger, die sie zum Erklängen gebracht haben, tritt in den Salon und läßt sich uns gerade gegenüber an der Wand nieder. Neben ihn setzt sich ein Sänger, der mit der Rechten eine sehr laute Trommel in Gestalt zweier Zylinder mit einem Griff zwischen beiden bearbeitet, und nun erschallt zu zitternden Trommelwirbeln und vibrierendem Saitenspiel persischer Gesang. Gerade vor zwanzig Jahren hatte ich zum ersten Male dieser unsern Ohren disharmonischen, aber doch fesselnden und zum Träumen verlockenden Musik gelauscht. *On revient toujours . . . !*

Nach einer Weile ging man zum zweiten Akt über; man spielte Karten, und Krane und Tomane häuften sich allmählich zu kleinen Silbermünzen- und Papiergeldbergen auf dem Teppich neben den Spielern. Von Zeit zu Zeit wurde den Musikanten eine Silbermünze zugeworfen; es war wohl ein Gewinner, der sich großmütig erweisen wollte, und um nicht weniger großmütig zu sein, mache ich es ebenso. Unterdessen wurde „kalte Küche“ umhergereicht, eine richtige „Sakuska“, die infolge der Nachbarschaft Rußlands hier eingeführt worden ist; die kalte Küche bestand aus Sauch mit feingehackten Eiern, dünnen Scheiben gebratener Hühnerbrust, Brot, Scherab, einer Art süßen Weins, und zuerst und zuletzt aus russischem Wodka. Sie tranken wie Bürstenbinder, diese tatenlosen Söhne von Iran, und vergeblich ließ ich einen frommen Wunsch zu Allah aufsteigen, daß ihr Schatten sich nicht verkleinern möge, als sowohl das erste und das zweite, wie das dritte und das vierte Glas der Reihe nach und im crescendo dazu beitrugen, diese Herolde des Frohsinns immer fiderler zu machen und sie immer weiter von jenem sichern Grunde zu entfernen, auf dem man sich noch in der Gewalt hat.

Sudschai-i-Nizam ist ein mächtiger, angesehener Mann; was machte es ihm aus, daß das Geld in der Nacht fortrollte, er ist ja reich und besitzt mehrere Dörfer, die er schröpfen kann, wenn er Geld braucht. Und er kann 200 Reiter und Pferde mit allem Zubehör stellen, die im Kriegsfall dem Schah zur Verfügung stehen. Eine

Einladung zu seinen nächtlichen Gelagen galt als große Ehre; ihm selbst war das Leben eine ununterbrochene Ramasannacht, das konnte man ihm ansehen; er versagte sich nichts und war ebenso freigebig gegen seine Freunde.

Sudschai-i-Nizam erhob sich selbstbewußt und forderte uns mit der Handbewegung eines Autokraten auf, uns in die große Säulenhalle zu begeben, wo wir uns auf den Teppichen im Kreise um dampfende Zinnschüsseln niederließen. Ihnen entstieg, als die Deckel abgehoben wurden, ein lieblicher Duft der feinsten Gerichte der persischen Küche und reizte die Riechorgane und den Appetit. Hier erhebt sich ein weißer Pilau, ein Reispudding à la chinoise, während die Schüssel daneben hoch voll Hühnerpüree mit einem Reisrande ist; eine dritte trägt einen Turm von Rebab, runden Klößen aus feingehacktem Schafsfleisch, und eine vierte kleine Schislkwürfel, die soeben noch über dem Feuer gebröckelt haben. Mir werden besondere Schüsseln hingestellt, die andern Herren essen gemeinschaftlich und mit den Fingern. Aber ich bin in ihren Augen ein „Kafir“, ein Ungläubiger, und die Mohammedaner essen nicht mit einem Heiden aus derselben Schüssel. Das sagen sie aber nicht, sie sagen vielmehr, sie seien nicht würdig, ihre Finger in denselben Pilau zu stecken wie ein so vornehmer Gast.

Alle Schüsseln sind zugleich aufgetragen worden, und man nimmt, was einem am besten schmeckt. Man hockt auf den Fersen mit den Knien auf dem Teppich, stützt den linken Ellenbogen auf das Knie und greift mit der freien rechten Hand in die Schüsseln. Immer noch sitzend, ohne müde zu werden und ohne daß die Beine einschlafen, richtet man bisweilen den Oberkörper auf, um einen Augenblick mit dem Essen zu pausieren. Dann präsentiert ein Diener sofort eine silberbeschlagene Kalkan, eine Wasserpfeife, in deren eisernem Korb ein glühendes Kohlenstückchen auf dem feuchten Tabak liegt. Hierauf ißt man weiter, um wiederum ein wenig zu passen und die Güter dieses Lebens in langsamen, raffinierten Zügen zu genießen. Es gibt saure Milch in Schalen und „Pänir“ oder Käse auf kleinen Tellern; da steht „Scherab“, der mit lanzettförmigen Holzlöffeln geschlürft

wird, dort erheben sich ganze Stapel „Nan“, weichen, dünnen Brotes. Ja, das Diner war zu üppig, und als es endlich zu Ende war, und der Wirt mit seinen Glaubensbrüdern zu den Karten zurückkehrte, verabschiedete ich mich, um für den nächsten Tag auszuruhen. Subschai-i-Mizam sollte ich nicht mehr sehen, denn er mußte die versäumte Nachtruhe bei Tag nachholen, und solange ich wach lag, hörte ich durch die papierdünnen Wände das Glucksen und Aufwallen der Wasserpfeifen, das Klingen der Silbermünzen und die Begleitung der Zither und der Trommel zu den Tönen des schwermütigen Gesangs.

In dem gastlichen Hause war es still und friedlich, als ich am folgenden Morgen in südöstlicher Richtung weiterfuhr und immer höher steigend nach dem Kamme der kleinen Bergkette zwischen Marand und Tabriz hinaufgelangte. Wir fuhren auf der neuen, russischen Straße, die zu dem flachgewölbten Pässe hinaufführt, auf dessen Höhe das Stationshaus Zam errichtet ist. Nicht weit davon liegt das Dorf gleichen Namens. Ein breites, offenes Tal, auf der linken Seite durch einen rötlichschimmernden, rauhen Bergkamm begrenzt, führt zu einem der festgebauten Karawanserais, die der große Schah Abbas zur Entwicklung und Sicherung der Handelsstraße nach Kleinasien und Kaukasien hatte erbauen lassen und die daher noch heute seinen Namen, Schah Abbasi, tragen. Auch dieses Serai ist aus gebrannten Ziegelsteinen aufgeführt und hat eine Kuppel über dem Portal, aber die Herberge liegt halb in Trümmern, und es ist schon lange her, seit infolge der Veränderungen der neuen Zeit und der neuen Bahnen der Handelswege das Echo der Kamelglocken in den verlassenen, verfallenen Mauern verstummt ist.

Wir folgen einem Bach, der mit langsamem Gefäll nach Sofian fließt und über den eine aus sechs gewölbten Bogen bestehende Brücke führt. Jede Umdrehung der Räder bringt mich ein wenig weiter in das Herz von Asien hinein, und jetzt, da der Weg sich senkt, folgen die Räderumdrehungen einander schnell genug. Eine englische Telegraphenlinie, russische Chaussees, belgische Zollbeamte: das ist Europa, das seine Fühlhörner und seine raubgierigen Greifarme in das alte,

lebensmüde, modernde Persien hineinstreckt. Oft berühren wir die neue Landstraße, an deren Vollen dung an mehreren Stellen gearbeitet wird; kleine weiße Zelte verraten die Aufseher, die Spaten und Hacke nicht ruhen lassen.

Jenseits des großen Dorfes Sofian, wo wir Pferde und Kutscher wechseln, gelangen wir auf eine kolossal weit ausgedehnte Ebene. Besonders nach Südwesten hin gibt es kein Hindernis, das sich zwischen mir und einem unendlich weiten Horizont erhöhe; der Blick streift das flache Uferland des großen Urmiasees, dessen Wasser Spiegel man jedoch nicht sieht, weil das Ufer 40 Kilometer entfernt liegt. Pferde- und Maultierkarawanen begegnen uns (Abb. 27). Das Gelände ist unbeschreiblich öde und flach; im Südosten ahnt man in einer dunklern Stelle in dem ewigen Gelbbraun einen Teil von Tabriz.

Welche Öde hier in der Nähe dieser Stadt, die der Brennpunkt von Aserbeidschan ist und die größte Einwohnerzahl in Persien hat! Kein nennenswerter Verkehr, nur einige wenige Fußwanderer. Die Ebene, die endlose Ebene, erstreckt sich nach allen Seiten hin; sie scheint unüberwindlich zu sein, die Pferde gehen schon beinahe durch, aber noch haben wir 12 Kilometer zurückzulegen. Wir sausen an einer Zollstation vorbei, über deren Tor das persische Wappen angebracht ist; die Schellen unserer Pferde klingen gellend und munter in einer langen Gasse zwischen grauen Lehmmauern wider; auf beiden Seiten ziehen sich Gärten hin, wir bohren uns in die Stadt hinein, der Verkehr vergrößert sich von Straßenecke zu Straßenecke, und bisweilen versperren ganze Reihen eigensinniger Esel den Weg — ihre Zahl soll in Tabriz ebenso groß sein wie die der Menschen. Jetzt geht es durch einen Basar und eine Straße, die auf Stangen gesteckte Mühlfesteine zur Hälfte absperren.

Mein Kutscher fährt mit solcher Geschwindigkeit, daß ich der spielenden kleinen Kinder wegen, die uns unbedacht in den Weg laufen, in größter Unruhe schwebe. Auch die Tabrizser Frauen gehen um diese Zeit aus; sie tragen ein nichts sagendes dunkelblaues, sackähnliches Gewand mit weißem, vorn herabhängendem Schleier; manch=

mal heben sie diesen ein wenig, um besser sehen zu können, aber man erblickt ihr Gesicht nicht. Es wird dunkel, als wir in einen Basartunnel einfahren, wo lebhaft gehandelt wird, und es ist geradezu wunderbar, daß man dort vorwärtskommen kann, ohne daß die Räder späten Wanderern über die Füße gehen. Bald halten wir vor der Thür des Hauses, das Monsieur Mornard bewohnt, der Vorstand des Tabriser Zollamts, ein geborener Belgier; er fordert mich gastfreundlichst auf, einige Tage bei ihm zu verweilen. Es dauerte nur wenige Minuten, bis meine Post aus Schweden vom Postamt abgeholt war; nun hatte ich bis zum andern Morgen um 3 Uhr ausreichend Lektüre.

Tabris liegt 1350 Meter über dem Meer am Nordfuße des vulkanischen Berges Sehend-kuh, der seinen Scheitel 3596 Meter hoch erhebt und dem Trio gewaltiger Vulkane angehört, dessen beide andern der Ararat und der 4812 Meter hohe Sawelan sind — alle drei waren seit unvordenklichen Zeiten Zeugen der blutigen Kämpfe und politischen Umwälzungen, die über Aserbeidschan, Persiens nordwestlichste Provinz, hingegangen sind. Im Altertum war Aserbeidschan der Teil Mediens, der nach Alexanders des Großen Zug Atropatene genannt wurde. Im Laufe der Zeiten ging es, wie jeder Quadratzoll Vorderasiens, von einer Hand in die andere, von einer Dynastie an die andere; es bildete einen Teil Großarmeniens und stand unter dem Zepter der Sassaniden, wurde im 7. Jahrhundert von den Arabern erobert und von Hülagu im Jahre 1256 dem Mongolenreiche in Iran einverleibt, gehörte aber schon um das Jahr 1400 zu dem mächtigen Reiche des Timur. Aber auch nachdem Aserbeidschan eine Provinz des jetzigen Persien geworden war, ist seine Lage zwischen russischem und türkischem Territorium stets sehr schwierig gewesen, und die Tätigkeit, die die Russen in unsern Tagen in diesem Teile Persiens entfalten, läßt das Schicksal ahnen, das Aserbeidschan in gar nicht ferner Zukunft bevorsteht.

Die geographische Lage der Provinz hat sich demnach in ihrer politischen Geschichte verhängnisvoll erwiesen; wie ein Keil zwischen verschiedene Staaten und Rassen eingeschoben, ist sie ein Zankapfel zwischen ihnen gewesen. Aber infolge seiner Lage ist Aserbeidschan

auch in kommerzieller Hinsicht ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen geworden, und zahllos sind die Karawanen, die im Laufe der Zeiten auf den langen Wegen zwischen Europa und Iran Waren und Bodenerzeugnisse hin und her geführt haben. Man braucht nur einen flüchtigen Besuch in den großen gewölbten Basaren abzustatten, die wie Katakomben die zentralen Stadtteile durchziehen; hier ist der Umsatz noch heute lebhaft genug, um einen Begriff von der Bedeutung zu geben, die Tabris als Handelsstadt hatte, ehe es von den transkaukasischen Eisenbahnen überflügelt wurde, die den Handel in andere Bahnen lenkten und der Stadt Rescht an der Südküste des Kaspiischen Meers eine neue Zeit der Entwicklung erschlossen.

Die Zeit ist noch nicht fern, da Tabris eine halbe Million Einwohner hatte. Ein harter Schlag traf die Stadt im Jahre 1721, als ein Erdbeben, das 20 000 Menschen das Leben kostete, sie von Grund aus zerstörte. Die Stadt lag damals dem Ufer des Urmiasees näher und wurde erst nach dem Erdbeben an ihrer jetzigen Stelle wieder aufgebaut. Doch von jenem Unglück sollte sie sich nie erholen. Wohl hatte sie noch kurz vor der Eröffnung des Suezkanals gegen 350 000 Einwohner, aber der neue Seeweg, der Persiens ganze Südhälfte eroberte, tat ihr großen Abbruch. Denn früher ging der ganze persische Handel über Tabris, und von diesem Brennpunkte aus teilten sich die Handelsstraßen nach Teheran, Isfahan, Meshed und Südpersien. Nun ist die Stadt eigentlich nur ein Stapelplatz für die Provinz, und ihr Handelsgebiet erstreckt sich kaum über Urmia und Maraga hinaus und nur in geringem Maße bis Teheran.

Der englische Konsul Mr. Stevens, der seit 1875 in Tabris wohnt, erzählte mir, daß er vor dreißig Jahren in seiner Eigenschaft als Agent mehrerer englischer Handelshäuser jährlich 8000 Ballen Waren abgesetzt habe, jetzt seien es nur noch 1000. Damals habe es mehrere große Firmen, besonders griechische und armenische, in Tabris gegeben, die jetzt spurlos verschwunden seien. Mr. Stevens veranschlagte die Bevölkerung auf ungefähr 200 000 Einwohner, meistens Tataren, 5—6000 Armenier, einige wenige Perser, ferner Kurden, Chaldäer,

Europäer und ein halbes Duzend Juden. Herr A. F. Stahl, der frühere persische Generalpostdirektor, gibt als Zahl ungefähr 300 000 an.

Das belgische Zollwesen wurde im Jahre 1900 in Persien eingeführt. Zwei Jahre vorher hatte Herr Maus sich mit zwei Assistenten hierher begeben, um die Verhältnisse zu studieren. Damals herrschte überall größte Unordnung. Die Berechtigung, den Zoll zu überwachen und zu erheben, wurde in Akford vergeben oder auf einer regelrechten Auktion an Gouverneure und andere vornehme Herren verkauft, die daraus möglichst großen Gewinn für ihre eigene Tasche zu ziehen suchten. Irgendwelche Ordnung oder Kontrolle nach europäischen Begriffen existierte überhaupt nicht; die größten Ungerechtigkeiten wurden begangen, und die Machthaber waren Bestechungen seitens wohlhabender Kaufleute zugänglich. Unter solchen Verhältnissen hatten die europäischen Handelshäuser mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und ohne die Hilfe ihrer Konsuln wäre es ihnen schlecht ergangen. Nachdem die Belgier in den allgemeinen Wirrwarr Ordnung und System gebracht hatten, erhöhten sich auch die Einkünfte des Staates auf Kosten der Privatraubtiere; daher ist es leicht erklärlich, daß die Belgier auf vielen Seiten auf Feindschaft und Widerstand stießen. Ihnen wurden auch das Postwesen und gewisse Teile der Finanzen des Reiches anvertraut, z. B. die Auszahlung der Gehalte und der Pensionen, die größtenteils untaugliche Parasiten schluckten. Unter ihnen befand sich jetzt auch der Hofstaat Schah Nasr-eddins. Man hat es nicht allein mit den Pensionierten zu tun, die Pensionen gehen auch auf Kinder und Enkel erblich über, so daß der Staat keine Aussicht hat, seiner Last ledig zu werden. In Persien werden die Abgaben nicht pro Kopf, sondern pro Dorf bezahlt; jedes Dorf gehört irgendeinem hohen Herrn, der eine bestimmte Steuersumme für das ganze Dorf bezahlt. Um dies zu können und selbst noch eine schöne Einnahme zu erhalten, faugt er seine Untergebenen aus. Das Steuerwesen gibt also keinen Anhaltspunkt für eine Berechnung der Einwohnerzahl, die jedoch der allgemeinen Ansicht nach neun Millionen beträgt. So wie Persiens Volkswirtschaft betrieben wird, kann es



31. Beschwerlicher Aufstieg. (S. 136.)



32. Meine persische Eskorte auf dem Kaplan-kuh. (S. 136.)



33. Totentransport auf dem Weg nach Kerbela. (S. 144.)



34. Leichenkarawane in Amirabad. (S. 144.)

nicht mehr lange dauern, bis das Land vor einer verhängnisvollen Krisis steht und dann europäischer Spekulation und Ausbeutung rettungslos preisgegeben sein wird.

In Tabriz gibt es wenig oder gar nichts zu sehen, außer den Basaren und der Göl-mestschid, der blauen Moschee, mit ihrer stattlichen Fassade aus blauer Fayence, auf der Koransprüche in Weiß angebracht sind (Abb. 28, 29). Zwei Tore in der innern Stadt sind Andenken aus dem Jahre 1882, als die Kurden unter dem Scheich Obeid Ullah Tabriz angriffen und Urmia eroberten. Der damalige Gouverneur verlangte 50 000 Toman zu Verteidigungszwecken, behielt aber vier Fünftel der Summe für sich, die gewöhnliche Methode in Persien. In der unmittelbaren Umgebung der Stadt Tabriz gibt es verschiedene sehr schöne Gärten mit delikatem Obst und vorzüglichen Weintrauben, und dort liegen auch moderne Lustschlösser. Eines davon ist Bagh-schumal, das dem Kronprinzen gehört und das ich in Gesellschaft des französischen Bizkonsuls besuchte.

Unter den Europäern sah man verschiedene Russen, die sich hauptsächlich wegen des neuen Chausseebaues, der Rußland ein neues Übergewicht gibt, hier aufhielten. Ebenso wie in Urmia hat die amerikanische Mission auch hier in der Stadt eine Missionsstation und eine Schule. Folgendes Ereignis, das zwei Jahre vor meinem Besuch passierte, kann zur Beleuchtung der Verhältnisse dienen, unter denen man in diesen Gegenden lebt. Ein amerikanischer Missionar war in Urmia von Kurden ermordet worden — aus Versehen, anstatt eines Arztes, der einen Patienten vergiften sollte. Der unschuldige Doktor erschrak darüber so sehr, daß er — an typhösem Fieber starb. Da die Missetäter nicht ausfindig zu machen waren, mußte die Regierung sich dazu verstehen, der Familie des Ermordeten 50 000 Toman Entschädigungsgeld zu zahlen.

Tabriz ist seit alters die Residenz des Waliad, des Kronprinzen. Eines Tages stattete ich diesem Jüngling namens Ali Muhamed Mirza mehr aus Neugierde als aus Hochachtung einen Besuch ab. Er empfing mich in einem ziemlich einfachen Palaste, dessen Höfe von

Dienern wimmelten, die meistens schmierige, fadenscheinige Röcke trugen, obwohl sie, wie es heißt, ihr Gehalt merkwürdigerweise mit größter Gewissenhaftigkeit ausgezahlt erhalten. Im „Topchaneh“, dem „Kanonenhause“, dessen Fassade dem einen Hofe zugekehrt ist, werden 16 österreichische Kanonen in gutem Zustand aufbewahrt, aber sie werden nie benutzt, denn in Persien lebt man im tiefsten, sorglosesten Frieden.

Nachdem die Soldaten am Tore pflichtschuldigst das Gewehr präsentiert hatten, wurde ich durch zwei Vorzimmer, in denen die Höflinge kerkzengerade standen, in das Audienzzimmer geführt, wo Seine Kaiserliche Hoheit sich gerade in eifriger Unterhaltung mit dem reichsten Manne der Stadt Tabris befand, einer Canaille, die im Verein mit dem Waliad die schändlichsten Kornspeculationen betreibt und schamlos die Brotpreise verdoppelt, so daß die arme Bevölkerung verhungert. Doch das ging mich ja nichts an; ich machte meine Reverenz, die Ali Muhamed dadurch beantwortete, daß er sich erhob, worauf wir uns beide setzten und eine außergewöhnlich geistreiche Unterhaltung begannen.

Der Kronprinz ist klein und rundlich, hat ein Doppellinn und kleine lebhaft, kurzlichtige Augen, die ohne Brille nicht fertig werden. Doch statt mich hier mit der Beschreibung des äußern Menschen des Prinzen aufzuhalten, bitte ich, den Leser auf das Porträt verweisen zu dürfen, das mir der Waliad höchst eigenhändig geschenkt und das er auch mit seiner Namensunterschrift versehen hat — recht charakteristischerweise mit russischen Buchstaben (Abb. 30). Mit dem allerbesten Willen konnte ich in seinem Gesicht auch nicht den schwächsten Widerschein der energischen Radscharenzüge seines berühmten Großvaters, des Schahs Nasr-eddin, entdecken. Die persische Malice flüsterte auch allerlei über seine Abstammung und nannte ihn unter vier Augen immer nur den „Ferasch-baschi“, den Polizeimeister. Doch auch dies ging mich gar nichts an, denn ich befand mich in jedem Fall dem Manne von Angesicht zu Angesicht gegenüber, den das Schicksal dazu auserkoren hatte, dereinst der Nachfolger des Xerxes und Darius zu werden, sein Zepter über dem Reste des Reiches der seleucidischen, parthischen und

Sassanidischen Könige und der Herrschaft der mongolischen Dschingisiden zu schwingen und, wenn die Zeit dazu gekommen sein wird, seinen Platz auf dem Throne des großen Schahs Abbas und des siegreichen Nadir Schah einzunehmen. Er würde also einst ein Reich erhalten, das eine gewaltige, glänzende Geschichte hat, über dessen frühere Geschichte uns Herodot und die Bibel berichten und dessen Herrscher noch vor 170 Jahren den Großmogul zittern machten. Auf mich machte er nicht den Eindruck, als wäre er großer Ahnen und so glänzender Traditionen würdig; er wird nie imstande sein, das persische Staatsschiff mit eiserner Hand klug zwischen den Unterwasserklippen der Zeit hindurch auch nur ein Stück weiterzuführen.

Im Jahre 1794 bestieg der erste Kadschare, der grausame Eunuch Agha Muhammed, den Thron der Schahs; Feth Ali Schah, sein Neffe, der in unglücklichen Kriegen ganze Provinzen an Rußland verlor, hatte zum Nachfolger seinen Enkel Mehemet Schah, der seinerseits seinem Sohne Nasr-eddin Schah Platz machte, den 1896 ein Anhänger des Babilismus ermordete, jener Sekte, die er selbst auszurotten versucht hatte. Jetzt war die Reihe an seinen Sohn, Mussaffar-eddin Schah, gekommen, und Ali Muhammed Mirza, Waliad in Tabriz, wartete nur auf die Botschaft, die ihn eines Tages auf den Thron rufen würde, um als der sechste Herrscher seiner Dynastie sein Haupt mit der Kaiserkrone der Kadscharen zu krönen.

Von den Schahs der kadscharischen Dynastie wird gesagt, daß sie abwechselnd stark und schwach gewesen seien. Agha Muhammed war ein kraftvoller Regent, Feth Ali führte nur unglückliche Kriege und während seiner Regierung wurde das alte Reich sehr beschnitten. Sein Sohn Abbas Mirza, Waliad in Tabriz, war ein tüchtiger, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Mann; aber er starb vor seinem Vater, und sein Sohn Mehemet Schah war ein schwacher, unbedeutender Regent. Dann folgte die achtundvierzigjährige Regierung Nasr-eddin Schahs, die in vieler Beziehung Persien einen Aufschwung brachte. Trat doch dieser Monarch selbst mit all der äußeren Macht- und Pompentfaltung und dem Benehmen eines wirklichen orientalischen

Selbstherrschers auf. Sein Sohn Mussaffar-eddin dagegen war ein in jeder Hinsicht unbedeutender, untüchtiger Herr. Wenn es nach der bisher geltenden Ordnung, daß jeder zweite Schah seinem Lande zur Ehre gereicht, weitergehen sollte, so würde der jetzige Waliad die schlummernden Kräfte seines Landes sammeln und der qualmende Docht würde noch einmal zu glänzendem Licht aufflammen, ehe er in der Nacht der Zeiten erlöschte.

Tatsächlich galt Ali Muhamed als ein energischer, kraftvoller Mann, der weiß, was er will, auch wenn er oft rücksichtslos vorging, so weit seine Macht in Tabriz reichte. Als der Schah nach Europa reiste, wurde der Waliad als Regent nach Teheran berufen, und schon an demselben Tage, als der gutmütige Mussaffar-eddin aus seiner Hauptstadt abfuhr, begann sein Sohn frisch drauflos zu regieren und verurteilte gleich einige gefährliche Herren zum Tode. In Tabriz lebte er wie eine Art Bankier und Börsenspekulant, machte Termingeschäfte, kaufte möglichst viele Dörfer auf oder brachte sie auf andere Weise an sich und vergrößerte seine persönlichen Einkünfte.

Als Dolmetscher fungierte bei meiner Audienz ein Prinz aus dem Hause der Kadsharen, aber im Laufe der Unterhaltung stellte der Waliad selber mehrere Fragen auf Französisch. Er fragte mich, wie mir Persien gefalle, in welchen Teilen des Landes ich schon gewesen sei, wohin ich mich von Teheran aus begeben wolle und in welchen Sprachen meine früheren Reisebeschreibungen gedruckt worden seien; mit großer Aufmerksamkeit las er einen Brief von Mirza Riza Chan, der darin meine Absicht, Tibet zu besuchen, erwähnt hatte, eine Nachricht, die das Gespräch auf das Land der Lamas lenkte. Damit war die Audienz zu Ende, und ich verbeugte mich aus dem Zimmer hinaus.

Ali Muhamed Mirza brauchte nicht mehr lange auf das Freiwerden des Kadsharenthrones zu warten. Schon am 7. Januar 1907 starb sein Vater, einige fünfzig Jahre alt, nachdem er gerade noch das erste persische Parlament hatte eröffnen können. Der neue Schah mußte schon im Anfang seiner Regierung bittere Erfahrungen machen und lernen, daß die Kaiserkrone nicht eben so leicht zu tragen war, wie

sie erstrebenswert geschienen hatte. Ein Kabinett nach dem andern hat um seine Entlassung, und im Lande machte sich eine Erregung fühlbar, die schließlich zur Revolution wurde. Beständig in der Furcht, Thron und Leben zu verlieren, schwankte der junge Schah am Rande eines glühenden Vulkans hin und her. Wohl versuchte er, wie um dieselbe Zeit Abdul Hamid, den Männern der neuen Zeit die Spitze zu bieten, und zeigte sich streng und unveröhnlich gegen seine Gegner. Wohl schlossen England und Rußland im August 1907 einen Vertrag, der die Integrität und Unabhängigkeit Persiens sichern sollte, doch Ali Muhameds Tage als Schah=in=Schah, als „König der Könige“ waren gezählt, die feindenden Kräfte waren gereift und ihm über den Kopf gewachsen, und im Sommer 1909 wurde er gezwungen, abzutreten und den Rest seines Lebens fern von der Heimat seiner Jugendträume im Exil zu verbringen, wo er aus dem Reiche seiner Väter eine armselige Pension erhalten sollte. Jetzt trägt sein Sohn, ein Kind, die Krone der Radscharen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es wohl sein Wappenschild sein, das man dereinst auf dem Grabe des Ahasverus zerbricht.

Vom Waliad begab ich mich zu Nizam-ul-Saltaneh, dem Generalgouverneur der Provinz Aserbeidschan. Er stammte aus Arabistan in Südpersien; da er aber durch seinen Einfluß der englischen Politik dort unbequem war, wurde er aus dem Bereiche ihrer Interessensphäre entfernt. Er soll jedoch auch bei den Russen nicht gerade beliebt sein, weil er ein Patriot alter Art und dem wachsenden Einflusse der Europäer in Iran feindlich gesinnt ist.

Nizam-ul-Saltaneh ist ein alter, nobler, wohlerzogener und fein-gebildeter Herr mit aristokratischen Zügen, klugen Augen und einer semitischen Nase. Er trug ein altpersisches Gewand, einen gelbbraunen, faltenreichen Mantel und eine hohe, schwarze „Kullah“, nicht den schwarzen, halbeuropäischen Anzug, der hier sonst à la mode ist. Mit Begeisterung und Wärme sprach er von Arabistan und strahlte ordentlich, als ich ihm erzählte, daß auch ich einst unter den Palmen von Daleki geschlafen, dem Rieseln der Springbrunnen in den Gärten

von Dil-kuschah gelauscht habe, nach den Gräbern des Sadi und des Hafis in Schiras gepilgert und zwischen den Säulen des Xerxespalastes in Persepolis, den er selbst vor vierzig Jahren besucht hatte, umhergewandert sei. Die Geographie Persiens kannte er gründlich, und er glaubte auch, daß er mir über die große Wüste im Osten, die ich besuchen wollte, allerlei Aufklärungen geben könne. Mit größter Liebenswürdigkeit versprach er mir zwei Reiter als Eskorte bis an die Grenze der Provinz, denn vor kurdischen Banditen könne man nie sicher sein; er wollte mich auch mit einem Pässe versehen, der mir alle Thüren öffnen werde. Es hieß freilich, daß er und der Waliad auf gespanntem Fuße miteinander ständen und daß Nizam-ul-Saltaneh ebenso wie der Kronprinz alles Mögliche tue, um die seiner Obhut anvertraute Provinz auszufaugen und die großen Reichtümer, die er an Gütern in Südpersien schon besitze, noch zu vermehren. Aber er war jedenfalls doch eine erwünschte Bekanntschaft, ein echter Mohammedaner auf der Höhe islamitischer Bildung, ein feiner, lebenswürdiger und freundlicher Herr, ein Überbleibsel aus einer verschwindenden Zeit.

Dreizehntes Kapitel.

Zum größten Flusse Nordpersiens.

Am 6. Dezember regnete es fein und dicht; der Himmel war mit dicken Wolken bedeckt, und allgemeine Dunkelheit schwebte über Tabriz, als ich Monsieur Mornards gastfreies Haus verließ und in Begleitung zweier Reiter weiterfuhr. Ich hatte für die 44 Farsach, die man bis Sendtschan rechnet, einen „Teskereh“ oder Fahrpaß erhalten, und dem abgeschlossenen Kontrakte gemäß war der Besitzer des Wagens verpflichtet, mich in fünf Tagen nach jenem Orte zu befördern. Bis zur ersten Station sollte das Gepäck auf einer Araba gebracht, nachher aber auf Saumpferde geladen werden. Da ich es unterwegs aller Wahrscheinlichkeit nach aus den Augen verlieren würde, suchte ich mir noch erst alle die Sachen heraus, deren ich während der ersten Tage in Teheran zu bedürfen glaubte. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich später als wohlbedacht, denn das Gepäck langte zwei Wochen zu spät an; wahrscheinlich war es in irgendeiner Posthalterei liegengeblieben und niemand hatte sich darum gekümmert — aber in Persien hat man nie Eile. Erst energische Befehle des Postministeriums machten den Trödelstrixen Beine, und nun wurde es in verzweifelter Eile, ja mit so toller Geschwindigkeit weiterbefördert, daß verschiedene Sachen in entsetzlicher Verfassung ankamen und etwa zwei Duzend wertvoller photographischer Platten gänzlich ruiniert waren.

Mit einem Gefühl der Erleichterung lasse ich die letzten Gassen hinter mir zurück, seelenfroh, daß ich jetzt nicht mehr Kindern und

Eseln, die mir in den Weg laufen, Arme und Beine abfahren kann. Bald sind wir mitten zwischen kuppelförmigen Hügeln, und das vom Gelände und vom Regennebel verdeckte Tabriz entschwindet meinen Blicken. Mit guter Geschwindigkeit traben die Pferde bald über offene Plateauebenen, bald über tiefe Rinnen, bald auch, wie in Basminsch, über eine dreibogige Brücke aus Stein und Ziegeln, die einen kleinen Bach überspannt. Dünne Steppenstauden in Braun und Rot schmachten am Rande des Weges, dessen Bahn kleine, dem Lokalverkehr dienende Kamelkarawanen austreten; die langen Züge der Höckertiere des Orients, die wir auf dem Wege von Trapezund sahen, fehlen hier. Um so allgemeiner sind die Eselkarawanen, die einander in langen Reihen nach der Stadt folgen und aus Hunderten mit Heu-, Stroh- und Kornsäcken beladener Tiere bestehen.

An einem Flusse mit einer aus vier gewölbten Bogen bestehenden Brücke liegt Seidabad, wo wir nach dreieinviertelstündiger Fahrt ankamen, um eine Weile zu rasten und die Pferde zu wechseln. Mein Kutscher ist schlechter Laune und behauptet, daß es unmöglich sei, Sindschan in fünf Tagen zu erreichen, in weniger als sieben gehe es nicht. Aber ich kenne meine Pappenheimer schon lange und weiß, daß es nur eines Tomanscheines bedarf, damit mein Kutscher das Leben in anderen Farben sehe und sich ihm die Länge des Weges verringere. Er klettert infolgedessen sehr schnell wieder auf seinen Boß, und wir gelangen auf guter Straße schnell nach Schible, dessen steil ansteigende Dorfstraße dicht aneinander gedrängte Esel versperren und neben dem noch ein altes Karawanserai aus der Zeit des großen Schah Abbas steht.

Gleich hinter dem Dorfe beginnt der Anstieg zum Schiblepasse, der an und für sich niedrig und so leicht zu überschreiten ist, daß ein Reiter ihn kaum gewahr werden würde. Für ein Fuhrwerk ist er aber kein Kinderspiel, denn in kurzen, unangenehm steilen Zickzackkrümmungen mit einer vielfach gewundenen Schlucht zur Rechten führt der Weg nach der Paßhöhe hinauf. Es gießt, es ist dunkel und düster, und der Weg wird immer weicher, immer schlüpfriger; die Pferde gleiten aus, die Räder rutschen in dem weichen Schlamm auf dem steilen Abhang

rückwärts, und stellenweise ist die Lage so riskant, daß man lieber zu Fuß geht.

Von dem Passe geht es sehr steil abwärts; auch hier gibt es halzbrecherische Stellen. Der Regen prasselt auf das Verdeck, das eine gefährliche Einrichtung ist, da es mich am Hinausspringen im richtigen Augenblick hindern würde, falls der Wagen einen schlüpfrigen Abhang hinuntergleiten sollte. Mein Kutscher und sein blutjunger Fuhrknecht gehen hallorufend und die Peitsche schwingend vor den Pferden, um sie zu zwingen, sich beim Ausgleiten und Glitschen im Schlamm mit aller Kraft rückwärts anzustemmen.

Am Südufer des kleinen Sees Guru-köl, der links liegen bleibt, zeigen sich viele Hunderte wilder Enten. Dörfer sind nicht zu sehen, wohl aber gutbestellte Felder. In dem Dorfe Gadschi Agha-su wird eine Weile gerastet. Einige Frauen, die in „Kadscheweh“, in überdachtem, mit Gardinen versehenen Holzkörben auf Kamelen reisten, brachen gerade nach Tabriz auf; wahrscheinlich gehörten sie zu dem Harem eines vornehmen Herrn.

Auf der Weiterfahrt sieht man hier und dort kleine graue Dörfer. Im Dorfe Tifme-dasch gibt es ein „Tschaparchaneh“, ein Wirtshaus für Reisende mit Posthalterei. Ich langte hier in der schwach durch den Mond bekämpften Dunkelheit an und ließ mir schnell ein Kaminfeuer anzünden, um meine regendurchweichten Sachen zu trocknen.

Als ich mich am 7. Dezember wieder zur Abreise rüstete, erklärten die Geleitssoldaten, ihre Pferde seien erschöpft und sie wollten deshalb lieber nach Tabriz zurückkehren. Nachdem ich sie aber darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie mich auf Befehl des Generalgouverneurs begleiteten, stiegen sie mit verdrießlicher Miene zu Pferd und kamen mit. Der Wind ballt die Nebeldünste immer mehr zusammen; sie werden dichter und verhindern den Ausblick, so daß man, neben einer der schwarzen Stangen der englischen Telegraphenlinie stehend, ihre beiden Nachbarinnen nicht sieht.

Außerhalb des Dorfes Gadschin ist ein Karawanserai aus der Zeit des Schah Abbas noch in so gutem Zustand, daß es benutzt

werden kann; rings um das stattliche Gebäude gruppieren sich elende Lehmhütten — ein Bild des Unterschieds zwischen der guten alten Zeit und der neuen, zwischen Aufschwung und Verfall. Überall erhält man durch solche Denkmale einen deutlichen Begriff von dem Scharfblick des großen Schahs und dem Interesse, mit dem er den Handel und die Entwicklung seines Reiches verfolgte.

In Gadschin hätten eigentlich die widerspenstigen Krieger gegen neue ausgewechselt werden sollen. Da es diesen aber nicht beliebte, sich einzustellen, und die alten entlassen wurden, fuhr ich ohne Geleite weiter, und das ist hier, fern vom Lande der Kurden, auch kein großes Risiko. Nizam-ul-Saltanehs schöne Versprechungen einer Bedeckung auf dem ganzen Wege lösten sich in leeren Dunst auf; ebenso soll es mit den meisten anderen Dingen im modernen Persien gehen: ein äußerer prahlerischer Schein, ein schöner Anfang, der im Sande verläuft. So war es auch mit dem Gepäck, das so fein in seiner Araba abkutschierte und dann einfach liegen blieb. So ist es auch mit den Landstraßen, die in unmittelbarer Nähe der Städte prachtvolle, gutgepflegte Alleen sind, für deren Erhaltung draußen auf dem Lande aber gar nichts geschieht. Ein degeneriertes Geschlecht, ohne regelrechte Obrigkeit, ohne Disziplin und ohne Gehorsam; eine Moral, die an übertünchte Gräber erinnert; eine Sprache, die eine der reichsten Literaturen hervorgebracht hat, jetzt aber von einem Volk gesprochen wird, das den Glauben an sich selbst verloren hat, und die in einem Lande gesprochen wird, das als selbständiger Staat zum Untergang verurteilt zu sein scheint. Überall stößt man auf Verfall und Verwahrlosung, auf eine Gleichgültigkeit, die keine andere Lebensregel kennt, als die sehr bequeme, alles drunter und drüber gehen zu lassen. Und dennoch: hat man Persien einmal besucht, so sehnt man sich dorthin zurück, freut sich, wieder dorthin zu kommen, und fühlt sich wohl unter seinem gemüthlichen, harmlosen Volke.

Der Nebel verzieht sich; jetzt unterscheidet man auf der Straße vor sich schon sechs Telegraphenstangen. Eine aus jungen Kamelen bestehende Karawane zieht in derselben Richtung wie wir; durch das

Schellengeklingel erschreckt, beginnen die langbeinigen Tiere davonzulaufen, verlieren ihre Lasten und verwickeln sich gegenseitig in ihre Stricke. In einem sehr tief eingeschnittenen Tale liegt das Dorf Karatschemen mit seinem Flusse. Vor einem kleinen Kamechaneh halten wir Rast und geben den Pferden Gerstenmehlkloße zu fressen.

Im nächsten Tal, das ebenfalls ein Fluß durchströmt, rastete eine Kamelfarawane, deren Führer in einer gemütlichen Gruppe rauchten und plauderten. Es hat gar keinen Zweck, daß man versucht, alle diese Abflußtäler zu zählen, denn es geht den ganzen Tag über immerfort hinauf und hinunter, und gewöhnlich kann man nur Schritt fahren. Bergauf geht der Kutscher zu Fuß, und wenn es nachher wieder bergab geht, bremst er. Alle größeren Täler haben Namen, die ich im Vorbeifahren aufzeichne. Auf jedem neuen Hügel erschließt sich eine weite Aussicht nach Osten und Westen.

Im Grunde eines Tales liegt das Dorf Garibduft inmitten schöner Pappeln. In ihrer geschützten Lage in der Tiefe der Täler, vom Wasser durchströmt, erscheinen diese Dörfer wie Oasen in einer Wüste. Das nächste in der Reihe heißt Turkman-tschai, das größte Dorf, das wir im Laufe des Tages passiert haben. Langsam und vorsichtig fahren wir durch seine engen, verwickelten Gassen. Auf einem offenen Platze am Bach wird ein Schaf geschlachtet.

In Turkman-tschai wurde einst auch Persien zerstückelt, denn hier wurde im Jahre 1828 der Friede geschlossen, durch den Feth Ali Schah zwei seiner besten Provinzen verlor. Turkman-tschai gehört jetzt einem Herrn mit dem Titel Munewer-es-Saltaneh, hat 500 Häuser und wirft eine Jahreseinnahme von 4000 Toman ab.

Hadjschi-gias, das Dorf, in welchem ich die Nacht zubrachte, besteht aus 100 Häusern, besitzt 4000 Schafe und steht unter dem Muktabdir-es-Saltaneh in Teheran, der aus ihm alljährlich 2000 Toman Einnahme bezieht. Man baut Weizen und Gerste, Gemüse und Melonen, und in den Gärten reifen Trauben, Äpfel, Birnen, Aprikosen, Mandeln und Walnüsse. Alle Einwohner des Dorfes sind türkischer Abstammung, und ihr „Ältester“ führt den Titel „Ak-sakal“ (Weißbart).

Ein guter Kerl nahm sich meiner an und brachte mich nach dem Balachaneh des Stationshauses, das keine Fenster besaß, dafür aber drei Türen, die auf eine offene Altane hinausführten. Im Kamin des Zimmers briet er ein Hühnchen über der Glut und verschaffte mir Brot, saure Milch, Tee und Weintrauben. Ich selber hatte weiter keinen Proviant bei mir als Zucker, und mein Speisefervice bestand aus Löffel, Gabel und Messer; ich lebte hier ungefähr wie reisende Mohammedaner, was ebenso praktisch wie lehrreich war. In Persien tagiert man den Rang und die Würde des Reisenden nach der Anzahl seiner Diener — je mehr es um ihn herum von solchen Faulenzern und Nichtsnutzen wimmelt, desto größer ist sein Ansehen und desto mehr Rücksicht kann er beanspruchen. Da ich nicht einen einzigen Diener hatte, sondern den Kutscher oder seinen Knecht meine Sachen in das Zimmer der Posthalterei hinaufbringen ließ, sah man mich selbstverständlich für einen Reisenden an, dem es seine Mittel nicht erlaubten, sich auch nur den geringsten Luxus zu gestatten. Als man mich danach fragte, erklärte ich, daß die Droschke zu schwer geworden wäre, wenn ich Dienerschaft mitgenommen hätte, und daß mein Dienertroß mich in Teheran erwarte. Die guten Leute warteten mir jedoch stets auf und bedienten mich aufs beste, und da ich mit ihnen in ihrer eigenen Sprache reden konnte, die ich vor vielen Jahren in Baku erlernt hatte, war es keine Kunst, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Nach einem Frühstück, das in allem ein Abbild des Abendessens war, setzte ich am folgenden Morgen die Reise auf dem endlosen Wege nach Teheran fort. Schon beim ersten Abhang, den es oberhalb des Dorfes hinaufging, streiften die Pferde und gingen rückwärts; schnell sprang ich aus dem Wagen, um nicht mit bergab zu rutschen. Doch der Kutscher wurde ihrer wieder Herr. Eine Weile darauf mußten wir über eine hölzerne Brücke, die so schmal war, daß die vier nebeneinander gespannten Pferde nur eben darauf Platz fanden. Sie drängten sich so dicht aneinander, wie sie nur konnten, und die beiden äußersten waren nahe daran, hinabzustürzen, denn die Brücke



35. Meine neue Equipage. (S. 147.)



36. Frachtwagen unterwegs nach Teheran. (S. 148.)



37. Perſiſche Schönheit. (S. 150.)
Von einem Armenier aufgenommen.

hatte kein Geländer. Doch auch hier kamen wir glücklich hinüber und überschritten dann drei unangenehm tiefe Täler.

Im Dorfe Suma begegneten uns zwei Reiter aus Mianeh, die mir ein Telegramm vom Nizam-ul-Saltaneh brachten; er teilte mir darin mit, daß er Befehl zu neuem Eskortewechsel erteilt habe. In dessen hatten die Soldaten die Sache selbst schon entschieden und waren umgekehrt.

Die beiden Reiter konnten mir die erfreuliche Mitteilung machen, daß der Paß des Kaplan-kuh, den wir vor uns hatten, nicht verschneit sei; der starke Schneefall, der weiter nördlich eingetreten war und dort alle Berge weiß gekleidet hatte, hatte sich also nicht bis hierher erstreckt.

Jenseits der Dörfer Kara-tschö und Bolanlik fahren wir über die Höhen, die sich am linken Ufer des Karangu-tschai erheben und die uns noch von Mianeh trennen. Als es bergauf ging, mußte ich zu Fuß gehen, und der Wagen mußte von hinten geschoben werden. Glücklicherweise oben auf dem Rücken angelangt, hatten wir auf beiden Seiten jähle Wände und eine weite Aussicht über dieses ungemein durchschnitten Land mit seinen flachgewellten Höhen, die viel zu abgerundet und einförmig sind, um irgendwie malerische Landschaftsbilder zu geben. In der Ferne wird Mianeh sichtbar, dank dem graublauen Rauchschleier, der aus feinen Schornsteinen aufsteigt.

Die Kette des Kaplan-kuh tritt jetzt in ihrer vollen Länge hervor und beherrscht mit ihrem schweren, völlig schneefreien Kamm den ganzen östlichen Horizont. Wir kommen in das breite Tal des Mianeh-tschai, dessen Boden voller Sandbänke, Geröll und Erosionsrinnen ist, die von großen Wassermassen zu gewissen Zeiten des Jahres zeugen. Der Fluß selbst, der durch all die Flüsse und Bäche, die wir seit Tagen überschritten haben, gebildet wird, ist jetzt ganz unbedeutend, obgleich sein trübes, graues Wasser, als wir vierzehnmal durch ihn hindurchfahren, an tieferen Stellen bis über die Räder des Wagens reichte und den Boden des Fuhrwerks bedeckte. Hier nützt der Versuch, eine Straße anzulegen, gar nichts; man fährt da, wo es

am besten geht. Im Frühling und Sommer, sowie auch nach heftigen Regengüssen ist der ganze Talgrund überschwemmt.

Rechts bleibt Mianeh=bagh liegen, wohin vom Fluß aus ein Kanal führt, und bald darauf erblickt man die kleine Stadt Mianeh mit ihren Häusern, Bäumen, Heuschobern und Äckern in einer Talweite. Wir verlieren uns in einem Gewirr einförmiger, grauer Lehmhütten, die alle ganz gleich aussehen und unter denen nur eine einzige kleine grüne Moscheekuppel den Blick fesselt.

Während der Stunde Zeit, die ich Mianeh opferte, dessen größte Berühmtheit in einer Art sehr giftiger Wanzen bestehen soll, sprach ich bei dem Vorstand des Telegraphenamts vor, einem Deutschen namens Renz aus Odessa, der mit Weib und Kind schon drei Jahre hier lebte. Er erzählte mir, daß der German Jerma in Teheran Eigentümer der Stadt sei und daß ihr „Maliat“ (Ertrag) sich jährlich auf 8000 Toman belaufe. Gärten fehlen in Mianeh ganz, kommen aber in den Dörfern der Umgegend vor; dagegen wird hier viel Reis und ein wenig Weizen gebaut, und die Gegend lebt hauptsächlich von Ackerbau. Zucker, Tee, Manufakturwaren usw. werden aus Rescht und Tabriz bezogen; das Leben ist hier kostspieliger als in Sendjchan und Tabriz. Über Mianeh geht die englische Telegraphenlinie mit drei Drähten, von denen zwei Kaskutta und London verbinden und einer Persien gehört, das sich diesen Draht bei Erteilung der Konzession ausbedungen hat. Auf russischem Territorium tragen die gußeisernen Stangen vier Drähte, von denen Rußland kontraktlich über zwei verfügt. In Persien sind auf jeder Werst mindestens zwölf und höchstens zwanzig Telegraphenstangen errichtet, in Kaukasien im allgemeinen sechzehn und in Rußland zwanzig.

Bei Mianeh fließen mehrere Flüsse und Bäche zusammen, die sich hier fächerartig von Westen und Südwesten her sammeln. Sie bilden miteinander den Fluß, den wir vor kurzem unter dem Namen Mianeh-tschai oder Karangu-tschai kennengelernt haben und der ein Nebenfluß des größten Flusses Nordpersiens ist, des Kizil-usen (hier Givil-öfen ausgesprochen), der fern im Süden in der persischen Provinz

Kurdistan entspringt und unterhalb der Stadt Mianeh ein sehr scharfes Knie nach Südosten bildet, um schließlich bei Mendschil und Rudbar das Bergsystem des Elburs zu durchbrechen und sich in nordwestlicher Richtung bei der Stadt Rescht unter dem Namen Sefid-rud in das Kaspische Meer zu ergießen. Kifil-usen ist tatarisch und bedeutet „der rote Fluß“; Sefid-rud ist persisch und bedeutet „der weiße Fluß“. In mehreren Teilen seines Laufs markiert der Fluß die charakteristischen Längentäler, die sich zwischen parallelen Bergketten hinziehen. Denn Persien ist, ebenso wie Tibet, ein typisches „Faltenland“, wie man ein Gebirgsland nennt, dessen Ketten durch Horizontalschub parallel zueinander emporgepreßt sind.

Vierzehntes Kapitel.

In Gesellschaft der Toten.

Über eine beinahe ganz ebene Fläche, die der Mianeh-tschai zeitweise überschwemmt, fahren wir nach der prächtigen Brücke aus Stein und Ziegeln, die in 23 Bogen über den vereinigten Fluß führt. Ihre Fahrbahn ist gepflastert, ihre Brüstungen bestehen aus Ziegelsteinen; auf der Südseite sind die englischen Telegraphenstangen in die Mauer eingelassen. Nur ein Zehntel des Flußbettes war jetzt mit Wasser gefüllt. Im Nordnordosten erblickt man das Felsentor des mächtigen Durchbruchstales; doch vom Kifil-usen trennt uns noch der Gebirgsarm des Kaplan-kuh.

Dunkel und drohend erhebt sich der Kaplan-kuh vor uns. Der eigentliche Anstieg zum Paß beginnt, aber die Straße läuft nicht wie gewöhnlich im Zickzack bergan, sondern zieht sich am Rande des linken Abhangs des vom Paß herabkommenden Baches entlang. Stellenweise ist sie so schmal wie ein Sims, und die Pferde haben nur gerade auf ihr Platz. Einmal wurde das äußerste Pferd über den Rand hinausgedrängt; da es aber durch sein Riemenzeug gehalten wurde, kletterte es im richtigen Moment wieder hinauf. Ich hatte in Mianeh drei flinke Burschen angenommen, die uns zu Fuß begleiten sollten, um nachzuschieben, beständig zur Hand zu sein und Steine unter die Räder zu legen, falls die Pferde versagten und der Wagen anfinke, rückwärts bergab zu rollen. Mit ihrer Hilfe erreichten wir die Paßhöhe in weniger als zwei Stunden (Abb. 31, 32).

Vom Paß aus, wo wir zwei aus Kərbela nach Hause zurückkehrende Pilger trafen, hat man eine prächtige Aussicht über das zwischen abschüssigen Bergen tief und energisch eingeschnittene Tal des Kifil-usen. Dann geht es wieder Hals über Kopf bergab, so daß beide Hinterräder festgebunden werden müssen, um ordentlich zu bremsen. Über den Fluß, der viel wasserreicher war als der Mianeh-tschai, führt eine Brücke in drei Bogen, zwischen denen sich die Wassermassen zusammenpressen. Die Brücke lag teilweise in Ruinen und wird wohl noch ganz einstürzen, wenn sie nicht rechtzeitig ausgebessert wird.

Eine Strecke lang begleitet die Straße den Rand der Erosionsterrasse des rechten Ufers, die oft vom Wasser tückisch unterwaschen ist und uns zu kleinen Umwegen zwingt. Im Südsüdwesten sieht man das Tal des Flusses, den wir jetzt rechts hinter uns lassen, um wieder steil und mühsam nach einem zweiten Pässe hinaufzusteigen. Der sich zwischen Hügeln und durch Schluchten hinschlängelnde Weg bringt uns endlich nach dem kleinen, grauen Dorfe Dschemalabad, wo ich mich in der üblichen Weise im Tschaparchaneh häuslich einrichte. Obgleich die Entfernung nach Mianeh nur kurz ist, fehlt doch in Dschemalabad die „Mälä“ genannte giftige Wanze, die in alten Häusern vorkommt und durch ihren Biß ihre Opfer vierzig Tage oder auch zwei Monate lang krank macht.

Nach und nach wird das Gelände flacher. Wohl merken wir noch die Hügel, die nach Süden gerichtet sind, aber sie werden immer ausgeglichener, je weiter ostwärts wir fahren. Die Steppe mit ihren gelbgrauen Büscheln, Disteln und gelegentlich auch einigen Grassflecken schillert in graugelben und rötlichen Wüstentönen. Die Reisenden, die in nicht geringer Anzahl diese Straße ziehen, benutzen beinahe ausschließlich Esel, sowohl zum Reiten wie als Lasttiere. Wir steigen jetzt sehr langsam auf dem rechten Ufer des Sendschauflusses aufwärts, der nicht weit vom Kaplan-kuh in den Kifil-usen mündet.

Zwischen einigen leicht zu zählenden Pappeln und Weiden liegt das jämmerliche Dörfchen Sertscham, in dessen einziger Straße mehrere Karawanserais liegen. Seine ganze Bedeutung scheint darin

zu bestehen, daß das Dorf Leuten, die zwischen Teheran und Tabris und noch weiter nach Trapezund reisen, Obdach gewährt. In den vier=ekigen Seraisöfen sah man farbenprächige Gruppen frommer Kербela=pilger, Kaufleute mit ihren Dienern, Privatreisende und Soldaten, die nach Tabris wollten. Sonst aber lag das Dörflein still und schweigend da, und ein großer Teil seiner Straße, die zugleich die Landstraße ist, besteht aus lauter vom Regen stark mitgenommenen Häusern und zerbröckelten Mauern. In seinem Tschaparchaneh war keine Menschenseele zu finden. Wir fuhren daher weiter, an einem auf einer Anhöhe thronenden Karawanserai des Schah Abbas vorbei.

Der Weg geht in das Flußbett selbst hinein, dessen Boden aus Schutt und Sand besteht und wo wir auch zweimal den Fluß durchfahren, der jetzt 6 Kubikmeter Wasser in der Sekunde führen mochte. Unfruchtbar und öde, trocken und kahl ist die Landschaft; nur dort, wo ein Bewässerungskanal oder ein Seitenbach die Straße kreuzt, entstehen kleine Sumpfstellen. Tasa=kent, „das neue Dorf“, hat ein Wirtshaus an der Landstraße. Die Staffage wird lebhafter; denn jetzt begegnen uns immer häufiger kleine Gruppen persischer Soldaten, die nach Tabris heimkehren, nachdem sie ihre Wehrpflicht in Teheran erfüllt haben; sie führen ihre ganze Habe auf Kamelen und Eseln mit sich. Doch wie arm, schmutzig und ungepflegt sehen diese Vaterlandsverteidiger aus, wie sie in bestaubten Schuhen, fadenscheinigen Hosen und zerlumpten Röcken auf der Landstraße einhertraben! Ihre Uniformen lassen unglaublich viel zu wünschen übrig und sind nur selten mit Bruchstücken eines Aufschlags oder einer Kofarde an der Mütze versehen, auf denen die Sonne und der Löwe zwischen Felsen prunken.

Gelegentlich wird die Einförmigkeit der Landschaft durch eine weidende Schafherde belebt, aber im großen und ganzen erhält man immer mehr einen Vorgeschmack der großen persischen Wüste im Osten, jenem flachen, offenen Lande, das so verödet, vegetationslos und grau ist und nur selten durch einen lebenden Fleck, eine Oase, unterbrochen wird. Hier trat wenigstens einmal eine ungewöhnliche Unterbrechung des ewigen Einerleis ein: an einer Wegbiegung saßen uns zwei Wagen

entgegen. Der erste war so vollgepfropft mit Leuten, wie nur hatten hineingehen können; zwei Damen, zwei männliche Diener, einige Kinder und ein kleiner Groom hinten drauf. In der einen Dame erkannte man leicht die Europäerin, obwohl sie sich fest in ihren Baschkif gehüllt hatte. Wir hatten schon geahnt, daß wir einander irgendwo zwischen Tabris und Teheran begegnen würden, denn Herr Avers, der Gatte dieser Dame, war gerade, als ich aufbrach, in Tabris eingetroffen, wo er Herrn Mornards Stelle übernehmen sollte. Seine Frau war überaus charmant und liebenswürdig. Wir hielten zehn Minuten mitten auf der Landstraße — in der ersten Minute stellten wir uns vor, und während der übrigen neun plauderten wir miteinander. Frau Avers hatte die schwerere Hälfte des Weges vor sich, ich die leichtere. Und dann verschwand sie wieder gleich einer Fata Morgana in einer Staubwolke, und von neuem breitete sich das Schweigen der Wildnis nach allen Seiten aus. Der einzige Anstrich von Zivilisation, der noch nahe ist nach dem Hauche, der eben an mir vorbeigesaust war, wird durch die englische Telegraphenlinie repräsentiert, deren Drähte große Geheimnisse aus Indien übermitteln. Ich sehne mich fort von diesen ewigen Telegraphenstangen, die mich an das banale Neh erinnern, das die europäische Kultur um die bekannte Erde gesponnen hat; ich will hinaus auf ungebahnte Wege, wohin die alle Geheimnisse ausplaudernden Drähte sich nicht erstrecken. Einen Tag nach dem andern rolle ich auf asiatischem Boden südostwärts; mir ist, als sei ich dabei, eine Karte Vorderasiens in natürlicher Größe aufzurollen, und ich sehne mich doch nur nach Gegenden, von denen noch keine Karten aufgenommen sind.

Manchmal ein einsames Ackerfeld, aber weder Gehöfte, noch Dörfer; nur am linken Flußufer stehen Bäume. Wieder fahren wir im Flußbett, und unsere Räder erhalten eine unfreiwillige, aber sehr notwendige Abwaschung. Nachdem der Kutscher sich mit dem Stallknecht gezannt hatte, der bisher treu neben ihm auf dem Bock gesessen, jetzt aber mitten auf dem Wege fortgejagt wurde, gelangten wir an das Kavechaneh des Dorfes Aliabad und rasteten dort eine Weile, um ein

paar Eier zu kochen, Tee zu trinken und herrliches frisches Weizenbrot zu essen. Von dort war es nicht mehr weit nach dem „Mähmanchaneh“, dem Gasthause, von Nisbei, dessen sämtliche Kammern und Verschläge voller Soldaten waren, die sich artig erbieten, mir für die Nacht Platz zu schaffen. Von einer Eskorte hatte ich in der letzten Zeit nichts gesehen, nun aber hieß es, daß der Wesir-i-Humajun, der Gouverneur von Semschan, vier Reiter ausgesandt habe, die mich geleiten sollen. Sie müssen sehr kurzichtig gewesen sein, da sie es nicht haben fertig bringen können, meine Wagen unterwegs zu entdecken; wahrscheinlich hatten sie sich in irgendeinem Karawanserai schlafen gelegt.

Am Morgen des 10. Dezember stellte sich der fortgejagte Stallknecht Seid wieder ein; er muß sich wohl mit Eskär, dem Kutscher, wieder vertragen haben, denn beide saßen einträchtiglich nebeneinander auf dem Boß, als wir die neue Tagesfahrt antraten. Obendrein hatte ich drei Reiter als Ehrenwache erhalten, was alle mir entgegenkommenden Soldaten zum Honneurmachen veranlaßte.

Glücklich kamen wir über eine tiefe Schlucht mit einer tückisch durchlöcherten Brücke. Aber eine kurze Strecke weiter brach bei einem Stoße die rechte Vorderfeder; die Equipage wurde mit Hilfe einer Stange und eines Strickes geflickt — ein Glück, daß es nicht schon eher passierte, dachte ich. Jenseits des Dorfes Tenzidische versuchten die Pferde durchzugehen, da sie vor dem Anblick eines Kameraden, der gestürzt und abgehäutet worden war, scheuten — ich konnte es ihnen nicht verdenken, daß ihnen der Kadaver unangenehm war. Die Reiter der Eskorte zeigten uns ihre schönsten Künste; sie führten alle möglichen halbsbrecherischen Evolutionen zu Pferde aus, bogen sich so tief herab, daß ihre Hand den Erdboden streifte, warfen die Beine über den Kopf des Pferdes, rangen miteinander und schwenkten ihre Gewehre in der Luft.

In der Taltiefe zur Rechten beginnt Tschiar, eine Reihe von Dörfern und Gärten an den Ufern des Semschan-tschai. Das Tal wird schmaler; wir sind heute ebenso wie gestern den ganzen Tag gelegen, und der schneidende Gegenwind läßt die Luft kalt erscheinen.

Vor uns zeichnen sich die Umrisse der grauen Lehmhäuser und Lehm-mauern von Sendſchan ab; wir passieren den „Guristan“ der Stadt, den Friedhof, dessen Gräber niedrige, liegende Steinplatten bezeichnen. Zwei Gräber von Seiden, Nachkommen des Propheten, sind mit grün-glasierten Kuppeln geschmückt.

Eine Straße führt nach dem Eingang eines Basartunnels, vor welchem die beiden äußeren Pferde abgespannt werden, damit wir nicht die ganze Breite des engen Durchganges ausfüllen. Der Basar war außerordentlich malerisch und bestand in echt orientalischer Weise aus altmodischen Verkaufsläden und Werkstätten in grottenähnlichen Höhlen zu beiden Seiten der Passage. Jeder Laden, jede Werkstatt nimmt ein eigenes Gewölbe ein, in welchem Dämmerung herrscht.

Gfär fährt drauflos und ruft denen, die keine Angst um ihre Füße haben, ein lautes „Haida“ (Aufgeschaut!) zu, dann sind wir wieder im Tageslicht und nach einer Weile halten wir vor Ma Kapu, der „Hohen Pforte“, der Residenz des Wesir=i-Humajun Mähdi Chan. Etwa hundert Diener geleiten mich in einer förmlichen Prozession nach zwei mit Teppichen belegten, sonst aber unmoblierten Salons und bitten mich, einen Augenblick zu warten; Erzellenz sei gerade im Bade, werde aber gleich kommen. Mähdi Chan kommt mit der ganzen selbstbewußten, würdigen Haltung eines hohen Beamten. Er ist ein vierzigjähriger Mann, der Nasr=eddin Schah und Mussaffar=eddin Schah auf ihren europäischen Reisen begleitet hat. Er findet großen Gefallen daran, mir in meinem verstaubten Anzug mit einer stupenden Sachkenntnis europäischer Dinge zu imponieren. Unter seinen Vertrauten befindet sich der Leibarzt Dr. Jonan, ein Chaldäer aus Ur-mia, der in Chicago studiert hat und der die Unterhaltung mit einem verblüffenden Reichtum amerikanischer Weisheit würzt.

Ich finde jedoch mehr Geschmac an etwas näherliegenden Dingen und erkundige mich nach der Einwohnerzahl von Sendſchan, die mir auf 50 000 angegeben wird, was mir indessen stark übertrieben erscheint. Welchen Ertrag bringt die Stadt ein? An „Malat“ 86 000 Toman, an Weizen und Gerste 10500 Charwar und an Stroh 10000

Charwar. Und wie groß ist die Garnison? 2000 Mann Infanterie und 1300 Mann Kavallerie, aber die Truppenzahl kann verdoppelt werden, wenn es nötig sein sollte. Nur 5 Prozent der Einwohner Sindschans sind Farsi oder Perser. Die Provinz, deren Name Chamse ist, hat 18 Distrikte; jeder ist nach seinem größten Flusse benannt, und besteht aus einer künstlichen Zusammensetzung verschiedenartiger Elemente, worin die Nachbargegenden Gilan, Raswin und Hamadan ebenso vertreten sind wie die Nomaden, die „Miat“, verschiedener Horden, z. B. die Domeiran, die 500 Reiter stellen, die Afsschar und Ananlu, deren Winter- und Sommerwanderungen sich über ein Gebiet erstrecken, dessen Durchmesser 30 Farsach beträgt. Die Karaburschu und die Akrad sollen zwei arme Horden sein, welche die Regierung gezwungen hat, nach Chamse zu ziehen und sich dort anzusiedeln, damit die Zwietracht, die zwischen ihnen und der ursprünglichen Bevölkerung besteht, es den Machthabern leichter mache, beide Parteien in Schach zu halten.

Während wir uns unterhielten, wurde der Mittagisch gedeckt, und mit verbindlichem Lächeln forderte Mähdi Chan mich auf, ins Speisezimmer zu treten. Die Gerichte waren glücklicherweise echt persisch, aber das Service und die Art des Servieren waren europäisch, und Weißwein und Champagner gaben diesem unerwarteten Gastmahl ein festliches Gepräge. Die Liebenswürdigkeit des Wirtes kannte keine Grenzen. Ich wollte eine Stunde bleiben, aber es wurden sechs daraus, und selbst dann versuchte er mich zum Bleiben zu überreden, damit wir in der Abendstille den Klängen der Musik lauschen könnten. Doch ich hielt mich tapfer; der „Reis“ oder Postmeister wurde geholt und erhielt Befehl, eine „Droschka“ vorfahren zu lassen, denn hier in Sindschan hatte ich Esbär und seiner Equipage, die vor dem Einschneien des Kaplan-kuh nach Tabriz zurückkehren sollten, Lebewohl gesagt.

Der neue Wagen war für mich und mein Gepäck viel zu klein, weshalb ein größerer Koffer und das Frachtstück, das mein Zeltbett, die Kissen und die Filzdecken enthielt, einem Pferde aufgeladen wurden; dann ging es von neuem weiter. Es wurde eine tragikomische Fahrt.

Ein Reiter führte das Saumpferd am Zügel; es hatte einen so harten Gang, daß seine Last unaufhörlich herabglitt und wieder festgeschnürt werden mußte. Schließlich mußten wir für den Koffer auf der Droschke Platz schaffen und den „Tschapartschagird“, den Pferdeknecht, mein Bett vor sich auf den Sattel nehmen lassen; dann ging es besser.

Es war kalt; die meisten Wasserläufe waren zugefroren, von den Hügeln der Umgebung sah man nur die Umrisse, obwohl der Mond hell und klar schien. Ein Knall verkündete, daß die Deichsel brach, und die erschreckten Pferde wären durchgegangen, wenn nicht der Reiter mit dem Bett in den Armen sich vor ihnen befunden und sie zum Stehen gebracht hätte. Um das Unglück wieder gutzumachen, rasteten wir in dem Kawechaneh des Dorfes Binab und benutzten die Gelegenheit, uns mit ein paar Gläsern Tee innerlich zu erwärmen. Dann rasteten wir auf gutem Weg weiter, bis die Nachtruhe uns in dem elenden Tschaparchaneh von Kara-bulak in ihre Arme schloß.

Hier oben auf den Höhen ist es kalt, und als wir am 11. Dezember weiterfuhren, zeigte das Thermometer morgens um 7 Uhr – 2,2 Grad. Ziemlich nahe am südlichen Gebirge erblickt man die Stadt Sultanieh und die grüne Kuppel der Grabmoschee des Schah Choda Bende, die aber bald in dem Rauchnebel verschwindet, der sich durch die Morgenfeuer bildet und wie eine Wolke über der Stadt schwebt. Die Landschaft ist außerordentlich einförmig und hat sich während der beiden letzten Tage nicht nennenswert verändert; es sind dieselben begrenzenden Ketten im Norden und Süden, derselbe Sindschamtichai, dieselbe öde Steppe mit der Landstraße und den kleinen Karawanen. Doch wir haben die Grenze zwischen „Turki“ und „Farsi“ passiert, und alle Namen sind jetzt persisch. Tabris wird hier Tärbis ausgesprochen und Sindschan wie Sengan.

In dem Kawechaneh von Amirabad rasteten wir zugleich mit vier Leichen aus Tabris, die eine weite Reise vor sich hatten. Sie sollten nach Kerbela, um in der Nähe des Grabes Husseins bestattet zu werden. Nach Ansicht der Begleiter hatten die toten Reisenden noch 35 Tagereisen bis Kerbela zurückzulegen. Sie waren in je eine lange

Bretterlade eingezwängt, die sich nach den Füßen hin wie ein Geigenfuttermal verschmälerte und mit Stricken umwunden war. Die Leichen reisten paarweise zu Pferd, und zwar so, daß die Läden zusammengebunden und schräge an den beiden Seiten des Pferdes befestigt wurden; die beiden Kopfsenden waren einander ganz nahe und die beiden Fußenden gingen nach unten auseinander (Abb. 33, 34). Auf dem einen Pferd saß obendrein ein lebendiger Narr zwischen seinen toten Reisegefährten zusammengekauert. Um diese Jahreszeit, in der die Kerle nicht riechen, mag dies angehen, aber ich erinnere mich nur zu gut, wie ich im Sommer 1886 zwischen Kirmanschah und Hamadan Leichenkarawanen begegnete, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten.

Die Schiiten glauben, daß man ein um so glückseligeres Los nach dem Tode habe, je näher dem Grabe des Imam Hussein man in Kerbela seine letzte Ruhestätte finde, und daß man in solchem Falle an der Hand des heiligen Märtyrers in den Lustgarten des Paradieses eintrete. Deshalb setzen alle, die es sich leisten können, gewöhnlich in ihrem Testament eine Summe zum Ankauf einer Grabstätte in Kerbela aus, wo der Preis in konzentrischen Ringen um den seligmachenden Mittelpunkt wechselt, und eine zweite Summe zur Bestreitung der Überführungskosten. Denn die Männer, die die Leiche auf ihrer letzten irdischen Reise begleiten, lassen sich ihr Gewerbe gut bezahlen. Es lohnt sich jedoch selten, um eine einzige Leiche den weiten Weg anzutreten; die Toten müssen also aufeinander warten und erst dann, wenn sie passende Gesellschaft gefunden haben, brechen sie zu der Reise durch die Dörfer der Lebenden auf.

Wir haben die Wasserscheide des langen, breiten Tales überschritten, eine außerordentlich flache, dem Auge kaum sichtbare Schwelle, haben also den Sendshan-tschai hinter uns zurückgelassen und befinden uns in dem Flußgebiet des Abhar-rud, das nach Osten hin abfällt. Angebaute Felder zeigen sich häufiger als bisher, aber das Brennholz muß hier knapp sein, denn Frauen und Kinder sammeln Dung auf der Straße, wie sie es z. B. auch auf den Landstraßen im nördlichen China tun.



38. Persische Damen in Straßenanzug. (S. 150.)
Von einem Armenier aufgenommen.

Bretterlade eingezwängt, die sich nach den Füßen hin wie ein Geigenfutteral verschmälerte und mit Stricken umwunden war. Die Leichen reisten paarweise zu Pferd, und zwar so, daß die Lenden zusammengebunden und schräge an den beiden Seiten des Pferdes befestigt wurden; die beiden Kopfenden waren einander ganz nahe und die beiden Fußenden gingen nach unten auseinander (Abb. 33, 34). Auf dem einen Pferd saß obendrein ein lebendiger Narr zwischen seinen toten Reisegefährten zusammengekauert. Um diese Jahreszeit, in der die Kerle nicht riechen, mag dies angehen, aber ich erinnere mich nur zu gut, wie ich im Sommer 1886 zwischen Kirmanschah und Hamadan Leichenkarawanen begegnete, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten.

Die Schiiten glauben, daß man ein um so glückseligeres Los nach dem Tode habe, je näher dem Grabe des Imam Hussein man in Kerbela seine letzte Ruhestätte finde, und daß man in solchem Falle an der Hand des heiligen Märtyrers in den Lustgarten des Paradieses eintrete. Deshalb setzen alle, die es sich leisten können, gewöhnlich in ihrem Testament eine Summe zum Ankauf einer Grabstätte in Kerbela aus, wo der Preis in konzentrischen Ringen um den seligmachenden Mittelpunkt wechselt, und eine zweite Summe zur Bestreitung der Überführungskosten. Denn die Männer, die die Leiche auf ihrer letzten irdischen Reise begleiten, lassen sich ihr Gewerbe gut bezahlen. Es lohnt sich jedoch selten, um eine einzige Leiche den weiten Weg anzutreten; die Toten müssen also aufeinander warten und erst dann, wenn sie passende Gesellschaft gefunden haben, brechen sie zu der Reise durch die Dörfer der Lebenden auf.

Wir haben die Wasserscheide des langen, breiten Tales überschritten, eine außerordentlich flache, dem Auge kaum sichtbare Schwelle, haben also den Sindschan-tschai hinter uns zurückgelassen und befinden uns in dem Flußgebiet des Abhar-rud, das nach Osten hin abfällt. Angebaute Felder zeigen sich häufiger als bisher, aber das Brennholz muß hier knapp sein, denn Frauen und Kinder sammeln Dung auf der Straße, wie sie es z. B. auch auf den Landstraßen im nördlichen China tun.



38. Persische Damen in Straßenanzug. (S. 150.)

Von einem Armenier aufgenommen.



39. Schah Muffaffar-eddin. (S. 154.)
Mit eigenhändiger Unterschrift.

Churremdere heißt ein großes, mit Gärten umrahmtes Dorf. Ein noch nicht vollendeter Palast, dessen Fassade eher aus Fenstern als aus Mauern besteht, soll dem Waliad gehören; hier wird er wohl Rast halten, wenn er die verhängnisvolle Reise von Tabriz nach Teheran zur Thronbesteigung macht. Während in den Bergen im Süden Reuschnee fällt, steigt der Mond silberglänzend über dem Horizont auf. Es wird überall klar, die südlichen Berge schimmern kreideweiß, die nördlichen stehen in schwarzen Umrissen da, die Stunden verrinnen, die Pferde laufen, die Räder knirschen; man wird schläfrig, fühlt sich unbehaglich und es wird einem ganz schwer im Kopfe von diesem endlosen Dahinrollen auf asiatischen Landstraßen. Schön war es, als der Wagen endlich hielt und der Kutscher sagte, daß wir in Kerwe vor unserer Nachtherberge angelangt seien, vor deren Mauern ein Duzend Kamele wiederkäuend lagen.

Sünfzehntes Kapitel.

In der Hauptstadt der Radscharen.

Bei herrlichem Wetter verließen wir am folgenden Morgen das große Dorf Kerwe und setzten unsere Reise in dem flachen, breiten Längental fort, dessen südliche Berge infolge der großen Entfernung nur schwach erkennbar waren. Ein neuer schwarzer Gebirgsvorsprung taucht vor uns auf, und mitten in dem offenen Tal erhebt sich ein kleiner, isolierter Felsenhügel, einer Insel vergleichbar.

Wir passieren den Hügel und das Dorf Kara-baghi mit seinen Serais. Nach Osten hin dehnt sich das Land endlos aus, aber vor uns im Nordosten zeigen sich stolz und mächtig die schneegekrönten Rämme des Elburs. Das Gelände fällt unmerklich nach Kaswin ab, das noch nicht sichtbar ist, wenn man es nicht in einem dunklern Streifen des sonst gelbgrauen Bodens erkennen will.

Die russische Landstraße zur Linken lassend fahren wir weiter, dem Elburs entgegen. Ein weißes Häuschen war entschieden russisch und mochte irgendeinem Ingenieur oder Aufseher als Wohnung dienen. Hier ist ein schwarz-weißer Schlagbaum quer über den Weg gelegt, und man verlangte einen Toman für die Durchfahrt, eigentlich eine Unverschämtheit, da ich diese Straße nur eine Werst weit benutzte. Vereinzelte Gärten künden die Nähe der Stadt an, und bald zeigt sich die Mestschid=i-Schah mit ihren Minarets. Die Gräber des Guristan liegen so dicht und engen die Fahrstraße derartig ein, daß die Räder über einige Grabsteine gehen. Es ist nicht mehr weit nach

dem Mähmanchaneh, das sich nicht verändert hat, seit ich es in Gesellschaft des Grafen Claes Lewenhaupt und der übrigen Mitglieder der Gesandtschaft König Iskars an Schah Nasr-eddin vor zwanzig Jahren zuletzt gesehen hatte.

Von Kaswin hat man noch 150 Kilometer nach Teheran; aber der Weg ist in Poststationen eingeteilt, wo man nach russischem Muster frische Pferde erhält; man kann also ohne Unterbrechung durchfahren. Obgleich ich spät abends angelangt war, wollte ich nach einer Stunde weiterfahren. Als ich aber mein spätes Mittagessen verzehrte, wurde mir mitgeteilt, daß eine Tochter des Schahs aus Hamadan angelangt sei und alle 28 Pferde, über welche die Station verfüge, für sich in Anspruch nehme. Mein Einwand, die Prinzessin sei ganz gewiß nicht so schwer, daß sie sich nicht mit 24 Pferden begnügen könne, richtete bei dem Posthalter nichts aus, und er blieb dabei, ich müsse bis morgen warten. Da der Mann im Bewußtsein seiner Macht obendrein großschnauzig war, brachte ich ihn mit Hilfe des Telegraphen bald auf andere Gedanken. Höflich erklärte er mir nun, daß sowohl die Pferde wie der Wagen in einer Stunde bereitstehen würden, eine Nachricht, die mir die maliziöse Frage entlockte, ob denn die Prinzessin inzwischen magerer geworden sei.

Es war 11 Uhr, als ich in einer bequemen, schönen Equipage (Abb. 35) die 150 Kilometer begann, die mich von der Hauptstadt der Kadscharen trennten. Der Mond schien klar; aber auf dieser öden Straße gibt es nichts zu sehen, und man kann ruhig in einer Ecke schlummern. Das Einzige, was die Einförmigkeit unterbricht, sind die gewaltigen Kamelfarawanen, die mit Waren zwischen Rescht und Teheran hin und her ziehen und den Faden bilden, an dem die Stadt in kaufmännischer Beziehung hängt. Kaswin hat bei der Veränderung der großen Handelsstraße nichts verloren, denn ebenso wie der Handel mit Trapezund diese Stadt berührte, so gehen die Karawanen nach und von Rescht auch durch ihre Tore. Es war sofort zu merken, daß wir auf eine große Handelsstraße gekommen waren; die ganze Nacht hindurch herrschte Leben und Bewegung, und das Läuten der Kamel-

glocken ertönte unaufhörlich auf der Straße; es ist, als ob der ganze Erdboden finge und klinge.

Nach $2\frac{3}{4}$ Stunden sind wir in Kewende und erhalten frische Pferde, die uns in der gleichen Zeit nach Kischlak bringen. Der Morgen graut, der 13. Dezember bricht an. Die dritte Poststrecke führt uns nach Tangi-imam mit seiner Grabmoschee unter einer spizen Kuppel. Bei dem Dorfe Kurdan geht es über eine Schlucht; das dortige Posthaus trägt die Inschrift: „Kordanstaja Eastawa“. Man muß eine Abgabe für die Benutzung der neuangelegten russischen Landstraße entrichten; die Russen sind in diesem Teile Persiens schon ganz zu Hause.

Es wird hell, die Sonne geht auf, der Kamelverkehr hat aufgehört, denn die Tiere müssen bei Tage weiden, statt ihrer aber ist die Straße voller Wagen (Abb. 36) und Fußwanderer. Über und hinter den schwarzen Vorbergen des Elburs erheben sich Schneefälle. Auf beiden Seiten haben wir kleine Berge, der Elburs aber verschwindet hinter schneeschweren Wolken. In Schahabad werden die Pferde zum letztenmal gewechselt. Lang, gerade und scheinbar endlos zieht sich die Straße nach einem vorspringenden Berge hin, der jenseits der Stadt Teheran liegt.

Die große Stadt, das Eldorado des Verfalls und Niedergangs, ist schon in ihren Umrissen erkennbar. Die Landstraße verwandelt sich allmählich in eine Gasse, die durch ein neues, grausamühtiges Lehmhäuserviertel führt. Durch das mit Fayencen verzierte Kaswintor kamen wir in die eigentliche Stadt und fuhren unter Schellenklang durch ihre Straßen, wo ich meine alten Freunde von 1886 und 1890, Dr. Hybennet Chan und den General a. D. Postmeister von Wedel, ganz unverändert wiedersah. Die beiden Herren waren gerade ausgegangen, um mich zu empfangen. Wir begaben uns nach Wedels Haus, wo ich mich einer notwendigen Erneuerung meines äußern Menschen unterziehen wollte, ehe ich Herrn und Frau Grant Duffs Einladung, während meines Aufenthalts in Teheran ihr Gast zu sein, annahm.

Von Teheran ist nichts zu sagen, was nicht schon hundertmal gesagt worden wäre. Es ist eine Stadt, der jede Spur klassischer

Anziehungskraft fehlt, denn ihr Ruhm, Irans Residenz zu sein, ist nicht älter als die Dynastie der Kadscharen; ihr fehlt auch das Malerische und Farbenreiche, das noch die Kuppeln und Minarets von Isfahan, Schiras und Mesched umschwebt. Sie hat eine ganz uninteressante Lage in einer 1132 Meter hohen Ebene, aus deren einst wüstenartigem Boden künstliche Bewässerung reichtragende Felder und üppige Gärten hervorzulocken vermocht hat. Nur nach Norden hin, wo der Elburs als eine nach Wetter und Beleuchtung das Aussehen wechselnde Hintergrunddecoration dasteht und wo der Demawend, „der Wohnsitz der Geister“, sein 5670 Meter hohes Vulkanhaupt erhebt, ist die Aussicht von solcher Schönheit, daß man nicht ermüdet, den Blick nach dieser Seite hin zu richten. Im übrigen ist die Stadt ein Labyrinth, eine unentwirrbare Anhäufung einförmiger Häuser mit platten Dächern und mit Fenstern und Türen nach der Hofseite, ein Gewirr, bewohnt von 200000 Schiiten, ein Ameisenhaufen, in dem es aber nie eifertig zugeht, eine Stadt, die eine wenig zweckmäßige Mauer mit fünf größern Toren und ein ausgetrockneter Wallgraben umgeben. Zwischen den einfachen Bürgerhäusern erheben sich hier und dort die Paläste des Schahs, der Prinzen und der Vornehmen, mangelhaft gebaut, banal prächtig, so ganz anders als die gediegenen Meisterwerke solider, geschmackvoller Baukunst, die persische Großkönige einst bauen ließen und die noch heute, nach 2400 Jahren, wenigstens teilweise dastehen. Ein paar Moscheen unterbrechen die Einförmigkeit; aber sie entzücken nicht das Auge durch elegante Fayencemosaik und sie können sich mit den Gotteshäusern in ältern persischen Städten nicht messen; sogar die große, neuerbaute Hauptmoschee trug schon bei ihrer Entstehung das Zeichen des architektonischen Niedergangs auf der Stirn.

Daher hat man keine Freude an einer Wanderung durch die langweiligen Straßen von Teheran, wo schmutzige, schlechtgehaltene europäische Pferdebahnen und schiefstehende Laternenpfähle in unangenehm schreiender Weise gegen die Farben des orientalischen Volksleben abstechen und wo europäische, armenische und griechische Verkaufsläden wie Emporkömmlinge und Vampyre erscheinen, wenn man sie mit den

einheimischen Saksarkrypten in ihrer gedämpften, vornehmen Ruhe vergeleicht. Noch als ich im April 1886 Teheran zum erstenmal besuchte, war die orientalische Stimmung dort viel unberührter als jetzt. Europäer waren ziemlich selten, obwohl man wußte, daß Nasr-eddin Schah alles tat, was in seiner Macht stand, um Europa nachzuahmen und dem fremden Gist alle Türen zu öffnen, Bestrebungen, die, weit entfernt, die Lage des Landes zu verbessern, sein Selbstvertrauen verminderten, seine Abhängigkeit vergrößerten und seinen Fall vorbereiteten. Jetzt aber war auch der letzte Abglanz altmodischer Echtheit verschwunden. Es gab europäische Hotels, Herren und Damen (Abb. 37, 38) mit Christenblut in den Adern fuhren in Droschken, und wie mehrere andere westlicher gelegene Städte der Levante, drohte auch Teheran, eine Kloake der Abenteuerer, Glücksucher und Quacksalber zu werden.

Ich war aber nicht hierhergekommen, um mich in städtische Studien von zweifelhaftem Interesse zu versenken, sondern nur, um eine Karawane zu einer längeren Reise durch Ostpersiens Wüsten auszurüsten. Wie alles andere in dem in Betäubung schlummernden Morgenlande, dem Abbilde Endymions, nahm diese Arbeit Zeit in Anspruch; ich mußte mich in Geduld fassen und hatte Gelegenheit genug, verschiedene Europäer in der Stadt des Schahs kennenzulernen. Die Interessen Großbritanniens in Persien — und das sind keine Kleinigkeiten! — vertrat der britische Geschäftsträger Herr E. Grant Duff. Die Honneurs in seinem gastfreien Hause, wo ich zwei hochfeine Zimmer hatte, machte mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit seine liebenswürdige, charmante Gemahlin. Bei ihnen hatte ich fast drei Wochen lang ein wirkliches Heim und wurde mit allem Guten, was das Leben zu bieten vermag, verwöhnt. Meinen Wirt hatte ich in Stockholm kennengelernt, als er dort bei der britischen Gesandtschaft angestellt war. Ich fand in ihm einen außergewöhnlich gebildeten, hochbegabten Mann und einen gründlichen Kenner Persiens und der übrigen Weltgeschichte, einen passionierten Sammler sassanidischer Münzen, einen bedeutenden Archäologen, Musiker, Jäger und Diplomaten, einen Mann, der bei den persischen Herren die größte Achtung genoß.

Von alten Freunden, die ich schon auf meiner ersten Reise nach Persien kennengelernt hatte, fand ich nur noch wenige wieder, meinen Landsmann Hybennet Chan, der mit seiner reizenden jungen Frau bald darauf das Land verließ, in welchem er 34 Jahre zugebracht hatte, und in dessen Haus ich jetzt gerade so freundlich aufgenommen wurde wie einst; Wedel, der in den letzten Jahren sehr gealtert war und bald darauf starb; die Generalin Andreini und ihre entzückende Tochter Bibila, die in Teheran geboren war, ihr ganzes Leben in Persien zugebracht hatte und sich dennoch nach Italien heimsehnte. Über den Freuden des Wiedersehens lag Wehmut; alles war in diesen 20 Jahren anders geworden. Damals war ich als lebenslustiger, zwanzigjähriger, neugeborener Student in die Fremde gegangen, meine Freunde waren relativ jung, das ganze Leben lag vor mir in Farben so schön wie die der Rosen von Schiras: jetzt aber war alles so platt und flach geworden; der Himmel Teherans war schwer und grau, die Rosenfarben waren verblichen und sogar in dem uralten Wappenschilde des Reiches schien die Sonne sich zum Versinken hinter dem Rücken des Löwen anzuschicken. Doch so geht es einem stets an Orten, die man nach langen Jahren wiederseht. Man verläßt sie in Licht und Sonnenschein, man schmückt die Erinnerungen an sie mit einem Gewand erträumter Illusionen, und dann sieht man die nackte Wirklichkeit im Lichte bleischwerer Regenwolken wieder.

Einer meiner alten Freunde, der damals General und Chef des persischen Telegraphenwesens war, Houtum-Schindler, den ich im Jahre 1886 in Buschehr am Persischen Meerbusen kennengelernt hatte, war jetzt schwedischer Generalkonsul im Lande des Schahs. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß er mich mit Güte überhäufte und mir in allem außs uneigennüchigste mit Rat und That zur Hand ging. Niemand hat so wie Schindler Persien nach allen Richtungen hin durchreist. Es gehörte damals zu seinem Amt, die Landstraßen wegen der Anlage neuer Telegraphenlinien kennenzulernen, und auf vielen jener Straßen ist er der erste Europäer gewesen, der sie bereist hat. Er hat eine ganze Literatur gelehrter Abhandlungen geschrieben, und ich kann ruhig

behaupten, daß es gegenwärtig niemand gibt, der die Geographie des Landes so gründlich kennt wie er. Telegraphisch hatte er mir bereits seine Dienste angeboten, und zwar nicht nur in allem, was den Plan der bevorstehenden Reise betraf, sondern auch in allen praktischen Angelegenheiten, wie dem Ankauf der Kamele, dem Mieten der Diener und der Verproviantierung. Täglich besuchte ich Schindler und hatte persönlich allen Grund, mit der Art und Weise zufrieden zu sein, wie er die Uniform eines schwedischen Generalkonsuls trug.

Übrigens stehen — weshalb, weiß ich nicht recht — die Schweden in Persien, d. h. Hybennet und ich, unter dem Schutze der französischen Gesandtschaft. Daher war es ganz natürlich, daß einer meiner ersten Besuche dem Geschäftsträger Frankreichs galt, dem Grafen d'Alphier, einem feingebildeten und sehr verbindlichen echten Franzosen, den ich schon in Peking kennengelernt hatte.

Auch in der deutschen Gesandtschaft, wo Graf Rex seit acht Jahren regierte, fand ich eine ebenso gemüthliche wie gastfreundliche Freistatt und machte dort die Bekanntschaft mehrerer hervorragender Deutschen, des Dr. Herzfeld aus Babylon, des Legationsarztes Dr. Voern und anderer.

Unter meinen Freunden von 1890 war die Gattin des russischen Gesandten, Madame de Speyer, noch ebenso hübsch und liebenswürdig wie damals. Rußlands Interessen in Persien, die den englischen an Umfang wenig nachgeben, vertritt jetzt Herr Somow, den ich drei Jahre später im äußersten Osten, in Söul, wiedersehen sollte.

Ich wehrte mich zwar anfangs, aber ich mußte es mir schließlich gefallen lassen, daß man mich in den Salons zu einer Art Löwe ohne Sonne machte, und ich wurde sehr gegen meinen Willen in einen Strudel großartiger Festlichkeiten und Diners hineingezogen, die sich vor ihresgleichen in Piccadilly oder in der Avenue de Tena nicht zu schämen brauchten. Oberst Douglass, der britische Militärattaché, war in Indien und Persien viel umhergereist und gab mir wertvolle Aufklärungen, gute Ratschläge und eine große Karte der östlichen Teile des Landes. Mr. Preece, der 38 Jahre lang englischer General-

konful in Isfahan gewesen war, sagte mir alles, was er über die große Wüste im Osten wußte. Ich lernte auch Dr. Schneider, den Leibarzt des Schahs, und die Familie des belgischen Zollministers Naus kennen, und bewahre von meinem Aufenthalt in Teheran lauter angenehme Erinnerungen.

Von den Persern, die während meiner früheren Besuche auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ruhmes gestanden hatten, traf ich keinen einzigen mehr. Alle alten Würdenträger waren mit Nasr-eddin Schah verschwunden und durch neue ersetzt worden. Ich lernte jedoch mehrere dieser neuen kennen, darunter den Großwesir Sadr Azam, der beim ganzen Volke verhaßt war und täglich seinen Sturz erwarten mußte.

Ich brannte vor Ungeduld, aufzubrechen, konnte aber nicht daran denken, solange mein zurückgebliebenes Gepäck noch nicht aus Tabris angekommen war. Die ganze Ausrüstung erforderte Zeit. An einem der Weihnachtstage erfuhr ich, daß der König der Könige, Mussaffar-eddin Schah mich empfangen wolle. In Begleitung des Grafen d'Alphier fuhr ich nach Fährabad hinaus, dem neuerbauten, pavillonähnlichen Lustschlosse, das eine Stunde weit von Teheran liegt. Hier hielt sich der allerhöchste Herr gerade auf. Der Hofminister, Wesir Darbar, ein Tatare aus Aserbeidschan, nahm uns in Empfang und führte uns in die höheren Regionen des Schlosses hinauf, wo der Schah uns inmitten einiger zwanzig Herren in einem unansehnlichen, kleinen Zimmer erwartete.

Da stand dieser unglückliche, bleiche und abgezehrte, vorzeitig gealterte Schatten eines Selbstherrschers in sehr einfachem schwarzem Anzug ohne das geringste Abzeichen seiner Würde und mit der gewöhnlichen schwarzen „Kullah“ auf dem Kopfe. Aber er lächelte verbindlich, reichte mir seine weiche, kraftlose Hand, redete mich auf Tatarisch an, erkundigte sich nach meinen Schicksalen auf der Reise von Trapezund nach Teheran und nach meinen weiteren Plänen und bat mich, ja nicht zu vergessen, ihm meine nächste Reisebeschreibung, in die er gern sein Bild aufgenommen sehen möchte, zu schicken. Der erste Theil seiner Bitte sollte nicht erfüllt werden können, denn er starb

schon kaum nach einem Jahre, den zweiten aber erfülle ich um so lieber, als er mir sein Porträt mit der eigenhändigen Unterschrift „as sultan Mussaffar-eddin Schah Radschar“ („von dem Herrscher Mussaffar-eddin, dem Könige, dem Radscharen“) geschenkt hat (Abb. 39). Von König Oskar überbrachte ich ein Handschreiben in orientalischem blumenreichem Stil; der Schah nahm es entgegen und übergab es dem Muschir-ed-Dowleh mit dem Befehl, es sofort ins Persische übersetzen zu lassen. Damit war die Audienz beendet, und wir fuhren nach Teheran zurück.

Schah Mussaffar-eddin galt als ein verbrauchter, verlebter Mann und ein untüchtiger Regent, an dem Krethi und Plethi auf Markt und Straßen ungeniert ihre Kritik übten. Persien war von der Gärung in Rußland angesteckt worden. Man schrieb nach einer Konstitution, ohne sich einen klaren Begriff von der Bedeutung des Wortes zu machen und ohne sich zu fragen, ob das persische Volk zur Selbstregierung auch reif sei. In der großen Moschee versammelten sich zehntausend Menschen zu Beratungen, Mollahs hielten revolutionäre Zusammenkünfte in der Stadt Schah Abdul Azim, bei denen die europäischen Reisen des Schahs hart verurteilt und Maßregeln, die das Land vor vollständigem Untergang bewahren sollten, vorgeschlagen wurden. Die Tatsache, daß diese Gärung nur wenige Jahre später zu gewaltsamen Umwälzungen und zur Absetzung des neuen Schahs führte, gehört zu den Ereignissen der letzten Zeit und ist zu bekannt, um noch einer Schilderung zu bedürfen.

Im Gegensatz zu seinem Sohne, dem Waliad, trug Mussaffar-eddin Schah die ausgeprägten, charakteristischen türkischen Züge der Radscharen und ähnelte seinem Vater; er hatte dieselbe rundliche Nase und denselben Schnurrbart wie jener, war aber in seinem ganzen Wesen weicher und freundlicher. Gegen mich war er die Liebenswürdigkeit selbst, und er wollte meiner Karawane eine Eskorte mitgeben, die ihm besonders an der nicht so ganz sicheren Grenze von Belutschistan notwendig erschien. Schon am folgenden Tag schickte mir der Minister des Auswärtigen einen auf Befehl des Schahs geschriebenen Brief,

der so schmeichelhaft ist, daß ich ihn anständigerweise nicht wiedergeben kann. Er endete mit dem Ausdruck „der Dankbarkeit Seiner Majestät, daß Sie eine neue Reise durch Persien angetreten haben, seines großen Interesses an Ihren künftigen Schicksalen und seines Wunsches, von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Verlaufe der Reise zu erhalten“.

Die Eskortefrage wurde folgendermaßen gelöst. Unmittelbar vor dem Weihnachtsfest schrieb der Minister des Auswärtigen an den Grafen d'Apchier und erkundigte sich, wieviele Soldaten ich haben wolle. Wir besprachen die Sache mit Oberst Douglas, der mir abriet, gewöhnliche Soldaten mitzunehmen, an denen man mehr Last als Nutzen habe. Es sei weit besser, sich an Oberst Tschernisuboff, den russischen Kommandanten der persischen Kosakenbrigade, zu wenden. Diese Kosaken sind zwar Perser, aber nach russischem Muster durch russische Offiziere gedrillt und befehligt und sind die unvergleichlich besten Leute der sonst ziemlich unbedeutenden persischen Armee. Nach einer Beratung mit dem russischen Obersten wurde die Eskorte auf zwei Mann festgesetzt, was als völlig ausreichend angesehen wurde; zwei Tage vor der Abreise wurden die Leute ausgesucht.

Unter den Kosaken hatten die Offiziere zwanzig Leute ausgewählt, für deren vortreffliche Eigenschaften sie bürgen konnten. An diese hielt der Oberst eine Rede; er erklärte ihnen, um was es sich handle, daß Wüstengebiete durchreist werden sollen, wo wir vielleicht Mangel an Wasser leiden müßten, und fügte hinzu, daß diejenigen, auf welche schließlich die Wahl falle, höheren Sold als unter gewöhnlichen Verhältnissen beziehen würden. Zuletzt forderte er die zwanzig auf, wer von ihnen von selbst mitzugehen wünsche, solle vor die Front treten. Alle, außer einem, traten vor; dieser eine hatte in Teheran angeblich eine Liebste, die er nicht verlassen wollte. Der Oberst schlug mir nun vor, die Männer zu bezeichnen, die mir dem Äußeren nach geeignet und vertrauenerweckend erschienen; es waren ihrer fünf.

Unter diesen schlugen die Russen wieder besonders einen vor, und nachdem ich mich für ihn entschieden hatte, durfte er sich seinen

Kameraden selbst wählen, wodurch ich zwei Männer erhielt, die zusammenhielten und einander gut kannten.

An diese beiden hielt der Oberst noch eine besondere Ansprache und erklärte ihnen eine Menge Einzelheiten. Ihr Sold von 3 Toman (1 Toman entspricht ungefähr $3\frac{1}{2}$ Mark) monatlich werde ihnen unverkürzt bleiben, und ich hätte ihnen dazu 9 Toman im Monat zu bezahlen. Sie hätten also vierfachen Sold und ziemlich leichten Dienst, solange sie bei mir angestellt seien. Alles, was sie an Ausrüstung brauchten, warme Kleider, Mäntel, Stiefel, Bajchliks, Filzdecken, Gewehre mit fünfzig Patronen usw., erhielten sie vom Obersten; sie sollten aber keine Pferde mitnehmen, da wir Wüstengegenden besuchen wollten, die nur Kamele und Dromedare durchziehen können. Sie hätten freie Beköstigung in der Karawane und sollten in einem Zelte hausen, das der Oberst ihnen mitgebe. Hinsichtlich ihrer Heimreise wurde nur bestimmt, daß wir uns darüber in Seistan einigen sollten.

Der Oberst, der ein wahrhaft freigebiger Mäzen war, machte seine Güte gegen mich dadurch noch größer, daß er mich bat, einen ganz neuen Kosakensattel und ein großes, schönes Zelt als Geschenk der russischen Offiziere in Teheran anzunehmen. Es war ein prächtiges Weihnachtsgeschenk und gerade das, was ich brauchte; auf diesem Sattel durchritt ich später ganz Tibet, aber an das Zelt knüpft sich eine traurige Erinnerung, denn in ihm starb anderthalb Jahre später mein Karawanenführer Muhamed Issa.

Nachdem der Tag noch durch ein großartiges Frühstück bei dem guten Obersten gefeiert worden war, der bei schäumendem Sekt der bevorstehenden Reise in einer glänzenden Rede alles Gute wünschte, stellten sich meine beiden Kosaken im Hause der englischen Gesandtschaft ein, um sich nach russischer Weise zum Dienstantritt zu melden. Sie erhielten sogleich Urlaub bis zum nächsten Tag; an diesem sollten sie beim Packen helfen, einen Überblick über das Gepäck erhalten und es in gleichmäßige Lasten verteilen.



40. Meine Diener. (S. 158.)

Von links nach rechts: Mejdedi Abbas, Mirza, Awul Rafim, Gulam Bussefin, Bussefin Ali Bek und Abbas Ruli Bek.



41. Beim Kamelhandel in Teheran. (S. 161.)



42. Meine perijischen Kofaken und Gulam Buifein. (S. 159.)

Sechzehntes Kapitel.

Der erste Schritt der Wüste entgegen.

Die Reise, zu der ich jetzt von Teheran aufzubrechen im Begriffe stand, hatte nie eine Entdeckungsreise sein sollen; denn die Teile Trans, die ich zu durchqueren beabsichtigte, waren schon ziemlich genau bekannt. Es existieren davon bereits detaillierte Karten, die besonders von englischen und russischen Reisenden aufgenommen worden sind. Ja, schon im grauen Altertum haben Welteroberer das Land mit unübersehbaren Heeren durchzogen, und vor mehr als 600 Jahren hat der große Venezianer Marco Polo seine Schritte nach Ostpersiens Wüstengegenden gelenkt. Aber ich hatte trotzdem diesen Weg gewählt, um mit eigenen Augen ein Gebiet Persiens zu sehen, das ich noch nicht kannte, und ich betrachtete die ganze Reise eigentlich nur als eine Geographielektion. Im fernen Osten aber, in der großen Wüste, sollte ich dennoch zufällig Gebiete durchkreuzen, die früher nie von Europäern besucht waren.

Hinsichtlich der Länge des Weges handelte es sich durchaus nicht um eine Bagatelle, denn die Entfernung von Teheran nach Ruschi ist mit ihren 2400 Kilometern ebenso lang als der Weg zwischen Stockholm und Palermo oder zwischen Warschau und Madrid. Es galt daher, auf alle Fälle eine Karawane auszurüsten, welche die Einsamkeit langer Wege aushalten und die Wüste durchziehen konnte, ohne allzusehr auf die Dörfer am Wüstenrande angewiesen zu sein.

Zunächst möchte ich meine Diener vorstellen (Abb. 40). Mirza Abdul Razul war ein fünfunddreißigjähriger Mann, der eine Frau und zwei Kinder in Teheran zurückließ und dessen eigentliche Aufgabe es war, als mein Sekretär zu fungieren; da er sich aber auch als ein tüchtiger Koch erwies, dauerte es nicht lange, bis er die Küche und das Servieren übernehmen mußte. Das Wort „Mirza“ bedeutet einen „des Lesens und Schreibens kundigen Mann“, wenn es vor dem Namen steht, aber „Prinz“, wenn es dem Namen folgt. Mein Mirza, wie er kurz genannt wurde, war ein stiller, wortfarger Mann, der seine Obliegenheiten redlich und pünktlich besorgte. Er hatte noch keine weiten Reisen gemacht, und das freie Leben in der Wildnis gewährte ihm unbeschreiblichen Genuß.

Awul Kasim war gleichfalls aus Teheran; er war 40 Jahre alt und verheiratet; er hatte Bagdad und Kerbela, Nedschef und Basra, Buschehr, Schiras und Isfahan, Rescht und Tabriz besucht, war also in seinem Vaterland weit herumgekommen. Er war ein hochgewachsener, schwarzbärtiger Mann und sah wie ein leibhafter Räuberhauptmann aus, aber er hatte von mehreren Engländern gute Zeugnisse und erwies sich schon von Anfang an als reisegewandt, aufgeweckt und arbeitssam. Allerdings war er mit meiner Klasse nicht geizig und war sehr erfinderisch, sobald es sich darum handelte, sich Lebensmittel auszu-denken, die er und seine Kameraden in der Wüste verspeisen sollten; aber ich ließ es hingehen und dachte, es werde jedenfalls das Beste sein, wenn sie sich selber damit versehen dürften.

Zur Wartung der Kamele wurden drei Leute angestellt. Der Erste unter ihnen war Meschedi Abbas, auch Kerbelai Abbas genannt, weil er sowohl das Grab des Imman Riza als auch das Husseins besucht hatte; es trägt dies dem Besucher einen Titel ein, der dem „Hadschi“ der Mekkapilger entspricht. Er war ein Tatare aus Tabriz und konnte kein Wort Persisch. Als berufsmäßiger Karawanenführer war er weitgereist; unter anderm war er auch zweimal in Trapezund gewesen. Er liebte die Kamele, pflegte sie aufs liebevollste und war ein prächtiger, tüchtiger und zuverlässiger Mensch.

Dann kam der siebenundzwanzigjährige Gulam Hussein aus dem westlichen Chur, der in dieser Stadt Frau und Kinder hatte; er war unzählige Male in Chorassan herumgereist und hatte Tebbes und Sezd, Mischabad und Asterabad besucht. Auch er war mir ein vortrefflicher Diener; immer war er lustig und vergnügt und bei all seiner anstrengenden Arbeit stets zufrieden.

Habibullah aus Mähabad bei Isfahan war 35 Jahre alt und schon ziemlich weit gereist oder richtiger gewandert, da die Karawanenleute beinahe immer zu Fuß gehen. Er tat in jeder Weise seine Pflicht, geriet aber oft mit den andern in Streit.

Schließlich stelle ich die beiden Kosaken vor (Abb. 40 und 42). Abbas Kuli Bek war „Bekilbaschi“ oder Unteroffizier mit Kommando über sechzig Kosaken; er war in Teheran geboren, 35 Jahre alt und verheiratet; er hatte Nasr-eddin Schah nach Tabriz und Mesched begleitet. Unter seinem Kommando stand Hussein Ali Bek; er war 26 Jahre alt, aber schon Witwer, da seine Frau an der Cholera gestorben war; er war nur in Rescht gewesen. Die beiden Kosaken waren in ihrer Treue und Zuverlässigkeit unübertrefflich; sie beteiligten sich an allen größeren Arbeiten, die eigentlich Sache der andern waren, z. B. an dem Beladen der Kamele, dem Herrichten des Lagers, dem Aufschlagen der Zelte usw. Mit den Karawanenleuten lebten sie auf bestem Fuß und ließen einige von ihnen in ihrem großen Zelte schlafen. Nur die drei Kamelwärter schliefen, wie sie gewohnt waren, unter freiem Himmel neben ihren Schutzbefohlenen, um stets zur Hand zu sein, wenn die Tiere etwas brauchten. Alle meine Diener erhielten einen Monatslohn Vorschuß, damit ihre Familien nicht ohne Geldmittel zurückblieben.

Wir waren also im ganzen 8 Mann, und acht Minder sollten täglich aus den Kamellasten gesättigt werden, bis wir nach Tebbes gelangten, wo wir unsere Vorräte erneuern konnten. Die Wasserfrage war ein etwas schwieriges Problem. Ich hatte mich nicht für irgendeine bestimmte Linie auf der Karte entschieden; aber es konnte ja sein, daß wir in Salz- oder Sandwüsten gerieten, wo süßes Wasser eine Seltenheit sein würde. Unter solchen Verhältnissen mußten wir darauf vor-

bereitet sein, Wasser mitnehmen zu können. Mein erster Gedanke war, Eisenzisternen, wie ich sie einst in der Wüste Takla-makan benutzt hatte, anfertigen zu lassen; nachher beschloß ich aber, nur vier Paar Schaflederschläuche mit auf die Reise zu nehmen und außerdem vier Paar großer „Mäsch“, kalblederne Wasserfäcke, wie man sie benutzt, um Wasser vom Brunnen zu holen oder im Sommer Gärten und Wege zu besprengen.

Während Herr und Frau Hybennet so freundlich waren, alle nötigen Einkäufe an Konserven, Obstmarmeladen, Tee, Kaffee usw. zu machen, besorgte die übrige Verproviantierung einer der Diener der englischen Gesandtschaft, ein gewisser Rahim, den mir Herr Grant Duff zur Verfügung stellte und der nach Rücksprache mit Awul Kasim unermüdlich war, alles unumgänglich Notwendige herbeizuschaffen. Auf einem der Höfe der Gesandtschaft, wo sich die Leute aufhielten, wurde das Gepäck aufgestapelt; es nahm nach und nach ganz beunruhigende Dimensionen an. Ich führe nur das Wichtigste der eingekauften Sachen flüchtig an: für mich ein paar warme Filztiefel, einen „Pustin“ oder Schaffellpelz turkestanischer Art, Leuchter mit Glaskschirmen, Waschschüssel und Kanne, Stearinkerzen und Zündhölzer; ferner zum allgemeinen Besten zwei „Mangals“, eiserne Becken für glühende Kohlen mit den dazugehörigen Feuerzangen, zwei große Säcke mit Holzkohlen, um die Zelte zu heizen und die Lagerfeuer in Brand zu bringen, eiserne Pflöcke zum Aufschlagen der Zelte, eiserne Bratspieße, um „Kebab“ über der Glut zu rösten. Mehl und Reis wurden in Säcken aufbewahrt, der übrige Proviant, Zucker, Tee, Gewürze, Zwiebeln, getrocknetes Gemüse und Dörrobst, Sirup, Honig, Brot usw. in hölzernen Kisten mitgenommen, und alle die Gefäße, die wir täglich brauchten, wurden in Kartschinen oder Doppeltaschen gepackt. Außerdem kauften wir neue Packsättel, Decken und Halftern für die Kamele, Karawanenglocken und Schellen, bunte Garnquasten, Wollbällchen und Gehänge, womit einige der Tiere geschmückt werden sollten — ich weiß wirklich nicht mehr, was sonst noch alles.

Alle Männer wurden vor der Abreise vom Kopf bis zum Fuß neu eingekleidet und nahmen ihre Habseligkeiten in Kartschinen mit. Bald

bildete das Gepäck tüchtige Lasten, obgleich der große Vorrat an „Pämbädaneh“ oder Baumwollsaat noch gar nicht dabei war, den wir kaufen mußten, um die Kamele in Gegenden, wo keine Pflanzen wachsen, zu ernähren; dazu eignet sich Baumwollsaat besser als die üblichen Mehlkörner, da man zum Anrühren dieser Wasser braucht und wir gerade an Wasser voraussichtlich Mangel leiden würden. Als alles fertig war, hatten wir außerordentlich schwere Lasten. Mit solchen konnte man von den Kamelen nicht mehr als 3 oder 4 Farsach im Tag, also etwa 20 Kilometer, verlangen. Wir rechneten daher einen Monat auf den Marsch nach der Oase Tebbes — die Entfernung wurde auf 100 Farsach veranschlagt. Doch bevor wir dort eintrafen und unsere Vorräte ergänzen konnten, mußten die ursprünglichen Kamellasten bedeutend zusammengeschrumpft sein. Am Siach-kuh am Rande der Wüste wollten wir einen geeigneten Führer aufzutreiben suchen, und auf dem Wege von Tebbes nach Seïstan waren die Entfernungen, wie behauptet wurde, zwischen den einzelnen Brunnen nicht sehr groß.

Obgleich ich mich in einem Brennpunkte befand, wo mehrere große Karawanenwege zusammenlaufen und einander kreuzen, war es durchaus nicht leicht, Kamele zu erhalten. Generalkonsul Houtum-Schindler und der persische Diener der britischen Gesandtschaft ließen sich keine Mühe verdrießen, und Tataren wie Perser führten uns täglich lange Reihen Kamele vor (Abb. 41). Doch sie stellten entweder unmögliche Preisforderungen, oder die Tiere waren schlecht und erschöpft und sahen mir nicht danach aus, daß sie eine längere Wüstenreise überleben würden. Gerade wie beim Pferdehandel muß man beim Einkaufen der Kamele scharf aufpassen, daß man nicht angeschmiert wird. Eines Abends stellte sich auf dem Hofe der Gesandtschaft ein Kaufmann ein, der für die beiden schönen Kamele, die er mitgebracht hatte, 40 und 35 Toman forderte. Der Preis war mäßig, aber glücklicherweise ging ich auf das Drängen des Mannes nicht gleich ein, sondern bat ihn, am nächsten Morgen wiederzukommen. Als dann den beiden Tieren die Packsättel abgenommen wurden, stellte es sich

heraus, daß ihre Rücken sich zwischen den beiden Höckern in schauderhaftem Zustand befanden; die Haut war vollständig fortgeschuert, das Fleisch lag bloß und verbreitete einen widerlichen Geruch. Die Kamele waren nicht 10 Toman das Stück wert, und mit einem resignierten Lächeln über das Mißglücken seiner List verschwand der Händler mit seinem Eigentum vom Schauplatz.

Schließlich erschienen drei Tataren aus Tabris mit fünfzig prächtigen Kamelen. Wir hatten durch das in Persien übliche Spionieren und Auskundschaften erfahren, daß diese Tataren ihre Tiere aus irgendeinem Grunde verkaufen mußten. Ich hatte den Tierarzt der Gesandtschaft, einen Hindu, und meine eigenen Leute als Ratgeber, und unter den fünfzig wurden die besten vierzehn ausgesucht — diese Anzahl brauchte ich für mein Gepäck. Fünf von den vierzehn waren wahre Riesen, schöne, herrliche Tiere, und auch die neun andern waren in ausgezeichnete Verfassung, vollkommen fehlerfrei und ohne irgendwelche Gebrechen. Die Brunstzeit war da; sie waren infolgedessen bissig und leicht gereizt, weiße Schaumflocken hingen an ihren weichen Lippen, sie knirschten mit den Zähnen, rollten mit den Augen und stießen einen dumpfen, gurgelnden Laut aus. Für alle vierzehn bezahlte ich 975 Toman oder 3400 Mark, einen hohen Preis; doch die größten waren auch je 100 Toman wert.

Nun aber gehörten sie mir, und während der paar Tage vor dem Aufbruch war es mir ein Vergnügen, sie auf dem Hofe zu besuchen und zuzusehen, wie ein Heubündel nach dem andern verschwand, und mir zu sagen, daß sie jetzt zu den bevorstehenden Strapazen und vielleicht auch zu einer Fastenzeit in öden Wüstengegenden Kräfte sammelten. Abbas konnte ich es ansehen, daß er sich nie glücklicher gefühlt hatte als jetzt, da er wie ein guter Hausgeist unter seinen jungen Schülklingen einherging und für sie sorgte. Es machte ihn besonders froh, daß er unter ihnen zwei gewaltige Turkmänen wiederfand, mit denen er vor zwei Jahren auf der großen Heerstraße durch Chorassan gezogen war. Die Herren der britischen Gesandtschaft kamen der Reihe nach, um meine vierbeinigen Reisegefährten zu bewundern,

und auch Frau Grant Duff erwies ihnen die Ehre, wobei sie mich, zwischen den Höckern des größten der ganzen Gesellschaft thronend, photographierte.

Der Silvesterabend 1905 wurde in Teheran gründlich gefeiert. Nach einem letzten gemütlichen Mittagessen bei Herrn und Frau Grant Duff begab ich mich nach dem Hause der französischen Gesandtschaft, wo Graf d'Apchier alle in Teheran wohnenden Franzosen versammelt hatte und wo die Anwesenden zu den Klängen bekannter Melodien im Tanze leicht und weich durch die vornehmen Säle schwebten. Als die Mitternachtsstunde schlug, bat der Graf um Gehör, und während die Gäste sich mit erhobenen Champagnergläsern um ihn sammelten, wünschte er in der schönen Sprache seiner Heimat mit beredten Worten jedem der Anwesenden und ganz Frankreich im fernen Westen ein glückliches neues Jahr. Es war ein gelungenes Fest, ebenso glänzend wie der Weihnachtsball, den Grant Duffs vor einigen Tagen der englischen Kolonie gegeben hatten. Und dann beteiligte ich mich noch während der Stunden nach Mitternacht an der Silvesterfeier des Grafen Rex, wobei mir der Wirt in schwedischem Punsch zutrank und mir eine glückliche Reise wünschte.

Es war also ein recht anstrengender Neujahrabend, um so mehr, als ich schon den größten Teil des Tages dazu benutzt hatte, bei meinen Freunden Abschiedsbesuche zu machen, und nach der Heimkehr von dem letzten nächtlichen Feste noch packen mußte. Aber ich war am Neujahrsmorgen 1906 doch schon früh auf, besichtigte die Lasten, die paarweise zum Aufladen bereitstanden, sah, wie die Kamele beladen wurden, und war zugegen, als sie, aneinander gebunden, beim Klange der Glocken in drei Abteilungen abzogen, um durch die Straßen nach dem Tore Schah Abdul Azim zu marschieren. Nach einem letzten Lunch bei Grant Duffs dankte ich meinen Wirten für ihre großartige Gastfreundschaft und stieg gerade in dem Augenblick, als es Neujahrbesuche zu hageln begann, in die große Kutsche, die ich bis Weramin gemietet hatte und deren vier Pferde mich durch Teherans Straßen schnell davonführten.

Von Bettlern verfolgt, rollte der Wagen aufs offene Land hinaus. Links bleibt ein kleiner Gebirgskomplex liegen, nach dessen Kohlengruben eine Schmalspurbahn führt, rechts verschwindet die Grabmoschee Schah Abdul Azims mit den Mausoleen der kadschariischen Schahs. Banal und jammervoll restauriert erhebt sich vor uns der einst so herrliche Turm in Rhagae (Rhages), jener uralten Stadt, die bereits im Buche Tobias erwähnt wird und die Dschingis-Chan im Anfang des 13. Jahrhunderts verwüstete.

Dann wird das Land gelber, öder und einförmiger, und die tadellose Straße führt zwischen verfallenen Lehmhütten und Mauern hin. Fusseïnabad ist ein Dorf, das dem Schah-e-Saltaneh gehört, einem der Söhne des Schahs. Nachdem auch Taghiabad hinter uns liegt, gelangen wir nach kaum zweistündiger Fahrt nach Firuzabad, wo die Karawane sich schon in einem Garten niedergelassen hat. Mirza hatte mein neues Zelt so gemüthlich, wie nur irgend möglich, eingerichtet; das Zeltbett stand an der Hinterwand, zwei Kisten dienten als Tisch, und zwischen dem Bett und den Zeltstangen war ein Teppich aufgehängt. Draußen lagen die Kamele im Kreise und fraßen, und einige Filzdecken schützten das aufgestapelte Gepäck vor dem in leichten Flocken fallenden Schnee. Wir stellten eine Nachtwache auf, da die Gegend, wie man uns gesagt hatte, durch Diebe unsicher gemacht wurde. Firuzabad liegt 989 Meter über dem Meer.

So kurz diese Tagereise auch gewesen, erschien sie mir dennoch bedeutungsvoll, denn sie war mein erster definitiver Schritt der Wüste entgegen. Ich hatte einen letzten Vorposten der Zivilisation auf längere Zeit hinter mir zurückgelassen. Allerdings hatte ich in Teheran eine angenehme Zeit verlebt; die Tage waren mir dort so schnell vergangen und hatten auch allerlei Sorgen mit sich gebracht. Jetzt aber hatte ich endlich alle zeitvergeudenden, neuen Bande abgestreift, und nun lagen die Freiheit und die große Einsamkeit in der Tiefe der Wüsten vor mir. Ich begann einen neuen Band meines Tagebuchs — der alte Band mit meinen Erinnerungen aus dem unruhigen Batum, dem bunten Trapezund und der Umgegend des klassischen Ararat war

jetzt eingepackt und versiegelt und wurde in dem Postbeutel der englischen Gesandtschaft mit einem besondern Kurier nach London und Stockholm geschickt.

Auf die erste Seite des neuen Buches schrieb ich: 1. Januar 1906. Der Tag sollte ein glücklicher Tag für den Antritt einer Reise sein, und ich fragte mich, was wohl einst auf den folgenden Blättern stehen werde. Noch klangen mir die Töne der Militärmusik vom Silvesterabend her in den Ohren; hier, in den entlaubten Bäumen, herrschte schon die ewige, melancholische Stille, sie lockte mich hinaus in die unendliche Wüste. Ein schwacher Kulturstreifen zeigte nach Südosten, ein in das Meer der Wüste hineinragendes Kap, aber innerhalb einiger Tage mußten wir das letzte Dorf hinter uns haben, und dann verlieren wir uns in ein Land hinein, wohin keine Gerüchte dringen und wo keine Pflanzen wachsen, das aber doch so reich an geheimnisvoller, unergründlicher Zauberkraft ist. Dort singen nur die Winde des Himmels ihre Klagelieder über den Höhlen der Schakale und der Hyänen.

Daher freute ich mich, schon auf dem Wege dorthin zu sein, und es war mir ein Genuß, den Appetit der Kamele zu sehen. Hier durfte nicht an der Bewirtung gespart werden; sie sollten so viel fressen, wie sie nur konnten, damit sie fett und wohlgenährt wären, wenn wir nach einigen Tagen am Wüstenrande standen und nicht mehr Heu und Stroh aus Dörfern beziehen konnten. Von ihnen hing alles ab; sollten doch sie mich und meine Habe bis an die Grenze des Reiches des Großmoguls tragen.

Seit dreieinhalb Jahren hatte ich nicht in einem Zelt geschlafen, und doch schlief ich diese erste Nacht vorzüglich. Frühmorgens am 2. Januar weckte mich Mirza, der mir nach einer Weile auch mein Frühstück brachte, während die andern packten und die Kamele beluden. Sie brauchten zwei Stunden, um damit fertig zu werden; das war für den Anfang schon recht gut, und ich wußte aus Erfahrung, daß es später schneller gehen würde. Das Minimumthermometer zeigte — 6,2 Grad, und über das Gelände breitete sich eine

dünne Schneedecke, die jedoch bereits um 10 Uhr verschwunden war. Die Generalkonsuln Houtum-Schindler und Preece, die ihre besten Jahre in Persien verlebt hatten, fürchteten, die winterlichen Niederschläge in der großen Wüste Kewir würden mir hinderlich sein und der sterile, salzhaltige Boden könnte den Kamelen zu glatt sein. Aber ich hoffte, daß wir immer irgendeine Abhilfe finden würden, und schlimmstenfalls, wenn es gar zu anhaltend regnete oder schneite, konnten wir ja um die glatten Senken der Salzwüsten herumziehen.

Der Himmel war von strahlender Klarheit, und im Norden erhob sich der hellblaue Hintergrund des Elbursgebirges, das ein Schneestreifen krönte, und das in dem stattlichen Demawend oder Div-band, dem Wohnsitz der Geister, kulminierte, den ich im Jahre 1890 bis zum höchsten Punkt des Kraterrandes bestiegen hatte.

Die Kamele standen reisefertig da, und unter Mejschedi Abbas' Führung (Abb. 43) setzte sich die erste Abteilung in Marsch; sie zog die ganze übrige Kolonne mit sich. Mit Mirza und Rahim, dem Diener der Gesandtschaft, auf dem Bock, brach auch ich bald nachher auf, nachdem ich die 6 Toman bezahlt hatte, die das Lagern in Firuzabad an Kamelfutter, Eiern, Hühnern, Milch usw. kostete. Bald sollten wir Gegenden erreichen, wo die Lager wohlfeiler waren!

Nach wenigen Minuten haben wir Firuzabads Kulturgürtel durchquert und sind nun wieder draußen in öden Gegenden, deren Einförmigkeit nur hier und dort durch ein Feld oder einen Kanal unterbrochen wird. Das Gelände senkt sich unmerklich nach Süden.

Um Mittag erhob sich ein ziemlich heftiger nordnordwestlicher Wind, der dicke Staubwolken längs der Straße hinjagte und so die öde Umgebung verhüllte, ein Vorgeschmack dessen, was uns auf der Reise noch erwartete. Der Boden besteht aus gelbgrauem Lehm, gewöhnlich ohne eine Spur Vegetation. Aber hier und dort sieht man kleine Gärten oder Pappel- und Weidenhaine wie Nasen durch den Staubbefel schimmern; sie kündigen einsame Dörfer an. Die Gegend ist außerordentlich dünn bewohnt, und man würde die Nähe einer großen Stadt nicht ahnen, wenn man nicht die kleinen Gjel-,

Maultier- und Kamelkarawanen sähe, die, mit Häcksel oder Korn beladen, nach Teheran unterwegs sind.

Die Straße ist nicht für Fuhrwerke bestimmt; stellenweise ist sie gut und eben, aber recht oft mußten wir auch über Kanalarme, die von Erdwällen eingefaßt und nicht überbrückt waren. Sind wirklich einmal Balken hinübergelegt, so ist das Hinüberfahren mit einer Kutsche ein sehr großes Risiko. Am schlimmsten ist es jedoch, wenn ein Kanalarm die Straße überschwemmt hat und man über das Eis fahren muß, das unter dem Druck der Räder bricht. An zwei solchen Stellen fuhren wir im Schlamm fest, und einmal, als die Eissrinde die Räder festhielt, brach die eine vordere Wagenfeder; nachdem wir an ihr herumgedoktert hatten, konnten wir wieder gemächlich weiterfahren.

Vor uns im Südosten erblicken wir jetzt die dünnen, mageren Umrisse mehrerer Bäume, wie gewöhnlich Pappeln und Weiden, genügsame Bäume am Rande der Kultur, ferner Lehmhütten, Mauern und Ruinen, unter denen eine Moschee dominiert. Wir fahren in die erste schmale Gasse von Weramin ein und sollen über einen Graben. Hier wurde uns aber Halt geboten; der Wagen rührte sich nicht von der Stelle, die vier Pferde zogen mit aller Kraft an, und die beiden Federn der vorderen Radachse brachen so gründlich, daß sie in ihren Lagern der Länge nach auseinanderrißen und mit den Rädern und der Achse unter den Wagen fielen. Nie war ein Fuhrwerk in einem passenderen Augenblick entzweigegangen! Es war meine letzte Wagenfahrt auf der Reise von Trapezund, in Weramin sollte ich eines der Kamele besteigen. Der Kutscher hatte für die Fahrt nach Weramin 25 Toman gefordert, ein Preis, mit dessen Ungeheuerlichkeit ich mich jetzt ausöhnte, als ich ihn die Bescherung mit Riemen und Stricken zusammenbinden und vorsichtig nach der nächsten Schmiede ziehen sah.

Ich war an den Kamelen schon am Morgen vorbeigefahren, hatte also reichlich Zeit, mich in dem Dorfe Schahr-i-Weramin, wie seine Bewohner es nennen, umzusehen. Es gab dort allerdings ein Karawaneferaï, dessen Aufseher uns aufforderte, hereinzukommen; aber die einzige Gaststube war viel zu voll und zu schmutzig, um ein behagliches

Ausruhen zu erlauben. Nach längerem Suchen fanden wir einen zum Lagerplatz geeigneten, offenen Garten, der nur mit einem Duzend magerer Pappeln prahlen konnte.

Hier wurden, als die andern angelangt waren, die Zelte aufgeschlagen. Ich wollte hier zwei Tage bleiben, damit die Ausrüstung vervollständigt wurde und die Kamele sich sattfressen und Kräfte zur Wüstenreise sammeln konnten.

Ringsum erhoben sich Ruinen aus einer längstvergangenen Zeit, als Weramin, wie einst Rhages, noch eine Stadt war, die, nach dem Umfang und der schönen Bauart einiger dieser zerfallenen Bauten zu urteilen, eine gewisse Bedeutung hatte. Damals verdiente der Ort den Namen Schahr-i-Weramin, Stadt Weramin, während er jetzt nur ein sehr kleines, weitläufig gebautes Dorf ist.

Neben unserm Garten und in nächster Nähe des Dorfmarktes erhebt sich ein recht hübsches Kolumbarium, einfach „Minar“, der Turm, genannt (Abb. 44). Im Querschnitt ist es rund und kanneliert, also von gleicher Form wie der Turm in Rhages; es besitzt aber ein kegelförmiges Dach, auf dessen Spitze ein Storchpaar sein Nest gebaut hat; vielleicht hat der Turm von Rhages früher auch ein solches Dach gehabt. Ein Mann, der seit 40 Jahren in Weramin lebt, behauptete, dieser Turm sei ein „Särdab“, eigentlich „kaltes Wasser“, d. h. ein Wasserbehälter oder Schutzgebäude über einem Brunnen gewesen.

Die Meftschid-i-Dschuma ist eine große, schöne Moschee, die zum Teil schon in Ruinen liegt. Ihr „Pischtak“ oder Frontportal ist mit wunderbaren blauen Fayencen geschmückt gewesen, von denen jedoch kaum noch die Hälfte vorhanden ist. In der Nähe hat ein viereckiger Moscheehof vier solcher Portale besessen; unter seiner noch gut erhaltenen Kuppel auf der Westseite liegt der Tempelsaal „Schabestun“, der sehr geschmackvoll mit Arabesken in Relief verziert gewesen ist, die noch in zahlreichen Bruchstücken vorhanden sind. In dem südlich von Weramin liegenden Dorf Rohne-gel befindet sich die Grabmoschee Imamfadschahija, deren kostbaren Fayencevorrat ein Mufschtehid, ein



43. Meşhedî Abbas, der Kamelführer. (S. 166.)



44. Der alte Turm in Weramin. (S. 168.)

Schriftgelehrter, bestiehlt, um seinen Raub an Europäer in Teheran zu verkaufen. Ein solcher Diebstahl gereicht dem Käufer der Beute zu größerer Schande als dem Diebe selbst. Ganz in der Nähe der großen Moschee liegt Seïd Abdul Hassan, ein kleines Mausoleum mit einer Kuppel. Ferner sah ich die Ruinen einer aus Lehm gebauten Festung und die Reste zahlreicher Mauern und Häuser, die jedoch entschieden aus späteren Perioden stammen (Abb. 45). In Weramin hatte ich auch Gelegenheit, einen wandernden Dervisch zu photographieren (Abb. 46).

Der Umstand, daß Weramin jetzt zu einem unbedeutenden Dorf herabgeunken ist, hängt zunächst mit dem Verfall des ganzen persischen Reiches und seiner erbärmlichen Regierung zusammen, liegt aber auch an der Vernachlässigung des Bewässerungswesens und der Energielosigkeit der Bevölkerung.

Ich schrieb in mein Notizbuch die Namen von nicht weniger als fünfzig kleinen Dörfern dieser Gegend, die doch einen so menschenleeren, verlassenem Eindruck macht. Sie werden durch den Dschadscherud bewässert. Ein größerer Kanal verzweigt sich in unzähligen, immer feiner werdenden Verästelungen nach den verschiedenen Dörfern und ihren Äckern. Wenn es im Winter tüchtig schneit, ist der Zufluß im nächsten Frühling reichlich, der Wohlstand hebt sich, und alle Lebensmittelpreise sinken. Ein schneeloser Winter aber bringt Not und Teuerung. Der gegenwärtige ist wohl ungünstiger als der vorige; doch unter allen Umständen schneit es in Weramin immer weniger als in Teheran, wie zu erwarten ist, da Teheran höher und näher am Gebirge liegt. Im vorigen Jahr hatte es in Teheran zwölfmal geschneit, in Weramin aber nur fünfmal. In diesem Jahr war in Teheran zweimal Schnee gefallen, in Weramin aber noch gar keiner; statt dessen hatte das Dorf unter heftigem Nordwestwind, der alles ausdörret, gelitten. Es schneit jedoch selten eher als im Januar und Februar, und schon im März treten die Niederschläge in Gestalt von Regen auf. Nur Frühling und Herbst bringen Regen, im Sommer regnet es fast nie.

Mein zuverlässigster Gewährsmann glaubte, daß Weramin 500 Einwohner habe; aber in der Umgegend und an der Straße zum

Siah-kuh gab es auch Nomaden aus Kaschan und Isfahan und sogar Bachtiari-Nomaden sollen sich bisweilen hierher verirren. In Weramin und den umliegenden Dörfern baut man Weizen, Reis, Gerste, Erbsen, Bohnen, Obst aller Art, Melonen, Granatäpfel, Mandeln, Pistazien usw.; die meisten dieser Bodenerzeugnisse werden nach Teheran geschickt, das alles aufbraucht, was es erhalten kann. Außerdem bringt man von hier Käse dorthin, sowie saure Milch und „Koghan“; es ist dies geschmolzene, mit Salz und Traubensaft vermischte Butter, die in schaffederne Schläuche gegossen wird, in denen sie zu einer festen Masse erstarrt. Das Hauptnahrungsmittel, das meine Diener von hier mitnahmen, war Koghan.

Seltamerweise wußten die Leute in Weramin sehr wenig von der Wüste, die doch ihre nächste Nachbarin im Osten ist. Sie jagten, sie hätten dort nichts zu suchen und aus dem Innern der Wüste sei nichts zu holen. Am Rande der Takla-makan gab es oft Leute, die sich ins Unbekannte hineinbegeben hatten, um dort Gold zu suchen; hier aber stand die Sache anders, man kannte nur Fahrwege und Fußpfade am Wüstenrande und konnte mir nur über die nächsten drei oder vier Tagereisen etwas mitteilen und mir die Namen der Orte nennen, wo wir lagern mußten. Im übrigen schienen sie hier großen Respekt vor der Wüste zu haben. Sie bedauerten uns, daß wir uns hineinvagen wollten, und konnten nicht begreifen, was wir damit bezweckten.

Während der beiden Ruhetage ließen wir uns nichts abgehen; noch konnten wir alles erhalten und von den Produkten der Dörfer leben. Frisches Wasser von den Schneebergen und aus Quellen strömte in einem Kanal an unsern Zelten vorüber. Wir brauchten nicht sparsam damit umzugehen, aber die Zeit konnte vielleicht noch kommen, da wir die Tropfen sparen mußten und diese Tropfen salzhaltig sein würden. An Schafffleisch, Hühnern, Eiern und Brot, süßer und saurer Milch und Obst ist hier kein Mangel. Vor den Kamelen werden ganze Arme voll Heu aufgestapelt, in dem ihre Zähne wie eine Dreschmaschine knirschen, und man glaubt die Tiere anschwellen und

dicker werden zu sehen. Brennmaterial haben wir im Überfluß, und in den Zelten ist es warm und gemüthlich; auch daran kann einmal Mangel eintreten, und wir müssen uns dann mit den fargen, dürrer Pflanzen begnügen, die die Wüste bietet.

Am Abend des 3. Januar schien der Mond kalt und bleich zwischen dunkeln Wolken hervor. Um mein Lagerfeuer saßen die Männer außerordentlich vergnügt, scherzten miteinander, rauchten und kochten sich ihr Essen. Es freute sie ebenso sehr wie mich, daß wir jetzt auf der Reise waren — das rege, abwechslungsreiche Leben auf den Karawanenstraßen liegt allen Persern im Blute. Jetzt machten sie sich auch einen Überschlagn über alle die Waren, die am folgenden Tage gekauft werden sollten, denn Weramin war der letzte Punkt, wo wir unsere Vorräte vervollständigen konnten, und wir sahen schon jetzt, daß die Lasten im Anfang so schwer werden würden, daß alle außer mir zu Fuß gehen mußten.

Am 4. Januar herrschte reges Leben um unsere Zelte herum; es war ein Kommen und Gehen, das gar kein Ende nahm. Dort sah man Perser große Säcke heranschleppen, die vor dem Zelte meiner Diener aufgestapelt wurden, hier hörte man lebhaftes Feilschen und befehlende Rufe, und noch vor Sonnenuntergang mußte ich den Beutel ziehen und alles Eingehandelte, darunter besonders Pambādaneh und „Artizigendun“, Weizenmehl, mit 40 Toman bezahlen.

Dann rief ich alle Männer nach meinem Zelt, und in ihrer Gegenwart mußte Mirza die „Fermane“ vorlesen, die ich von Sadr Azam und vom Mutschir-ed-Dowleh erhalten hatte. Drei davon waren an die Gouverneure in Tebbes, Rum und Seistan gerichtet, einer war ein offener Brief an die Behörden in Chorassan und der fünfte ließ sich in Persien auf beliebige Weise benutzen. Die Briefe an die Statthalter in Rum und Chorassan waren nur Vorsichtsmaßregeln für den Fall, daß wir in der Wüste Schiffbruch litten und durch die Umstände gezwungen würden, große Straßen und angebaute Gegenden aufzusuchen. Mirza las mit lauter Stimme vor, und die andern hörten aufmerksam zu. Die Briefe waren Befehle, daß man mich überall mit der größtmöglichen Gastfreundschaft aufzunehmen habe, daß alle

meine Wünsche bis ins kleinste erfüllt werden müßten, daß mir, wenn es sich nötig erweise, Proviant, Lasttiere und Führer zu besorgen seien, mit einem Wort, daß man alles zu tun habe, um mich in jeder Beziehung zufriedenzustellen. Die hochvornehmen Schreiben machten tiefen Eindruck auf die Männer, denen es jetzt erst so recht klar wurde, daß ich kein gewöhnlicher Reisender war und daß es in ihrem eigenen Interesse lag, mir treu und gewissenhaft zu dienen.

Sie verstanden nicht recht, um was es sich hier eigentlich handelte; sie wußten wohl, daß wir nach Seistan reisten, aber nicht, daß ich unbedingt durch den schwierigsten Teil der Wüste marschieren wollte. Ich bereitete sie also darauf vor, beruhigte sie aber auch durch die Versicherung, daß die Reise nicht im geringsten lebensgefährlich sei, da wir nie weiter von einer Oase entfernt sein würden, als daß wir auch ohne Proviant zu Fuß dorthin gehen könnten. Ein Mann aus Weramin erzählte indessen, daß vor vier Jahren eine Karawane aus Kum sich verirrt habe und nach der Gegend des Siah-kuh geraten sei. Etwa 10 Farsach vom Gebirge sei sie auf Schor-ab, auf Salzwasser Sümpfe, gestoßen, in denen alle Kamele samt ihren Lasten rettungslos verlorengegangen seien; sie seien in dem weichen Boden versunken. Zwei Führer seien erfroren, die übrigen drei hätten sich nach den nächsten Dörfern durchgeschlagen, um dort Hilfe zu erbitten. Als sie aber wieder an der Unglücksstelle angelangt seien, hätten sich alle Rettungsversuche vergeblich erwiesen. Derselbe Mann glaubte, daß unsere Lage sehr kritisch werden könne, wenn uns mitten in der großen Kewir heftiger Regen überfallen sollte, da dieser den Boden um uns her so aufweichen werde, daß wir nach keiner Seite hin weiterkommen könnten.

Noch aber befanden wir uns in der „Abad“, der bewohnten Gegend, und den ganzen Tag hörte man die hellen Glocken der kleinen Karawanen, die aus Teheran kamen oder dorthin wanderten. Eine neue Nacht senkte sich auf unser Lager herab. Es war überall so unbeschreiblich still — in der Nähe der großen, überwältigenden Wüste. Nur in der Ferne hörte man einen Hund bellen.

Siebzehntes Kapitel.

Ein herrlicher Tag.

Meine Nachtruhe wurde ein paarmal durch eine Kage gestört, die sich im Zelte häuslich niedergelassen hatte und mir über die Beine lief; es war ihr entschieden lieber, unter Dach und Fach zu sein, denn draußen fiel feiner Sprühregen.

Rahim, der die ganze Ausrüstung in Teheran überwacht hatte, wurde mit reichlich bemessenem Trinkgeld und dem üblichen schriftlichen Zeugnis verabschiedet; er sollte mit der verunglückten Kutsche zurückfahren und meine letzte Post mitnehmen. Er hatte bei all den Aufträgen, die er auszuführen gehabt, sicherlich auf meine Kosten ein gutes Geschäft gemacht, sonst hätte er kein Perser sein müssen.

Vier Kisten wurden einem der stärksten Kamele aufgebürdet, zwei Kisten und die beiden Zelte einem zweiten; ein drittes trug meine Kücheneinrichtung, und so ging es weiter, bis alle tüchtig beladen standen. Es war ein stattlicher Zug, der beim Klange der Glocken aus dem Dorfe abmarschierte. Die Kamele waren jetzt in zwei Abteilungen geordnet; Gulam Hussein führte die erste, Abbas die zweite. An der Spitze jeder Abteilung ging eines der größten Kamele, hübsch mit Quasten und roten Bändern verziert und mit einem Schellengürtel um die Brust, während die großen Kamelglocken an zwei von andern Kamelen getragenen Kisten befestigt waren.

Die Gäßchen von Weramin sind eng; dann und wann stieß eine Kiste gegen eine schmutzige Lehmmauer, und die dichte Reihe der Kamele füllte die schmalen Passagen völlig aus. Eine Schar Neu-

gieriger lief hinter uns her und unterhielt sich eifrig über diesen ungewöhnlichen Anblick; aber die Hütten wurden spärlicher, die Ruinen blieben hinter uns zurück, ein Begleiter nach dem anderen verlor sich, und vor uns lag das offene Land.

An einem letzten Kanalarms außerhalb Beramins mußte das erste Kamel der zweiten Abtheilung (Abb. 47, 48, 49) sich legen, damit ich auf seinen Rücken steigen konnte, wo zwischen den Höckern und den beiden Hälften der Last eine Vertiefung geblieben war. Hier saß ich so weich und bequem wie in einem Lehnstuhl und ließ die Beine zu beiden Seiten des Vorderhöckers herabhängen. Mit Kompaß und Uhr nahe zur Hand und einem Block von Zeichenblättern vor mir, begann ich eine Karte des Weges zu zeichnen; sie sollte meinen Weg bis Nutschki umfassen und bestand nach ihrer Vollendung aus 234 Blättern. Die Länge des Weges wurde mit Hilfe der Schritte meines Reitkamels bestimmt, deren Länge ich täglich an einer 200 Meter langen Linie maß.

Im Osten zeigt sich der letzte, kleine Ausläufer der Vorberge des Elburs mit einem markanten Gipfel. In schwachen Umrissen hebt sich unser nächstes Ziel, der Siah-kuh, „der schwarze Berg“, im Südsüdosten gegen den Himmel ab. Aber obwohl wir den ganzen Tag die Richtung nach dieser Landmarke hin einhalten und 20¹/₂ Kilometer zurücklegen, scheinen wir uns ihm doch nicht merkbar zu nähern. Immer noch tritt der kleine Gebirgsstock gleich schwach hervor und sieht wie eine hellblaue Wolke auf der Erdoberfläche aus. Man hat das Gefühl, es hier mit ungeheuren Entfernungen zu tun zu haben. Erst auf seiner andern Seite beginnt die Wüste, und dann — wie unendlich weit ist es dann noch nach der Dase Tebbes, die nur eine Station auf meinem Wege nach Indien ist!

Herrlich und lind war der Tag. Es ging kein Wind, der ganze Himmel war bewölkt, aber es regnete nicht und es schneite nicht. Der Gipfel des Demawend verschwand hinter leichten Wolken, aber der Blick reichte ungehindert bis an den Rand des Horizonts, und ich saß oben auf meinem hin und her wiegenden Beobachtungsposten und machte in aller Ruhe meine Aufzeichnungen. Seit langer Zeit war ich nicht auf einem Kamel geritten; allerdings hat man nach dem

ersten Tage ein seltsames Gefühl im Rücken. Aber die steifen Muskeln werden nach und nach wieder geschmeidig, man gewöhnt sich und bald spürt man die wiegende Bewegung kaum. Vor mir läutet eine gewaltige Glocke ihr ewiges Bimbam bei jedem Schritt ihres Trägers, hinter mir läutet eine andere, und dieser Klang ist mein treuer Begleiter auf dem Wege in die Wüste hinaus. Jeder Schritt entfernt mich von dem mit Wasser und Pflanzenwuchs gesegneten Lande, dem Lande des Ormuzd, und bringt mich dem gottverlassenen Reiche des Ahriman näher, wo nur Öde und Dürre herrschen.

Vor uns erscheint ein Punkt, der nach und nach größer wird; es ist eine Mauleselkavane aus Chawä, die Häcksel in netzförmigen Säcken nach Teheran bringt. Ihr folgt eine Herde schwarzer Schafe, die auf dem Wege nach den Fleischern der Hauptstadt ist, und dann kommt eine Reihe von zwanzig mit Heu beladenen Kamelen, die schwer und langsam nordwärts schreiten. Gelegentlich bleibt ein einzelnes Dörflein, das aus einigen armseligen Hütten mit ein paar Bäumen besteht, rechts oder links von unserm Weg liegen, aber nie zeigt sich jemand, den man nach dem Namen des Ortes fragen könnte.

Langsam schreiten wir an einem Manne vorbei, der mit zwei Ochsen sein Feld pflügt. Er beachtet uns nicht; er denkt wohl darüber nach, ob jemals eine kleine Abzweigung der äußersten Kanäle den Weg nach seinem Stückchen Acker finden wird. Das gepflügte Stück ist ebenso graugelb wie der übrige Boden; hier bedarf es nur der Bewässerung, um aus dem ganzen Lande einen einzigen Garten zu machen, den hier und da Felder unterbrechen. Große Reichtümer liegen in diesem schlummernden Erdbreich verborgen, aber es ist nicht genug Wasser vorhanden, und es ist auch wohl zweifelhaft, ob man es aus dem Gebirge in zureichender Menge so weite Wege leiten könnte.

Öde und still ist es; nur die Glocken läuten gellend und monoton vor meinen Ohren. Wir nähern uns dem Dorfe Tadscherä mit runden Kuppeldächern auf feinen Lehmhütten, gelben Mauern, Bäumen, Wein- gärten und einem Wasserreservoir, dessen Dach treppenförmige Absätze hat. Unser Weg führt quer durch das Dorf. An einem Kanale, auf

dem einige Enten plätscherten, standen zwei Dorfbewohner. Sie betrachteten den langsam dahinschreitenden Zug mit sichtbarer Bewunderung und zerbrachen sich augenscheinlich den Kopf darüber, wohin in aller Welt wir wohl ziehen mochten und wie wir überhaupt auf die hinverbrannte Idee verfallen seien, der Wüste gerade in den Rücken zu laufen, anstatt die große, prächtige Straße über Mesched oder die Karawanenwege über Jезд und Kirman, die auch nach Seistan führen, zu benutzen. „Mögen Allah und Ali uns vor der Wüste bewahren!“ dachten sie, das konnte man ihnen ansehen.

Wir sind wieder draußen in der Einöde, und das Dörflein verschwindet hinter uns. Der Weg ist vortrefflich, beinahe völlig eben, und das Gelände fällt so allmählich nach Südosten ab, daß man es mit dem Auge nicht wahrnehmen kann. Hier befinden wir uns in Gegenden, in denen man das Berieselungswasser, um es vor Verdunstung zu schützen, durch „Kanate“, unterirdische Kanäle, hat leiten müssen. Man erkennt diese Kanäle an einer Reihe kleiner Erdhäufen, die immer ein senkrechtcs Loch zum Kanaltunnel hinunter bezeichnen; durch diese Löcher kann man in die unterirdischen Kanäle hinabsteigen und sie reinhalten. Manchmal passieren wir Kanate, die augenscheinlich aufgegeben worden sind, denn alle Schächte sind eingestürzt.

Das erste Kamel, das zwei meiner alten Tibetkisten trägt, ist faul und macht Gulam Hussein viel Arbeit; er muß beständig mit straffer Leitleine gehen. Er sucht sich deshalb ein anderes Leitkamel aus, das auch bei lockerer Leine gut marschiert.

Als wir in dem Dorfe Kala-no eintrafen, waren wir $5\frac{1}{2}$ Stunden unterwegs gewesen, und die Entfernung wurde zu 3 Farsach berechnet. Im allgemeinen ist man der Ansicht, daß beladene Kamele einen Farsach in zwei Stunden zurücklegen. Ein Farsach oder, wie er früher genannt wurde, eine Parafange, ist im Durchschnitt etwas mehr als 6 Kilometer. Dieser Wert wechselt aber in verschiedenen Gegenden Persiens und selbst in verschiedenem Terrain sehr beträchtlich. Im allgemeinen ist ein Farsach auf ebenem Boden länger als im Gebirge, wo seine Länge höchstens 5 Kilometer erreicht. Von



45. Aus den Ruinen von Weramin. (S. 169.)



46. Derwisch in Weramin. (S. 169.)

Weramin (921 Meter Seehöhe) waren wir im Laufe des Tages 67 Meter gefallen. Kala-no hat eine absolute Höhe von 854 Metern.

Während der letzten Marschzeit hatte es ziemlich frisch zu wehen begonnen, und der Wind wurde immer stärker, als wir die Zelte aufschlugen, so daß die Männer mich fragten, ob es nicht besser wäre, wenn wir in einem Serai vor dem Dorfe Schutz suchten. Diese Herberge befand sich aber in einem zu zerfallenen, garstigen Zustand, als daß sie mich aus meinem schönen Zelt hätte fortlocken können.

Der Wind, der sich erhoben hatte, war derart mit Staub und Erdteilchen gesättigt, daß er wie ein Nebel alles verhüllte; ganze Wolken dichten Staubes jagten am Erdboden hin, sickerten durch die Leinwand des Zeltes und sammelten sich auf allem, was dort lag, zu einer beständig höher werdenden Schicht an. Schon nach einer Minute glückte meine Brille mattgeschliffenem Glase und mußte unaufhörlich gepußt werden. Als mein Mittagessen, ein gebratenes Huhn, das in eine weiche, dünne Brotscheibe gewickelt war, gebracht wurde, mußte ich mich beeilen, es schnell aufzuessen, ehe das Gericht zu sehr mit Staub gepfeffert worden war. Die Teetasse brauchte nur eine ganz kurze Weile unbedeckt zu stehen, dann erhielt der Tee gleich einen scharfen, salzhaltigen Beigeschmack. Gerade als ich mit dem Essen fertig war, kam ein freundlicher Dorfbewohner mit zwei kleinen Buben zu mir in das Zelt und brachte mir eine frische, saftige Wassermelone, den passendsten Nachschick, den man sich denken kann, wenn man von dem Einatmen all dieser staubigen Luft bis in die Gurgel hinunter ausgedörret ist.

Es wurde dämmerig, es wurde dunkel, und es wurde diesen Abend dunkler als gewöhnlich. Im Leutezelt ist das Gespräch schon längst verstummt; bei solchem Wetter kann man auch wirklich nichts Besseres vornehmen, als sich dem Schlaf hinzugeben. Ich aber sitze noch eine Weile in der Einsamkeit und lausche den alten, bekannten Klagesliedern und den tausenden Lauten, die draußen ertönen und so viele Erinnerungen aus einsam in Einöden verbrachten Jahren im großen Asien erwecken. Ich wußte, daß ich mitten in einem neuen Unternehmen war, und ich wußte, daß nichts auf Erden mich dazu

bewegen könnte, jetzt noch wieder umzukehren. Das Ziel war nur durch eine Reihe Entbehrungen und Verzichtleistungen zu erreichen; das Heulen dieses ersten Sturmes mahnte mich daran.

Mir war in der unheimlichen Winternacht zumute, als sei ich ein umherirrender Ahasverus, dessen Schicksal es ist, ohne Rast und Ruh auf Erden umherzuwandern, der sich daheim in die Einöde hinaussehnt und draußen stets sehnsüchtige Blicke nach dem heimatischen Horizont wirft. Allorten ein Gast und ein Fremdling, der überall und nirgends zu Hause ist, und nirgends eine bleibende Statt hat. Ein armer, einsamer Pilger, der vor der in Nische zerfallenden Glut saß und verblaßte Erinnerungen an wohl tausend Abende aus vergangenen Jahren aufrollte und sich über seine eigene Geduld wunderte, mit der er immer wieder Neues erwarten und sich danach sehnen konnte, da es stets ein Traumbild blieb, das gespensterähnlich über die Erde hinhuschte. Ja, es wunderte mich, daß ich die Lopwüste überleben und alle die Stürme in der Takla-makan hatte ertragen können. Sogar der Weg von Trapezund, der mir noch in so frischer Erinnerung war, erschien mir jetzt wie eine entsetzlich langsame, schwierige Reise. Und dennoch sehnte ich mich wieder nach der Wüste; ihre stumme, unerklärliche Mystik zog mich mit unwiderstehlicher Macht an; ich glaubte, geheimnisvolle Stimmen zu hören, die mir aus ihren Tiefen zuriefen: „Komme heim!“

Hinter der großen Wüste ahnte ich die blauen, schneebedeckten Hochgebirge von Tibet, jetzt aber mußte erst die Wüste besiegt werden. Dorthin sehnte ich mich mehr als nach Tibet. In einigen Tagen würden wir ihren endlosen, ebenen Horizont sich nach allen Seiten ausdehnen sehen, und dann würden wir nach vielen mühsamen Schritten die Palmen von Tebbes wie einen grünen Fleck in dem ewigen Gelb erblicken. Ich hatte mich bereits seit so vielen Jahren nach Tebbes gesehnt, nach jener seltsamen Dase, die sogar auf der Karte so einsam und verlassen aussah.

Schon zur Zeit Marco Polos, vor mehr als 600 Jahren, bestand der östliche Teil von Persien aus gewaltigen Wüsten, die man

nur durchziehen konnte, wenn man Wasser mitnahm und die geradesten Wege zwischen den Oasen benutzte. Daß es sich in unserer Zeit nicht besser verhält, werden wir bald sehen; es ist eher schlechter geworden, denn das Klima befindet sich jetzt in einer Austrocknungsperiode, die die Ausdehnung der Wüsten begünstigt. Die Städte und Namen, die der venezianische Reisende in seinem berühmten Buche anführt, sind noch vorhanden, sowohl Kirman und Rubenan, wie auch Tun-o-Rain oder Tun und Rain, ein Gebiet, das jetzt Tun-o-Tebbes genannt wird.

Der Dorfbewohner hatte mir erzählt, daß Kala-no sechzehn Hütten zähle und Weizen, Gerste, Melonen, Granatäpfel, Weintrauben, Äpfel, Birnen und Maulbeeren baue, aber auch Butter, Käse und Roghan erzeuge. Der jetzt herrschende Nordwestwind soll um diese Zeit des Jahres häufig auftreten. Der Mann sagte, daß der Wind, wenn er morgen nachmittag noch wehe, zu einem drei Tage anhaltenden Sturme anschwellen werde; lege er sich schon vorher, so werde es vier Tage windstill bleiben. Er nannte den Wind „Tifun“ — selbstsam, daß dieses chinesische Wort sogar hierher gedrunken ist! Den Himmelsrichtungen gab er folgende bezeichnende Namen: Süden = Sär=i-pain oder die untere Richtung; Norden = Sär=i-bala oder die obere Richtung; Westen = Reble oder Meffa, und Osten = Taraf=i-Imam-Riza, d. h. Imam Rizas Richtung, denn dieser Prophet hat sein Grab in Mesched, das im Osten liegt. Osten und Westen bezeichnete er jedoch auch mit „Aftab-sädän“ und „Aftab-ghurub“ oder Sonnenaufgang und Sonnenuntergang.

Das Bett des Dschadsche-rud erstreckt sich bis hierher; das meiste Wasser kommt durch den „Rud=chanel“, das Flußbett, aus dem Gebirge herab, wird aber in Kanäle verteilt. In 25 Tagen erwartete man bestimmt Schneefall; der Schnee soll hier oft zwei Fuß hoch liegen können. Nach dem Regen wird das Erdreich „gel“, schlammig; dann ist ein Kamelfarawanenverkehr hier beinahe unmöglich, während eine Schneedecke ihn durchaus nicht beeinträchtigt.

Achtzehntes Kapitel.

Das letzte Dorf am Wüstenrand.

Am 6. Januar morgens um 7 Uhr hörte der Wind plötzlich ganz auf, und als ich geweckt wurde, bot das Innere des Zeltcs einen betrübenden Anblick dar. Alles, was sich darin befand, lag unter einer so dichten Staubschicht, daß man keine andere Farbe sah als die gelbgraue. Kompaß, Uhr, Instrumente, Karten und Bücher, Stiefel und Kleider, alles nivellierte und verbarg dieser feine Staub, der die ganze Nacht unausgesetzt durch die Zeltleinwand gedungen war. Als ich mich bewegte, umwirbelte eine Staubwolke meine Filzdecken, und meine Augen hatte der Staub beinahe verkleistert. Ehe ich die gewöhnliche Morgenwaschung vornehmen konnte, mußte mein Diener im Zelte Staub wischen und alle Sachen ausklopfen. Mirza mußte sie Stück für Stück ins Freie tragen, aber der Flugsand hatte sie so durchdrungen, daß nur längeres Lüften sie davon befreien konnte. Noch heute, nach mehr als vier Jahren, liegt feiner Sand zwischen den Blättern des Tagebuchs, in welchem ich während dieses Sturmes schrieb.

Herrlich und imponierend ragte der Vulkankegel des Demawend in N $13\frac{1}{2}^{\circ}$ D empor, und der ganze Raum des Elbursgebirges stand scharf und deutlich am Horizont. In klaren Farbentönen zeichneten sich die benachbarten kleinen Berge mit all ihren kahlen Einzelheiten und Schluchten, ihren trocknen Erosionsrinnen und ihren rauhen Gipfeln ohne jegliche Spur von Schnee gegen den Himmel ab. Fern im Südwesten wird ein Schneefamm, der noch hinter Kum liegt, schwach sichtbar.

In der reinen, kalten und stillen Morgenluft pflanzt sich der Schall sehr weit fort. Die Glocken einer Kaskarawane waren noch eine gute Weile, nachdem ihre Träger uns aus den Augen verschwunden waren, deutlich hörbar. Es klingt so schön, dieses verhallende Geläute; es ist, als beginne die Luft der aufgehenden Sonne ein Loblied zu singen. Blendend scharf und klar stieg die Sonne am Horizont empor. Ein Vergnügen war es, den Vorbereitungen zum Aufbruch zuzuschauen und an diesem herrlichen Morgen aufzubrechen. Alle Farben waren so rein und klar, alle Umrisse so außerordentlich scharf gezeichnet; die Kamele sahen noch vornehmer aus als sonst, und die glänzenden Dichter in ihren Augen strahlten, als ob die Augäpfel von innen heraus durch elektrische Lampen erhellt würden — das Bild der Sonne spiegelte sich in ihren braunen Augen. Nur um das Maul jedes Kamels bildete sich durch den Atem eine leichte Dampfwolke, und an den Schnurrhaaren haftete, weiß und glänzend, feiner Reif. Ich selbst rauche eine Zigarre und lasse den Blick über den unendlichen Kreis des Horizonts hinschweifen und zwischen den kleinen, isolierten Bergen hindurchgleiten, die wie die äußersten Rippen und Inselchen der Schären auf dem Wege nach der Wüste stehen.

Wir ziehen nach Ostübdosten und haben folglich zur Rechten die Vorberge des Siach-kuh, die wie ein blaugrauer Wandschirm ohne Zeichnung und Farbenunterschiede aussehen. Ganz in unserer Nähe zur Linken haben wir die äußersten Enden der Bergketten, die sich im Süden der von Teheran nach Semnan führenden Straße erheben. Der Demawend beherrscht die ganze Landschaft; er steht wie ein ungeheurer Leuchtturm da und brütet über der Wüste. Der Kamm des Elburs, der sich unter dem Gipfel des Demawend hinzieht oder sich diesseits seines Kegels erhebt, ist völlig schneefrei, aber der gewaltige Vulkan selbst sieht auf seiner Südseite infolge der schwarzen Streifen im Schnee wie geriffelt aus. An einem Tage wie heute mußte die Aussicht von seinem Gipfel großartig und überwältigend schön sein, und obgleich seit dem Tage, an welchem ich droben war, 15 $\frac{1}{2}$ Jahre vergangen sind, grämt es mich noch, daß gerade der 11. Juli 1890 ein trüber Tag war.

Wir sind noch nicht weit von Kala-no entfernt, als die kleinen quadratischen Felder mit ihren Bewässerungswällen ganz aufhören, und nun wird das Terrain auf einmal wüstenartig. Stellenweise ist der Boden ganz nackt und mit dünnen, weißen Salzkristallen bedeckt; stellenweise kämpfen noch einige dünne Grasbüschelchen um ihr Dasein. In einiger Entfernung zeigt sich eine Schafherde mit ihren drei, in schwarze Wollmäntel gehüllten Hirten, ein wenig weiter ein Mann, der zwei Esel vor sich hertreibt; sonst nichts Lebendes, nicht einmal Krähen, deren es noch in Kala-no so viel gab.

Taktfest und sicher schreiten unsere zuverlässigen Kamele der Sonne gerade entgegen. Habibullah führt die erste „Katar“ oder Karawanenabteilung, Gulam Hussein die zweite; Abbas geht nebenher, bald an der Spitze, bald als letzter, um aufzupassen, daß alle Lasten richtig liegen. Das letzte Kamel jeder Katar trägt eine unserer größten Eisenglocken, eine richtige Kirchenglocke, die den ruhigen Schritt des Kamels mit dumpfem Läuten begleitet. Awul Kasim reitet auf dem sechsten Kamel der ersten Abteilung, ich, Mirza und Hussein Ali Bek auf den drei ersten der zweiten. Ich merke, daß meine Leute untereinander abgemacht haben, daß sie nun, da wir die verwickelten Gassen der Dörfer hinter uns zurückgelassen haben, abwechselnd reiten wollen, und ich lasse ihnen gern ihren Willen.

Nur die Kamelwärter gehen einstweilen noch alle drei zu Fuß; sie müssen ja die Tiere führen, wie Schleppdampfer eine Reihe Rähne hinter sich herziehen. Man braucht sie durchaus nicht zu bedauern; sie sind es gar nicht anders gewohnt, das Zufußgehen ist ihr Beruf. Mirza, der Schriftgelehrte, ist zu fein, um zu gehen; er sitzt oben auf einer Last und läßt sich den ganzen Tag durchrütteln. Awul Kasim wird von dem gleichmäßigen Gang und dem eintönigen Geläute in Schlaf gewiegt, und es sieht aus, als wolle sein Kopf vom Halse herabfallen. Die Unterhaltung ist verstummt, das Aussehen der Landschaft verändert sich nicht; langsam schreitet der Zug dem Rande der Wüste entgegen (Abb. 50).

Netzt glänzt der Gipfel des Demawend blendend weiß — in den höheren Regionen ist die Luft reiner als an der Erdoberfläche. In

einer schwachen Bodentrinne auf der linken Seite unserer Straße, wo wahrscheinlich üppigere Grasbüschel stehen, weiden 65 Kamele; es ist eine Karawane, die hier rastet.

Links lassen wir sieben „Siah-tschade“, schwarze Zelte liegen, in denen „Kiat“, Nomaden türkischer oder persischer Abkunft, wohnen. Hier in der Gegend sollen sich auch Nomaden arabischer Abstammung aufhalten, aber diese sind jetzt weiter nach Norden gezogen, auf die Straße nach Mesched. Die Zelte gleichen denen der Tanguten am Koko-nor; sie sind ebenso schwarz wie diese, aber überall geschlossen. Ihre Bewohner sind halbwild, zerlumpt und ungepflegt, aber dennoch malerisch. Sie scheinen mißtrauisch zu sein und lassen nicht leicht jemand nahe an sich kommen. Die Weiber gehen unverschleiert und tragen Kleider, die wenigstens früher einmal rot gewesen sind.

Vor uns breitet sich verlockend und groß die Wüste aus. Wir reiten vorwärts durch die äußersten Schären. Jenseits des nächsten Berges zur Rechten taucht wie eine schwache, kaum erkennbare Linie der eigentliche Siah-kuh auf; wir haben noch eine tüchtige Strecke zurückzulegen, ehe wir dorthin gelangen. Unser Weg teilt sich wie eine Gabel; wir folgen der rechten Zinke, die uns nach Südsüdosten führt. Hier ist der Boden höckerig durch die Wurzelfügel der Steppenpflanzen, an deren geschützten Seite sich nach dem gestrigen Wind Flugsand angehäuft hat. Es ist ein außerordentlich feiner, gelber Sand, der nur in so geringer Menge vorkommt, daß er nicht einmal einen Anstoß zur Dünenbildung zu geben vermag; er würde sicherlich weiter wandern, wenn er nicht hier und dort auf kleine Hindernisse stieße. Gelegentlich steht auch auf einem größeren Hügel ein Bündel Tamariskenzweig, genau so wie am Rande der Sandwüsten Ostturkestan.

Inzwischen haben wir uns dem allerletzten Dorfe genähert. Seine mit Lehmkuppeln überdachten Hütten treten immer deutlicher hervor, man sieht schon seine gelbgrauen Mauern und ein Duzend Weidenbäume. Das Dorf hieß nach einem Manne, der schon lange tot ist, früher Kerim Chan, wird jetzt aber gewöhnlich Abbasabad genannt; sein Besitzer soll der Akbal-ed-Dowleh in Teheran sein. Wohl

3 Farsach von uns entfernt, zeigen sich im Südwesten das Dorf und der Hügel Doasde-imam, „die zwölf Imame“; noch etwas näher liegt das Dorf Mobarekije.

Kerim Chan besteht aus 15 Häusern und hat 40 Einwohner; es ist ein letzter Vorposten am Rande der Wüste (Abb. 51). Die Dorfbewohner besitzen 60 Kamele und wohl 100 Schafe; der reichste Mann des Dorfes ist auch der Schulze oder „Kethoda“. In guten Jahren trägt das Dorf seinem Besitzer 100 Charwar Weizen und Gerste ein, nur ein Drittel soviel wie Kala=no; dieses Jahr aber hatte der Ertrag nur 20 Charwar betragen. Sonst baut man hier eigentlich nur noch Melonen und Gemüse. Das Berieselungswasser erhält das Dorf durch einen Kanat, der bei dem Dorfe Hassar-guli beginnt.

Dieses Bewässerungssystem ist recht merkwürdig. Wenn man einen ganzen Tag durch eine Landschaft reist, die einer Wüste so ähnlich wie nur möglich ist, so ist man erstaunt, alle Augenblicke ein Dorf mit fließendem Wasser zu treffen! Der Punkt, wo der Kanat beginnt, in diesem Fall Hassar-guli, liegt natürlich, wenn auch nur um ein paar Meter, höher als die Äcker von Kerim Chan (806 Meter). Der Kanat, der galerieartige unterirdische Kanal, fällt indessen noch langsamer dorthin ab als die Oberfläche des Bodens. Man gräbt bei Hassar-guli einen Brunnen, der z. B. 5 Meter tief ist, und dann eine Reihe ebensolcher Brunnen in möglichst gerader Linie nach dem Bestimmungsort, wobei die Tiefe dieser Brunnen bei jedem ein wenig geringer wird und der letzte vielleicht noch nicht einen Meter tief ist. Hinter diesem tritt das Wasser in einem offenen Kanal zutage, der sich in die Felder hinein verzweigt. Wenn diese Brunnenreihe fertig ist, werden die verschiedenen Brunnenböden durch einen beinahe horizontalen Galerietunnel miteinander verbunden, in welchem sich ihr Wasser dann von den Seiten her ansammelt, um langsam nach Kerim Chan zu rinnen. Auf dieselbe Weise erhält Hassar-guli sein Wasser durch einen Kanat, der bei Kala=no beginnt. Bevor man mit der sauern Arbeit, einen Kanat zu graben, anfängt, gräbt man erst einige Versuchsbrunnen. Wenn auf dem Grunde des zuerst gegrabenen

Brunnens gutes Wasser in genügender Menge hervorsickert, wird es auf die oben beschriebene Weise in horizontaler Richtung weiter geleitet. Ein solcher Kanat läßt sich auch durch Seitenkanate verstärken, die in ihn einmünden. Die Perser sind in dieser Bewässerungsart Meister und führen sie ohne Nivellierinstrumente aus, obwohl es sich um ganz geringe Höhenunterschiede und verschwindend geringes Gefälle handelt. Die Hauptsache ist, das in einem Kanat gesammelte Wasser gerade an der richtigen Stelle zutage treten zu lassen. Gewöhnlich geht es wohl so zu, daß ein neuangelegter Kanat Veranlassung zur Entstehung eines Dorfes gibt, nicht umgekehrt. Das Bett des Dschadscheh-rud endet bei dem Dorfe Chawä, manchmal aber, nach anhaltendem Regen, kann sein Wasser in einzelnen Armen noch bis Kerim Chan fließen.

Wir lagerten in dem kleinen Dorf, und unsere prächtigen Kamele wurden wieder von ihren schweren Lasten befreit. Es zeigte sich deutlich, daß die Wahl der Kamele sehr zufriedenstellend ausgefallen war. Aber noch waren sie nicht im Feuer gewesen; sie hatten erst vier kurze Tagereisen zurückgelegt, hatten zwei Rasttage gehabt und sich vor dem Aufbruch noch mehrere Tage ausgeruht, während deren sie sich an Heu, Stroh und Gerstenmehlklößen, alles mit Baumwollsaat untermischt, nach Herzenslust hatten sattfressen dürfen. Selbst wenn sie in der letzten Zeit, bevor ich sie übernahm, schwere Arbeit gehabt, so hatten sie nun keine anstrengenden Tage, und von Durstenmüssen war noch gar nicht die Rede gewesen. Mit meinem Reitkamel bin ich schon gut Freund; es ist ein großes, starkes, hellbraunes Tier, langhaarig und zottig wie im Winter (Abb. 52). Es hat einen starken Appetit, und wenn es während des Marsches an einer Steppenpflanze, sei sie auch noch so klein, vorbeikommt, sucht es sie im Gehen schnell noch abzubeißen. Seinem Führer Gulam Hussein folgt es ruhig und geduldig und verlangsamte seine Schritte nie so sehr, daß die an seinem Zügel befestigte Leine sich straff zieht. Sein Gang ist sehr behaglich und weit weniger wiegend als der Gang der andern Kamele, gerade als ob es meinetwegen versuchte, den Schaufeltakt des Paßganges nach Möglichkeit

zu verringern. Mir bereitet das Reiten Genuß, und selbst wenn man in den ersten Tagen auch einige Kreuzschmerzen und einen steifen Nacken hat, so schadet dies weiter nicht und gibt sich bald. Sehr verständig ist es, daß die Perser die Leitleine nicht an einem dem Kamel durch den Nasenknorpel gezogenen Holzstab befestigen, wie es die Türken in Zentralasien tun, sondern sie statt dessen an der elastischen Halfter festbinden. Die Kamele werden daher nicht unnötigerweise gequält, und man bleibt von dem Anblick einer bluttriefenden Nase verschont, die man in Turkestan leider so oft sehen muß.

Der Ketchodah von Kerim Chan empfing mich mit größter Liebenswürdigkeit; ich konnte dies auch erwarten, da ich in Begleitung der Kosaken des Schahs kam und außerdem noch schriftliche Germane an die Einwohner des Landes mitbrachte. Er war schon ein älterer Mann und wußte in der einige Tagereisen weiter nach Osten hin liegenden Gegend gut Bescheid; ich bat ihn daher sofort zu mir, um Auskunft zu erhalten. Vier Wege standen uns offen, doch würden wir auf jedem, für welchen wir uns auch entschieden, nach vier Tagereisen an einen Brunnen gelangen, dessen Wasser salzhaltig sei und der „Tallhä“ heiße. Der erste dieser Wege führe über Baba Hamet, Tscheschme-schah, Kasesch, Summät und Tallhä. Bei Tscheschme-schah gebe es das beste Quellwasser in der ganzen Gegend, aber der Weg sei länger als die übrigen. Einer von diesen führe zum großen Teil durch ein kleines Gebirge über Gine-Neschid, Tscheschme-fur, Ab-gulé, Tscheschme-gur und Tallhä und sei 22 Farsach lang; diese Straße mache alle möglichen Bogen, auf und nieder, nach außen und nach innen, aber sie habe den großen Vorteil, daß man an jedem Lagerplatz Wasser finde, das allerdings salzhaltig, aber doch trinkbar sei. Ein anderer Weg gehe über Baba Hamet, Gudar-taghi, Keilege, Scheffer-ab und Tallhä; in Keilege und Scheffer-ab gebe es Wasser, aber dieser Weg, der teilweise durch die Wüste, teilweise durch bergiges Land führe, sei 27 Farsach lang und nicht gerade zu empfehlen. Der kürzeste Weg nach Tallhä führe mit seinen 18 Farsach ausschließlich

durch wüstes Land und während der zu der Reise nötigen drei bis vier Tagemärsche finde man kein Wasser.

Wir hielten Kriegsrat; alle schlossen sich meiner Ansicht an, daß der Wüstenweg der beste sei, nur Mirza stimmte für den Weg durch das Gebirge, wo es Wasser gab; er mochte sich wohl nicht gern Entbehrungen aussetzen, wenn er es anders haben konnte. Die persischen Karawanenführer scheinen um ihrer Kamele willen die ebenen Wüstenwege vorzuziehen; so lagerte jetzt gerade in Kerim Chan eine zweihundert Kamele starke Karawane aus Isfahan. Gerade, als wir ankamen, standen die zweihundert Kamele in einer langen Reihe aufgestellt, um aus dem kleinen Kanal des Dorfes zu trinken (Abb. 53). Das Kamelgras, Char-i-schutur, ist eine Steppenpflanze, die am Rande der Wüste wachsen soll; trifft man sie in genügender Menge an, so bedürfen die Kamele keiner andern Nahrung. Doch trat das Kamelgras gerade in diesem Jahre spärlicher auf als sonst, und daher waren die Kamele von Kerim Chan mager. Die Mitteilung des Ketchodah, daß in dem vor uns liegenden kleinen Gebirge Antilopen und Wildesel („Ahu“ und „Gur“) vorkommen, schien auch anzudeuten, daß die Gegend dort nicht gänzlich vegetationslos sein könne.

Nachdem der Alte uns erzählt hatte, daß das Dorf sechzig Kamele besitze, kam mir der Gedanke, einige davon zu mieten, damit sie während der ersten Tage Heu und Stroh für unsere eigenen Tiere trügen. Da der Ketchodah erklärte, daß er gern bereit sei, mir für diese Reise nach Talhä fünf Kamele zu überlassen, wenn er für jedes Kamel täglich 15 Kran erhalte, nahm ich ihn mit in mein Zelt und unterhandelte dort im Beisein Abbas Kuli Beks und Mirzas längere Zeit mit ihm. Seine Forderung war recht unverschämt, 300 Kran (30 Toman) ist ja gerade die Hälfte des Preises, den man für ein großes Kamel bezahlt. Um die Sache zu vereinfachen, fragte ich ihn, wieviel er denn alles in allem für fünf Kamele bis Talhä verlange, und er antwortete, ohne sich zu bedenken, 9 Toman. Er muß den Unterschied zwischen Toman und Kran nicht recht gekannt haben, aber jedenfalls wurde das Geschäft zur beiderseitigen Zufriedenheit

abgeschlossen, und er versprach uns außerdem noch 2 Charwar Heu zu liefern, was gerade vier Kamellasten ausmacht und unsern Bedarf auf acht Tage decken würde. Ich hätte den Heuvorrat und die Zahl der gemieteten Kamele gern verdoppelt gesehen, aber wir mußten uns mit dem begnügen, was wir am Orte erhalten konnten.

Von dem Lande hinter Tallhä mußte der Alte nur, daß man dort nach zwei Tagereisen an einen Berg gelange, der Kuh-i-nakšir heiße und auf dem man salzhaltiges Wasser, aber keine Vegetation finde. Von dort sehe man weiter ostwärts einen zweiten Berg, den er nie besucht habe, und noch weiter hinten dehne sich die große Wüste aus.

Vergeblich suchte ich einen Hund zu erhalten, der uns auf der Reise als Wächter dienen sollte, und da es in ganz Kerim Chan nur zwei Hunde gab, mußte ich darauf verzichten.

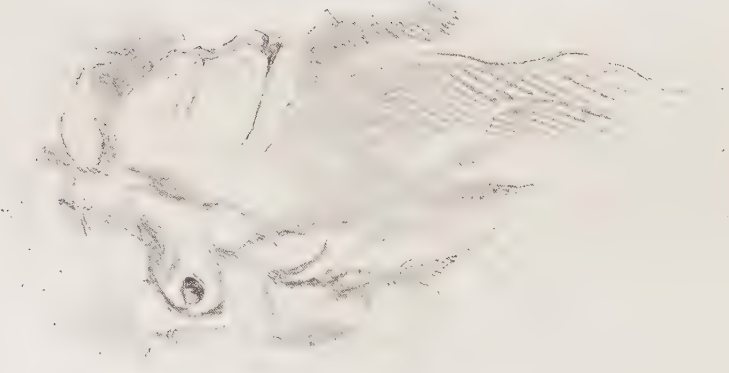
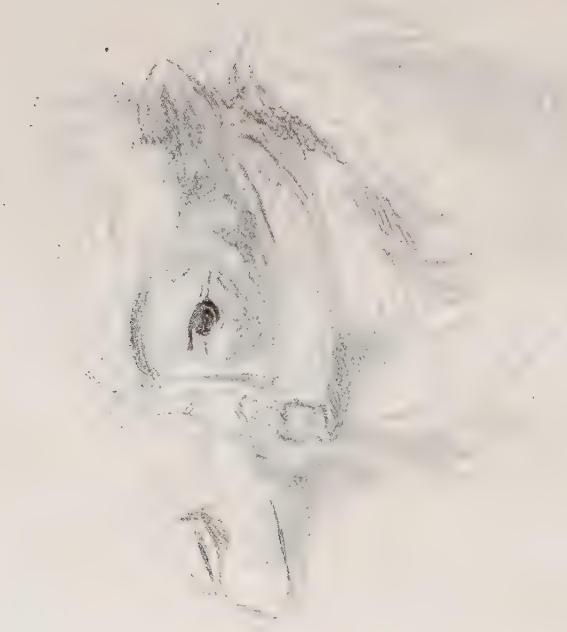
Zufrieden mit dem Tage und dem Überblick, den ich über die ersten Wüstenmärsche erhalten hatte, zog ich mich in mein Zelt zurück, als die Sonne glutrot im Westen unterging. Der Abend war funkelnd klar und still, und der Mond schien herrlich. Schon um 9 Uhr waren es — 7,2 Grad, und wenn dieses Wetter anhielt, würden wir eine glückliche Reise haben. Awul Kasim, der während der Tagesstunden schläfrig ist, lebt abends auf und erzählt Geschichten, die die Lachmuskeln seiner Kameraden nicht zur Ruhe kommen lassen.

Ich argwöhnte bereits, daß es am Sonntag, 7. Januar, mit dem Aufbrechen noch nichts werden würde, und war daher durchaus nicht erstaunt, als Awul Kasim und der Ketchodah mich um $1\frac{1}{2}$ 7 Uhr weckten und mir den Vorschlag machten, den Vorbereitungen zu der viertägigen Wüstenreise noch diesen Tag zu opfern. Müde, wie ich war, erklärte ich mich mit ihrem Vorschlag einverstanden und hatte nichts dagegen, nach der üblichen Ablegung der meteorologischen Instrumente noch zwei Stunden schlafen zu können.

Der Kisttag war sehr nötig, denn ich beschloß, es doch zu versuchen, ob wir nicht einen größern Vorrat an Heu und Stroh erhalten könnten, der aus Kala=no und andern Dörfern der Gegend herbeigeschafft werden mußte und vor Abend nicht eintreffen konnte. Aus



47. Gulam Bussef mit seinem Reitkamel. (S. 174.)



48. 49. Kopf meines Reitkamels. (S. 174.)
Zeichnungen des Verfassers.

einer Quelle, die einen halben Farsach vom Dorfe entfernt lag, wurde gutes süßes Wasser geholt, und zwar zwei große Mäschk und vier Schaflederschläuche voll, die straff wie Trommelfelle waren und zwei gehörige Kamellasten ausmachten.

Ich selbst blieb einen großen Teil des Tages im Hause des Ketchodah, unsers nächsten Nachbarn. Das Haus ist ein niedriger Lehmbau, der einen rechten Winkel bildet; über jedem Zimmer erhebt sich ein kuppelförmiges Dach aus an der Sonne getrockneten Ziegeln, denn hier am Rande der Wüste gibt es kein Bauholz zu flachen Dächern. Diese bienenkorbähnlichen Dächer sind das Kennzeichen aller der kleinen Dörfer, die wir weiter im Osten besuchen sollten; sie sind eine sehr praktische Lösung des Problems, das geeignetste, an Ort und Stelle vorhandene Baumaterial auszunutzen. Daneben haben die gewölbten, dicken Ziegelböden noch den großen Vorteil, daß durch sie das Innere der Hütte während des glühend heißen, trocknen Sommers kühl bleibt.

In der Mitte des Wohnzimmers, wo die Hausfrau gerade reinmachte, als ich eintrat, steht ein fußhoher Tisch, über den eine weit nach allen Seiten reichende Decke ausgebreitet ist. Unter dem Tisch ist der Boden ausgehöhlt, und in der Vertiefung steht ein Mangal mit glühenden Kohlen. Man läßt sich um den Tisch herum nieder, zieht sich die Decke über die Knie, stopft sie sich an den Seiten fest um die Beine und hat so sein ganzes Untergestell schön erwärmt, während man speist, sich mit einer Handarbeit beschäftigt, miteinander plaudert oder so lange müßig darsitz, bis der Bart grau wird.

Unter einer eingestürzten gewölbten Kuppel war eine Küche eingerichtet worden. Hier stand eine ältere Frau beim Brotbacken. Sie knetete aus dem Teig einen Kloß, legte ihn auf einen flachen, runden Stein, bestreute ihn mit Mehl und rollte ihn mit einer zylinderförmigen Walze aus, bis der Teigkloß so dünn wie ein Filz wurde. Durch geschickte, in der Luft vorgenommene Manipulationen, wobei der Teiglappen zwischen der Hand und der Walze hin und her schlug, machte sie ihn schließlich so dünn wie Papier und schlug ihn klatschend auf

einen eisernen Deckel, der über ein Becken mit Dungkohlenlut gelegt war. Die nächste Scheibe wurde auf die erste gelegt, und dann wurden beide zusammen umgekehrt, so daß jedes Brot nur auf einer Seite gebacken wurde. Für meine Rechnung buk die edle Dame, und noch vor Abend hatten wir zwei Säcke voll Brot.

Nachher saß ich noch zwei Stunden auf einem Mehlsack vor der Residenz des Dorfschulzen und zeichnete ihn, ein paar andere Männer und einige Frauen und Mädchen (Abb. 54, 55). Letztere trugen alle rote leichte Gewänder, hatten sich ein Kopftuch über das Haar gebunden und waren barfuß oder trugen schlechte Holzschuhe. Zwei von ihnen fand ich recht hübsch, aber das kam vielleicht nur daher, weil man in diesem Lande der Verschleierung so selten ein weibliches Gesicht erblickt. Ihr Haar ist schwarz, nicht lockig, sondern eher struppig in Zotteln und Flechten; ihre Augen sind dunkelbraun, beinahe schwarz, und die langen Wimpern, die sie beschatten, lassen sie noch schwärzer erscheinen. Weiße, gesunde Zähne glänzen zwischen rothigen Lippen; die Hände hat die viele grobe Arbeit arg mitgenommen, und die Füße sind sehr schmutzig, was man übrigens wohl auch von dem ganzen Geschöpf sagen kann. Die Mädchen waren ein wenig schüchtern, aber ihre Augen glänzten wie Kohlen, und obgleich sie ihre Munterkeit zügelten, guckte doch der Schalk aus ihren Blicken. Nach und nach versammelten sie sich so zahlreich um mein Freilichtatelier, daß ich mit dem Porträtieren erst fertig wurde, als die Dämmerung sich herabsenkte und der Sitzung ein Ende machte. Rund um den Damenkreis hatten sich Greise und Männer aufgestellt, die, nach der Heiterkeit der andern zu urtheilen, recht wichtige Bemerkungen machten. Es war ein Vergnügen, diese frischen, jungen, braunhäutigen Pflanzen der Wildnis zu betrachten, die zwischen Tamarisken und Kamelgras in dem kargen Boden gedeihen. Ihr geistiger Horizont ist nicht so weit wie der irdische, aber sorglos nehmen sie hin, was das Leben ihnen bietet. Mich betrachteten sie mit größter Neugierde und verwandten keinen Blick von meinem Bleistift, solange er in Bewegung war. Wenn ein neues Opfer, das ich mir aus der Schar aussuchte,

sich nicht gleich entschließen konnte, mir Modell zu stehen, wurde es von seinen Stammverwandten nach dem Mehlsack, der dem meinigen gegenüberstand, hingedrängt.

So verging der Tag, und die Sonne ging unter, als ich in das Lager zurückkehrte, wo man gerade dabei war, die Wassersäcke zu verpacken und zusammenzubinden. Herrlicher als sonst ragte der Elburz über die Erde empor; die kalte Nacht hatte die Luft noch reiner gemacht. Ein schwacher Widerschein des Abendrots liebte noch den gewaltigen Kamm, als die ganze Ebene ringsumher schon eine gute Weile im Schatten lag und der kaum fühlbare kalte Lufthauch, der Vorbote der Nacht, über sie hinstrich. Der Gipfel des Demawend ist der letzte Punkt am Horizont, der von der fliehenden Sonne Abschied nimmt.

Der „Berg der zwölf Imane“ im Süden stand wie eine dunkle, kräftig gezeichnete Silhouette da, und der Siah-kuh trat schärfer als gestern hervor. Hinter den äußersten Höhen im Südosten und Ost-südosten lag unendlich und rätselhaft die Wüste, die jetzt auf uns wartete. Als ich unsern Wirt fragte, wie er die große Wüste nenne, antwortete er nur „Biaban“, ein Wort, das eigentlich bi=ab, „ohne Wasser“, bedeutet und daher allgemein für Wüste verwendet wird.

Neunzehntes Kapitel.

Schneetreiben in der Wüste.

Wir hatten schon ein paar Stunden geschlafen, als wir in später Nacht die beiden Dorfhunde wütend bellen hörten; eine Weile später weckte der von seiner Mission zurückkehrende Ketchodah meine Leute auf. Er wollte den Vorrat an „Kah“ (Strohhäcksel), den er glücklich in den Nachbardörfern aufgetrieben und in Netzbeuteln und Säcken mitgebracht hatte, sofort abliefern. Wir besaßen jetzt 4 Charwar Stroh für $3\frac{1}{2}$ Toman, die acht Kamellasten bildeten. Da der Transport des Wasservorrats auch zwei Kamele erforderte, versprach der Alte, uns für 38 Toman zehn seiner besten Kamele zur Verfügung zu stellen. Er erhielt 25 Toman in Silbergeld, denn zu den persischen Banknoten hatte er kein Vertrauen; bei der Ankunft in Tallhä sollte er die übrigen 13 Toman, die ich ihm schuldig war, erhalten. Er hatte auch einen großen, hellgelben Hund besorgt, den ich Newenk nannte und der die ganze Nacht hindurch entsetzlichen Lärm machte, da er sich von den Kisten, an denen er angebunden war, losreißen wollte.

Am Morgen des 8. Januar war der Himmel mit dichten Wolken bedeckt, und nach den 10,1 Grad Kälte in der Nacht war es recht frostig und feuchtkalt. Man blieb möglichst in der Nähe der ersterbenden Glut des Lagerfeuers, als die Karawane beladen wurde. Infolge der Wasserfäcke und des Häckselvorrats erforderte diese Arbeit längere Zeit als gewöhnlich. Die vier kleinen Lederschläuche hatten während der

Nacht nicht einen Tropfen ihres Inhalts verloren — die Erde unter ihnen war ganz trocken; aber in den beiden großen Mäschk war nur noch die Hälfte, und sie lagen wie in einem Wannenbad. Sie wurden von neuem aus dem Kanal gefüllt und mit der zugeschnürten Öffnung nach oben unserm großen, schwarzen Kamelhengst aufgeladen, der außerdem noch zwei kleinere Säcke tragen mußte. Er war heute entsetzlicher Laune und so widerpenstig, daß die Männer kaum mit ihm fertig werden konnten; sobald sich die Gelegenheit dazu bot, spuckte er eine Dusche Speichel und zur Hälfte wiedergekäutes Häcksel über Habibullah aus, der ihn hielt, während die andern ihn beluden. Die beiden andern Wasserfäcke wurden einem zweiten Kamel aufgebürdet; zur größern Sicherheit beschlossen wir, noch sechs schaflederne Schläuche mit Wasser aus dem Kanal von Kerim Chan zu füllen. Es war allerdings salzhaltig und schlecht, und würde sich dadurch, daß es einige Tage in dem Schlauche hin und her geschüttelt wurde, auch nicht verbessern, konnte uns aber eines Tages vielleicht noch nützlich sein. Diese Schläuche, die zwei gemietete Kamele tragen mußten, wurden gerade im Augenblick des Ausbruchs gefüllt.

Nach und nach wurden wir fertig. Die Karawane, die aus 24 großen Kamelen bestand, sah stattlich aus, als sie beim Klange der Glocken die gelbgrauen Häuser und die armen Bewohner von Kerim Chan verließ und die Richtung nach dem scharfgezeichneten Rücken und dem rötlichen Schuttkegel des Doasde=imam einschlug. Trotz der Wolken trat auch der Demawend deutlich hervor.

Mehrere der gemieteten Kamele (Abb. 56) sind Weibchen und machen unsere kräftigen Kamelhengste kollerig; diese gurgeln dumpf und unheimlich, der Schaum steht ihnen vor dem Mund und tropft wie kleine, weiße Wattebausche von ihren Lippen; sie knirschen mit den Zähnen, und ihre Augen funkeln vor Leidenschaft bei dem Gedanken an die weibliche Gesellschaft, in der sie sich befinden.

Der kleine salzhaltige Kanal des Dorfes hört bald auf; sein letztes Wasser verteilt sich über die äußersten Felder und versickert ohne irgendwelchen Nutzen in dem dürrn Erdreich. An einer Stelle hat

der Kanal eine kleine Überschwemmung verursacht, die uns zwingt, einen Bogen zu machen. Dann aber sind wir wieder draußen in der Einöde, die sehr kärglich mit „Äschuan“, einer Steppenpflanze, bewachsen ist.

Nach einer Weile erhob sich ein rauher, durchfältender südöstlicher Wind, und ich zog es vor, streckenweise zu Fuß zu gehen und mich durch Bewegung warm zu halten. Ich blieb neben dem großen, schwarzen Hengst und sah, wie es aus seinen Wasserfäcken tropfte, wie seine Satteldecke bald einen Eispanzer erhielt und wie die bereits fußlangen Eiszapfen an seinen Seiten immer größer wurden. Einige dieser Eiszapfen hingen gerade unter den leckgewordenen Stellen der Säcke und verstopften sie etwas, denn das Herabtropfen wurde nach und nach geringer. Unter andern Verhältnissen als jetzt wäre es mir unheimlich gewesen, das lebenspendende Raß in der Wüste so tropfenweise verrinnen und den trocknen Boden befeuchten zu sehen. Jetzt aber schaute ich es ruhig mit an, denn wir erreichten ja in vier Tagen eine Stelle, von der wir bestimmt wußten, daß es dort Wasser gab.

Wir nähern uns dem Doasde-imam, dem „Berg der zwölf Imame“, in spitzem Winkel und steuern auf seinen äußersten Vorsprung los; der mittellste Gipfel des kleinen Bergrückens heißt „Kuh-lent“, „der hinkende Berg“, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil der Ostabhang viel steiler aussieht als der westliche.

Feierlich und würdevoll schreitet unser schwerbeladener Zug auf seinem Wege nach der Wüste dahin. Der Klang der Glocken, deren Tempo die schweren, taktfesten Schritte der Kamele vorschreiben, vereinigt sich zu einer monotonen Melodie, derselben, die ich vor genau zehn Jahren in den Wäldern des Kerija-darja gehört habe. Jetzt ist es, als läuteten sie zu dem Text: „Päm-bädaneh, Rah, Rah“ (Baumwollsaat, Stroh, Stroh) und als klinge in dem Erz der Glocken ein Sehnen nach dem Ziel — im doppelten Sinne des Wortes. So läuteten sie schon zu einer Zeit, die einst König Rambyzes das graue Altertum nannte, und während Reiche aufblühen und verschwinden, Religionen und Sprachen wie in einem Kaleidoskop wechseln, erklingt das Läuten

der Karawanenglocken wie ein dumpfer, unveränderlicher Unterton zu dem Leben in den Wüsteneien Westasiens.

Ein finsterner Wolfengürtel schwebt vor uns; er sieht drohend aus, er scheint sich uns zu nähern und verdeckt bald den Demawend und den ganzen Elburzkamm, aber unter der schweren Draperie schauen noch die Zipfel der Firnsfelder hervor. Schon am Morgen hatte ich das Gefühl gehabt, daß Schnee in der Luft liege, und nun, gegen 10 Uhr, kam ein erster, vorübergehender Schauer runder, auf der Erde weiterrollender Hagelförner. Nun verschwindet der Elburz gänzlich, das letzte Dorf und die kleinen Berge im Westen sind wie weggewischt, nur gerade im Osten zeigt sich noch außerordentlich schwach eine kleine, isolierte felsige Erhebung, der „Kuh=i=gugird“, der „Schwefelberg“ genannt, einer letzten runden Klippe vergleichbar, die sich am ebenen Horizont des Wüstenmeers erhebt. Ich sah, wie die Schneefransen ein Stück des Gesichtskreises nach dem andern verhüllten, und wartete gespannt darauf, wann die Reihe an unsere Ebene kommen würde.

Jetzt sind die Schneewolken draußen über der Ebene und rollen heran wie ein Nebel vom Meere her. Der Siah-kuh ist verschwunden, von den höhern kleinen Gebirgen aber sieht man noch schwache Umrisse. Nun beginnt es fein und leicht zu schneien, und der Schneefall wird stärker, ohne indessen den Boden weiß zu färben oder gar naß werden zu lassen; noch wirbelt es gelblich hinter den Kamelen auf, denn die dünne Grus-schicht ruht auf lockerem Lehmstaub. Die Büschel stehen jetzt 3—5 Meter voneinander, und bald verschwindet auch der letzte Fußpfad; das Gelände ist jetzt vollkommen eben wie der Meerespiegel, keine Spur irgendwelcher Erhebungen, keine Rinnen, kein Schutthaufen. Es schneit immer heftiger, und der Erdboden wird ein wenig feucht. Die Luft ist völlig windstill; auch die Berge im Süden sind jetzt verschwunden, nur die Karawane allein ist noch sichtbar; die vordersten Kamele der langen Reihe verschwinden wie Gespenster in dem Schneetreiben. An einer Stelle, wo mehr dürre Stauden als gewöhnlich standen, verweilten wir kurze Zeit, um einen großen Vorrat davon zu Brennmaterial zu sammeln; vier

ordentliche Bündel davon wurden mit Stricken umschnürt und zwei Kamelen aufgeladen. Mein Kamel muß sich stets legen, damit ich auf seinen Rücken klettern kann; jetzt aber erhob es sich, ehe ich mich zurechtgesetzt hatte, so schnell und elastisch wie eine Feder. Die Folge war, daß ich rücklings hinuntergeschleudert wurde und mit dem Kopf voran durch die Luft sauste. Ich wurde aber im Fallen noch von Mirza ergriffen, der dabei ins Taumeln kam, hinfiel und nun unter mir lag. Ein wenig plattgedrückt, stand er unverletzt wieder auf und ließ sich dadurch nicht aus seiner Gemütsruhe bringen, obgleich die andern sehr über unsern gemeinsamen Purzelbaum lachten. Als wir eine Strecke weitergeritten waren, glitt sein Kamel auf einer seichten Lehinstelle aus; es fiel mit ordentlichem Dröhnen auf die Erde nieder, und der Reiter rollte ein paarmal um sich selbst seitwärts fort.

An diesem Tag stieg die Temperatur überhaupt nicht über den Gefrierpunkt; noch um 1 Uhr mittags hatten wir — 1,8 Grad, und der Schnee fiel in solchen Massen vom Himmel, daß mitten am Tage Dämmerung herrschte. Zuerst blieb der Schnee nur an den Grasbüscheln liegen, dann aber nahm die weiße Decke immer mehr überhand, und schließlich guckten Steine und Pflanzen nur noch wie schwarze Punkte aus ihr hervor. In dem Maße wie die Stunden dahinschritten, wurde die Schneedecke immer dichter, und schon jetzt hätten wir sehr gut ohne Wasser fertig werden können. Mein Freund Houtum-Schindler, der Niederschläge im Januar prophezeite, hatte also recht gehabt, und dieser Schneefall war ebenso stark, wie nur je einer daheim in Schweden. Ich saß wie eingeschneit auf meinem Kamel, und die unerwartete Decke trägt zum Festhalten der Wärme bei; da ich aber stets die Hände gebrauchen muß, wird das Kartenblatt unsauber und naß, und die Taschen meines Mantels füllen sich mit Schnee.

Immer weißer wird die Karawane; die Kamele sehen wie gepudert aus, und die Lasten bedeckt eine Schneeschicht, die leicht und locker wie Watte ist und von Zeit zu Zeit in Flocken herabfällt. Auf dem trocknen Erdboden bleibt der Schnee nicht lange liegen, er ver-

ounstet von oben und schmilzt von unten, aber als der Schneefall um 2 Uhr noch stärker wurde, wurde der Boden, dank der schon vorhandenen Unterlage, bald wieder zusammenhängend weiß. Jetzt herrscht eine sehr schwache diffuse Beleuchtung. Unsere Umgebung gleicht eher einer nordischen Winterlandschaft als einer der hellen, gelben Wüsten Persiens; es ist, als wecke der Glockenklang in dem dicht fallenden Schnee ein Echo, so gellend läuten sie ihr ewiges „Pämbädaneh, Rah, Rah“.

Es beginnt schwach aus Südosten zu wehen, und der Schnee, der auf meinen Kleidern zur Hälfte aufgetaut ist, gefriert zu einem knisternden Eispanzer. Auf der Windseite sind die Kamele voller Schneezotteln, die an ihrer Wolle festgefroren sind; aber der Neuschnee bleibt leichter haften, und nun sehen die Tiere seltsam aus, wie weiße Ungeheuer in der weißen, vollkommen ebenen Landschaft. An dem schwarzen Hengst hängen zwei Fuß lange Eiszapfen, und da er außerdem noch ganz mit Schnee bedeckt ist, erscheint er wie ein wirkliches Winterkamel, wie ein Monument aus Schnee und Eis.

Wir hatten genau 25 Kilometer zurückgelegt, als der Ketchodah halt machte und uns mittheilte, wir seien in Baba Hamet (833 Meter Seehöhe) angekommen, wo es gute Kamelweide gebe. Durchfroren, wie wir mittlerweile waren, hatten wir nichts dagegen, abzustiegen, uns den Schnee abzuschütteln und ein gewaltiges Feuer von dürrer, knisternden Steppenpflanzen anzuzünden. Mit einem Holzspaten wird der Schnee von der Stelle weggeschaufelt, wo die Kosaken mein Zelt aufschlugen, während Mirza den Schnee von seinen Filzdecken und Rissen schüttelt und das Zelt in gewohnter Weise möbliert; nun bin ich wieder bei mir zu Hause. Auf allen Seiten des Lagers wird unter Geplauder Ordnung geschafft; die Männer beeilen sich, unter Dach zu kommen, nachdem sie die Kamele auf die Weide gebracht haben. Aber schon naht die nächtliche Dämmerung, und nun versammeln sich unsere buckeligen Träger um den ersten Sack Strohhäcksel. Ich höre das Fett zu meinem Mittagessen im Topfe brodeln und den Samowar summen, und auf das Zelt fällt der Schnee herab und drückt durch sein Gewicht die Zeltdecke nieder.

Von Abbas geführt, mache ich am Abend die Runde im Lager Nr. 3 (von Beramin aus gerechnet). Aus dem schwereren Gepäck haben unsere Karawanenleute einen Ringwall errichtet, in dessen Innern sie unter ihren Mänteln am Lagerfeuer schlafen. Außerhalb des Walles bilden die Kamele zwei dicht zusammengedrückte Kreise, um sich gegenseitig warm zu halten, und in ihrer Mitte ist auf ein Stück Sackleinwand Stroh aufgeschüttet worden. Sie sind bereits ganz beschneit, was auch zur Wärme beiträgt. Der Ketchodah und seine Diener haben ihre eigene, aus Häckelsäcken bestehende Ringmauer; sie sitzen mit ihren Mänteln über den Kopf gezogen da und rauchen ihre Abendpfeife. Die übrigen Männer basteln noch in ihrem großen Zelte und kommen dann und wann heraus, um ihre Nachbarn zu besuchen und an deren Lagerfeuer ein Weilchen die Zeit zu verplaudern.

Nach kurzer Unterbrechung begann es um 9 Uhr wieder frisch draußlos zu schneien, der Mond war jedoch scharf und deutlich, wenn auch glanzlos, am Himmel sichtbar und warf leichte Schatten auf die Schneedecke, und Sterne erster Größe funkelten im Zenit. Der Ketchodah sagt, daß der Schnee sich gelegentlich 60—70 Zentimeter hoch anhäufen könne und daß die Schafferden manchmal dadurch dezimiert würden. Unter solchen Umständen höre aller Verkehr auf. Der heutige Schneefall sei der erste in diesem Jahr, und er sei zur festgesetzten Zeit eingetreten; man könne 40 Tage lang Niederschläge erwarten, aber es komme selten vor, daß es mehr als einen oder zwei Tage hintereinander schneie, und es sei außerordentlich selten, daß eine Woche oder zehn Tage lang ununterbrochen Schnee falle. Schneie es nicht stärker als jetzt, so komme es nicht dazu, daß sich auf den leh- migen Wegen Schlamm bilde; doch wenn ein warmer Wind über den frisch gefallenen Schnee hinwehe und dann Frost eintrete, entstehe eine Kruste, die den Karawanen den Marsch erschwere. Nur südöstlicher Wind bringe Schnee; wenn es von der entgegengesetzten Seite wehe, sei der Himmel klar, obgleich man eigentlich das Gegenteil erwarten sollte, da der Südostwind über trockne Wüstengegenden streicht und

der Nordwestwind aus dem feuchtern Armenien und vom Schwarzen Meere herkommt. Unser Gewährsmann glaubte nicht, daß der heutige Schneefall sich noch weiter erstrecke als bis Ardekau (bei Tezd), und sagte, daß die Dase Tebbes zu dem „Germfir“ gerechnet werde, dem warmen Lande, wo es nie schneie. Er riet mir, falls es in der Nacht und am Morgen noch ebenso schneie, lieber hier liegen zu bleiben, und machte mir obendrein meine Leute dadurch ängstlich, daß er ihnen sagte, wir seien verloren, wenn uns in der „Biaban“ Schneetreiben überfalle, denn in tiefem Schnee könnten die Kamele nicht marschieren, ohne bald zu versagen. Nun, wir werden ja sehen! Einen Schneefall wie den heutigen hätte ich in diesem Teile des Landes nie erwartet; er war ein neues, interessantes Moment, welches das Abenteuerliche des bevorstehenden Wüstenzuges nur noch erhöhte. An Wasser würden wir keinen Mangel leiden, wenn dieses Wetter anhielt; doch wenn es in der Salzwüste schneite, würde sich das ganze Land in einen Schlammfuhl verwandeln, worin die Karawane zu ertrinken drohte.

Auf dem heutigen öden Wege gibt es keine benannten Punkte; alle Namen, die dort vorkommen, hängen mit Quellen oder den kleinen Gebirgen auf den Seiten zusammen, wie „Tscheschme-gul“ und „Tschut-ab“, die „Blütenquelle“ und das „Tropfwasser“, letzteres, weil seine Quelle in einem kleinen Tale tropfenweise hervorsickert. Nerecher-kuh und Baba Hamet sind kleine Berge in unserer unmittelbaren Nähe.

Der Schnee, der mein Zelt belastet, erhöht die drinnen herrschende Wärme, und ich sitze bei offener Zelttür und schaue dem Fallen der großen, federleichten Flocken zu. Die Männer, die im Freien liegen, sind schon überschneit, aber sie schlafen gut und schnarchen um die Wette. Im übrigen ist die Nacht still, nur der fallende Schnee verursacht ein leichtes Säusen, die Schneedecke auf meinem Zelte wird immer dicker, taut von unten her durch die Wärme der glühenden Kohlen im Mangel auf und gefriert dann wieder, bis das Zelttuch so hart und spröde wird wie ein schwedischer Knäckebrödsladen. Unser neuer Reisegefährte, Nemenk, der gelbe Hund, ist noch sehr reserviert und schlechter

Laune, scheint aber beschlossen zu haben, das Leben philosophisch aufzufassen.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, war es nach beinahe — 14 Grad grimmig kalt, und ein dichter Nebel breitete sich über der öden Steppe aus. Aber schon um 9 Uhr hatte er sich verzogen, und nur ein Dunstschleier schwebte, schmal wie eine Säbelklinge, im Osten. Nach der kalten Nacht kam ein strahlend klarer Tag, und das Sonnenlicht brach sich in den Facetten der vielen Tausende weißer Schneekristalle. Ohne Schneebille wäre dieses grelle Licht unerträglich gewesen. Man spürt keinen Lusthauch; der Rauch der Lagerfeuer steigt kerzengerade in die Höhe.

Unsere Wassertöcke waren steinhart gefroren, wodurch die schlechten unter ihnen gründlich dicht geworden waren; aber diese unfreiwillige radikale Methode hat ihre Schattenseiten, da leicht Risse entstehen konnten, wenn das Schaufeln auf dem Kamelrücken beginnt. Mein Zelt ist so steifgefroren, daß es sehr gut ohne Stangen hätte stehen können, und die Leinwand knisterte, als die Kosaken sie zum Einpacken zusammenrollten. Die Männer, die im Freien geschlafen, hatten eine kühle Nacht gehabt, aber sie waren trotzdem am frühen Morgen lebhaft und zum Scherzen aufgelegt. Man glaubt, daß ihr Leben unter den Kamelen schwer und anstrengend sein müsse, besonders wenn man den geringen Lohn, den sie verlangen, in Betracht zieht; aber sie sind dennoch stets zufrieden, nehmen jedes Wetter hin, wie es kommt, hüllen sich in ihre dicken, sackähnlichen Mäntel und schlafen, ohne sich um Schnee und Kälte zu kümmern. Sobald sie erwachen, zünden sie, ehe noch der Tag anbricht, schnell ein neues Lagerfeuer an, und bald fließt das Blut wieder warm in ihren Adern.

Im Norden schwebt etwas Dunkles über dem Erdboden, aber ich kann noch nicht feststellen, ob es nur Wolken oder undeutlich sichtbare kleine Gebirge sind, der Kamm des Elburs dagegen erhebt sich scharf und deutlich. Der Regel des Demawend ist infolge der größeren Entfernung etwas schwächer als früher sichtbar; er sieht wie frisch gepudert aus und scheint eine zusammenhängendere Schneedecke als



50. Dem Rande der Wüste entgegen. (S. 182.)



51. Dorf Kerim Chan. (S. 184.)



52. Die Karawane. (S. 185.)
Links mein Reitkamel.



53. Tränken an einem Wasserlauf in Kerim Chan. (S. 187.)

gewöhnlich zu haben. Aber um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr verschwindet der Gipfel, von den Nebeldünsten verhüllt, die sich aufs neue im Norden sammeln.

Schon beim Ausbruch war der Tag brennend heiß, und da wir der Sonne gerade entgegenzogen, hatte man das Gefühl, in einer Art überhitztem Sonnenbad zu sitzen. Man sehnt sich nach dem geringsten Lufthauch, der sich über dem Schnee abgekühlt hat, und man lüftet die Mütze, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Nach einem persischen Sprichwort hat Iran ein siebenfaches Klima; aber man möchte der Wüste diese Eigenschaft ebenso gut zuschreiben, denn während der Tage, die wir bisher an ihrem Rande verlebt, haben wir sowohl Frühlingswärme, Windstille und trocknen Boden, wie Winterkälte, Staubsturm und Schneedecke gehabt, alles nacheinander. Und nun, innerhalb fünf Minuten, ändert sich das Wetter schon wieder; der Nebel zieht sich aufs neue zusammen und kommt über die Wüste hergezogen. Die Luft wird dunstiger, und der Ketchodah, der mit seinen Kamelen den Vortrab bildet, verschwindet mit ihnen im Nebel; es bleibt uns nichts weiter übrig, als ihrer Spur im Schnee zu folgen.

Es ist 11 Uhr; wieder verzicht sich der Nebel, und es wird ebenso glutheiß, wie es auf dem Passe Kotel-i-Duchter in Südpersien an jenem Maitage war, als ich ihn vor vielen Jahren überschritt. Die Männer sind schläfrig und schweigsam, aber von Zeit zu Zeit wird eine Pfeife angezündet, die dann die Reihe herumgeht. Der Schnee liegt kalt und weiß wie ein Leichentuch da, das aber im Laufe des Tages immer dünner wird. Den ganzen Weg entlang wachsen dünne Steppenbüschel, „Bote“ und „Terdh“ genannt; die letztere Pflanze ist steinhart und gibt ein vortreffliches Brennmaterial.

Einförmig und eben wie ein riesiger Fußboden dehnt sich die Steppe nach allen Seiten hin aus, und wenn wir einmal einige unbedeutende Erhebungen passieren, die sich von Nordnordost nach Süd-südwest ziehen, so betrachten wir sie als eine außergewöhnliche Unterbrechung, obwohl sie nicht größer sind als die schwächste Dünung auf dem Meere.

Der Nebel kommt und geht und führt die seltsamsten Manöver über der Erdoberfläche aus. Im Südosten und Süden rollt er sich zu einer förmlichen Walze zusammen, die, wenn möglich, noch weißer ist als der Schnee. Über dem unglaublich scharf ausgeprägten oberen Rande dieser Walze erheben sich die Gipfel des Siah-kuh wie Eisberge in einem gefrorenen Meer. Im Norden scheint sich der Nebel in blauviolette Wolken zu verwandeln, die wie Rissen und Matragen auf der Erde liegen, und über ihnen sieht man einzelne Bruchstücke des schneebedeckten Elburskammes.

Um die Mittagzeit lassen wir Kose-haus rechts hinter uns zurück; im Norden haben wir Kuh-char und im Süden Tälle-bur. Je weiter der Tag voranschreitet und je weiter wir nach Südosten kommen, desto kräftiger hat die Sonne ihre Zehrarbeit ausführen können und desto öfter sind feingrußige Stellen des Erdbodens schneefrei. An ihren Rändern schmilzt der Schnee merkbar und bildet kleine Lachen, aus denen die Männer trinken. Ich selber ziehe einen Schluck eiskalten Wassers aus der Tonkrufe vor, die mit einer durch ihren engen Henkel gezogenen Schnur an der Seite des Kamels angebunden ist. Vor uns äßt eine kleine Gazellenherde; Hussein Ali schleicht sich mit schußbereiter Flinte vorsichtig in ihre Nähe, aber die scheuen Tiere wittern Unheil und eilen windschnell davon.

Jetzt ist der halbe Erdboden schneefrei, nur leichte Rinnen sind noch dicht mit Schnee gefüllt. Um 1 Uhr, als die Temperatur $+2,1$ Grad beträgt, ist nur noch ein Drittel der Schneedecke vorhanden, und dieser Schnee läßt sich ballen und wird durch die Kamele zu Schlamm zertreten. Nachdem es mit dem Auftauen erst so weit ist, dauert es auch nicht mehr lange, bis wir auf gänzlich schneefreiem Boden marschieren. Im Süden zeigt sich jetzt der ganze Siah-kuh mit seinen Gipfeln, Kämmen und Ausläufern. Auf der rechten Seite des Gebirges unterbricht keine Bodenerhebung die gerade Linie des Horizonts; soweit man nach Südwesten sehen kann, erblickt man überall offenes Land.

Wir kreuzen einen Weg, und gerade an dem Kreuzungspunkte ist

ein Steinmal errichtet. Dieser Weg ist kaum deutlicher ausgeprägt als der Pfad, dem wir folgen; er führt von Semnan nach Raschan und berührt auch Baba Hamet und den Siah-kuh. 5 Farsach weit soll er durch einen Streifen der Kewir, der Salzwüste, gehen. Um zu verhindern, daß die Tiere dort in den nach Regengüssen gefährlichen Boden einsinken, wurde zur Zeit des Schah Abbas auf dieser Strecke ein Steinpflaster, Kaserch genannt, gelegt. Von zwei kleinen Dörfern, Rahäk und Sennart, ist es eine Mänsil oder Tagereise weit nach dem isolierten kleinen Gebirge Cine-räschid, das rechts hinter dem Siah-kuh hervortritt. Auf dem Wege dorthin gibt es 8 Farsach lang kein Wasser, und die Karawanen legen diese Strecke gewöhnlich ohne jegliche Unterbrechung während der Nacht zurück. Dieser Wüstenweg soll während bestimmter Zeiten des Jahres recht lebhaften Verkehr haben.

Alles Wasser, das in den Regenzeiten durch die kleinen Rinnen, die wir überschreiten, abläuft, sammelt sich zu einem Bett, das sich jetzt im Norden zeigt und demselben hydrographischen System angehört wie die folgenden drei Wasserläufe: der Rudchaneh-gulabad, der Rudchaneh-i-gollab und ein Bach von Char in der Nähe von Kischlak; sie vereinigen sich zu einem Flusse, der ostwärts strömt, an dem Kuh-i-gugird, den wir in der Ferne sehen, vorüber, und der von dort seinen Weg nach der großen Kewir, der Salzwüste, fortsetzt.

Die Männer sehnen sich schon nach dem Lageraufschlagen und fragen mich, wo ich die Nacht zubringen möchte. Ich lasse noch eine Weile weitermarschieren und kommandiere erst „Halt“, als wir uns in einer Steppengegend namens Tschellgadir in 789 Meter Höhe befinden. Von hier aus beherrscht man folgende Punkte: in Südosten erscheint Talthä. Von S 35° D bis S 63° W erstreckt sich die Umrißlinie des Siah-kuh, dessen östlicher Teil Vekau (eigentlich Vek=ab) heißt, während Tschihil-sängu, Schur=ab=i=madmiju, Ab=gulle und Tscheschme-gur Namen der Quellen seines Gebietes sind. Im N 83° D erhebt sich der Kuh-i-gugird, und im S 82° D gibt es einen Brunnen, Tschamischmäß genannt, an einem kleinen vorspringenden Berge, den

wir während der zweiten Hälfte des Tages vor uns gesehen haben. Im N 49° O liegt auf der Ebene ein kleiner weißer Punkt; man sagt mir, es sei eine Ruine, die *Pole-siah-schikesse* heiße.

In der Nähe des heutigen Lagers Nr. 4 begegnete uns eine Karawane, deren fünfzehn Kamele dürre Steppenbüschel aus der Gegend von Talhä trugen, die als Brennmaterial verwendet werden. Sie hatte gerade ihren Marsch angetreten und wollte die ganze Nacht und den nächsten Morgen ununterbrochen nach Kerim Chan gehen, nachdem sie auch schon die vorige Nacht durchwandert hatte. Wir selbst hatten 25,³ Kilometer zurückgelegt.

Zwanzigstes Kapitel.

Wüstennebel.

Ein dichter Nebel als gewöhnlich lag am Morgen des 10. Januar über der Wüste, und nicht ein einziger Strahl der Sonne vermochte seine dichten Schichten zu durchdringen. Den größern Teil des Tages hindurch herrschte Dämmerung, und in etwa 200 Meter Entfernung verschwanden alle Gegenstände. Von dem Elburs, dem Siah-kuh und den andern kleinen Bergen, zwischen denen wir nach dem ausgedehnten Wüstenmeere hinsteuerten, konnte man gar nichts ahnen, und es war mir leider unmöglich, ihre Gipfel auf der Karte einzupeilen. Zum Marschieren aber war das Wetter angenehm, und einer Schneebrille bedurfte man nicht. Der Weg war wie bisher vortrefflich, nur hier und dort lag noch an geschützten Stellen ein Häufchen Schnee. Erst um 2 Uhr trat im Wetter eine Veränderung ein; der Nebel verzog sich und verschwand um 4 Uhr ganz und gar, und nur am Horizont schwebten noch leichte Wolken, die den Elburs und den Siah-kuh eigensinnig verbargen.

Das Beladen der Kamele ging heute schneller als gewöhnlich, und wir brachen rechtzeitig zu einem 24,3 Kilometer langen Marsche in der Richtung nach S 65° D auf. Die Karawane marschiert in schnellerem Tempo als sonst, das hört man schon an dem lauten, hastigen Läuten der Glocken; der Boden ist vorzüglich, nicht das geringste Hindernis erhebt sich auf unserm Weg, aber es ist, wie wenn man in einen Sack gesteckt worden wäre, denn dieser verdrießliche Nebel

verhüllt jede Aussicht. Wenn wir gelegentlich eine kleine Erosionsfurche kreuzen, ist sie nach Norden gerichtet; nach dieser Seite fällt also das Terrain nach irgendeinem Ausläufer der Kewir hin ab, obgleich der Boden dem Auge völlig eben erscheint.

Während der ersten Stunde des Tagemaršes gehe ich gewöhnlich zu Fuß, um mir Bewegung zu machen. Obgleich die Kamele ruhig und langsam einherzuschreiten scheinen, kann man nicht neben ihnen hereschlendern, sondern muß tüchtig auschreiten, wenn man mit ihnen Schritt halten will. Nach diesem Spaziergang sitze ich dann mit Wohlbehagen droben in meinem weichen Vogelneſt auf dem Rücken meines gewaltigen Trägers. Die ersten Stunden der schaukelnden Bewegung vergehen schnell, dann aber scheinen sie immer länger zu werden, und schließlich sehnt man sich nach dem neuen Lager und hat selten Grund, verdrießlich darüber zu ſein, wenn der Führer ſagt, daß wir dort angelangt ſeien.

Newenf, der Hund, iſt jezt ganz zahm und dank der rüchſichtsvollen, beinahe ſchmeichleriſchen Behandlung, die ihm im Lager von allen Seiten zuteil wird, findet er ſich auch in ſeine neuen Lebensverhältniſſe. Er geht ſchon frei umher, hält ſich meiſtens in der Nähe des erſten Kamels auf und wedelt zutunlich mit dem Schwanz, ſobald ihm jemand die geringſte Aufmerkſamkeit zuwendet. In den Lagern erfüllte er alle Pflichten eines wachſamen Hofhundes untadelhaft und erlangte dadurch in unſerer Wandertruppe eine gewiſſe Popularität. Er hatte einen ziemlich dichten, üppigen Pelz, den er in der Winterkälte gut brauchen konnte; aber die Zeit wird kommen, in der er ſehr unter der Hitze zu leiden haben wird.

Ein alter Kamelhengſt, der mir ſchon in Teheran allerlei Bedenken erregt hatte, zeigt Spuren von Erſchöpfung und kann ein ſchwereres Gewicht als das eines Reiters nicht mehr tragen. Die beiden Roſafen reiten ihn abwechſelnd; aber Huſſein Ali zieht dabei den beſſern Teil, denn Abbas Kuli Bek iſt ſichtlich beſorgt darum, daß ſein jüngerer Kamerad ſich nur nicht in irgendeiner Weiſe überanſtrenge.

Habibullah ist ein ganz besonderer Typus. Er sucht förmlich nach einer Veranlassung, mit den andern zu zanken, und seine durch einen Messerhieb gespaltene Nase verrät, daß er früher manche Schlägerei gehabt haben mag. Nachdem er heute etwa eine Stunde zu Fuß gegangen war, zwang er das Leittamel durch einen festen Ruck am Halfterstrick, sich niederzulegen, und ritt dann, bis wir an den neuen Lagerplatz kamen. Aber auch so machte er seine Sache ausgezeichnet und er ließ die Marschgeschwindigkeit nicht im geringsten geringer werden. Bei den Kamelen ist er in seinem Element; er geht, springt und schlängelt sich wie ein Delfin zwischen ihnen umher und zieht nicht einmal die Stirn kraus, wenn sie ihm gerade ins Gesicht spucken. Sie sind in seinen Händen wie Lämmer und verstehen ihn gleich, wenn er wie eine Schlange zischt, schmalzt, pfeift und gestikuliert. Aber Awul Kasim darf sich nicht unterstehen, Habibullah irgendwelche Vorschriften zu machen, denn dann bekommt er sofort eine scharfe Erwiderung zu hören und wird als Lust betrachtet. Der gute Kasim, der die ganze Ausrüstung besorgt hat, mag wohl im Stillen gehofft haben, die Rolle eines Befehlshabers über die andern spielen zu dürfen, aber damit hat er kein Glück, und ich habe ihm auch keinen Ferman dazu gegeben. Mirza ist mein Sekretär und steht daher, seiner Ansicht nach, nur unter mir; er ist stets zugegen, wenn die geographischen Namen des Tages aufgezeichnet werden oder ich mit dem Ketchodah über den Weg beratschlage. Da überdies auch die Kosaken ihre Befehle direkt von mir erhalten und die Kameltreiber nur mit ihren Schutzbefohlenen zu tun haben, sind Awul Kasims Pläne ganz in Rauch aufgegangen, und er geht deshalb mit der Miene einer unverstandenen Größe unter uns umher. In Zentralasien und in Tibet muß man stets einen Karawanenführer haben, der die andern in Ordnung hält, aber hier in Persien bin ich selbst der Karawan-baschi, und alles geht ohne erwähnenswerte Reibungen seinen glatten Gang.

Jetzt ist es der dritte Tag, daß die Kamele keinen Tropfen Wasser getrunken haben; sie scheinen aber nicht einmal daran zu denken, daß sie mittlerweise durstig sein müßten, und wenn wir an einer größeren

Schmelzwasserlache neben dem Pfade haltmachen, um sie daraus trinken zu lassen, bequemen sie sich kaum dazu, ihr auch nur einen Blick zu schenken. Sie stehen still, atmen ruhig und abgemessen und lassen ihre würdevollen, reservierten Blicke ohne einen Schimmer von Besorgnis über die öde Steppe fliegen, die sich Tag für Tag vor uns ausbreitet. Die langen Märsche, die Kargheit der Steppe und der Durst scheinen ihnen gar nichts anzuhaben, und sie fügen sich mit erhabener Gleichgültigkeit in ihr Schicksal. Sei der Marsch kurz oder lang und die Last schwer oder leicht, die Kamele folgen geduldig und ohne Murren ihrem Führer. Es sind bewunderungswürdige Tiere, und man fühlt sich wohl in ihrer Gesellschaft. Ich werde nie müde, sie zu betrachten und ihre abgemessenen Bewegungen zu beobachten; beständig entdeckt man neue Züge an diesen Tieren und findet sie so außerordentlich malerisch und so gut für dieses öde, einförmige Land geeignet.

Wir befanden uns jetzt in einer Gegend, wo aller Schnee verschwunden war und nur noch Schmelzwasserlachen standen, und hätten wir eine Saugpumpe gehabt, so hätten wir den Inhalt der Lachen sammeln und das erbärmliche Wasser, das wir in den Lederschläuchen mitnahmen, weggießen können. Denn dieses Wasser war in einigen Schläuchen so braun wie Tee, und in andern hatte es eine so verdächtige Farbe, als sei es mit Tinte vermischt worden. Es hat einen unangenehmen Beigeschmack, der an ranziges Öl erinnert, und man trinkt es am liebsten als starken Tee mit sehr viel Zucker und eiskalt; man schüttet die ganze Tasse auf einmal hinunter, atmet mit offenem Mund und zündet sich schnell eine Zigarette an. Aber noch leiden wir nicht darunter, und infolge des starken Feuchtigkeitsgehaltes der Luft spürt man gar kein Verlangen nach Wasser.

Es ist 12 Uhr; der Nebel liegt noch immer schwer über der Erde, beständig sind wir der Mittelpunkt eines nie größer werdenden, kleinen Flecks der Erde, dessen naheliegender Horizont sich im Nebel verliert. Es bietet sich uns gar keine Abwechslung; wir ziehen immerfort über dieselbe dünn mit Grus bedeckte Steppe mit denselben feichten Rinnen,

die immer mehr nach Nordosten zeigen, um wahrscheinlich in ihrem unteren Teil ostwärts nach der Kewir abzuschwenken. Der Weg ist deutlich erkennbar; hier müssen im Laufe der Zeit viele Karawanen gezogen sein, wenn vielleicht auch nur solche, die Brennmaterial nach den Dörfern und nach Teheran schaffen. Auf dem Weg wachsen keine Steppenpflanzen; er erscheint daher wie ein dunkleres braunes Band ohne die weißen Reistüpfelchen, die man sonst überall sieht. Beim Klange der Glocken schreiten wir Stunde auf Stunde nach Südosten hin; beständig umschließt uns diese undurchdringliche Nebelmauer. Ein Kilometer nach dem andern wird zurückgelegt — man kommt sich wie ein Eichhörnchen in seinem Käfig vor. In der Ferne der Karawane verdichtet sich der Reif, und sie sehen schließlich vornehm gepudert aus.

Nach dreistündigem Marsch treten auf unserer rechten Seite außerordentlich niedrige, unbedeutende Hügel in einer fortlaufenden Reihe auf. Zwischen einigen von ihnen, die 3—5 Meter hoch sind, schlängelt sich eine Erosionsrinne von Südwest nach Nordost; diese Stelle heißt Summek oder Sumbek. Auf der Nordseite der Hügel lag noch ein wenig Schnee. Etwa einen Farsach weiter nördlich ist Kule-haus-i-Summek mit einer Straße aus der Zeit des großen Schah Abbas, welche die Lagerplätze Sefid-ab, Germ-ab, Moghar, Schur-gusum, Bagh-rabat und Habibabad berühren soll, bevor sie Schahr-i-Isfahan erreicht, wie man Isfahan, die Hauptstadt des Schah Abbas, hier nennt. Diese Straße soll indessen jetzt nicht mehr benutzt werden.

Der Nebel verzieht sich, und vor dem Panorama, das uns umgibt, geht der Vorhang auf. Nur die hohen Gebirge im Norden sind noch verhüllt, und über uns schweben schwere Wolkenmassen.

In einer breiten, flachen, unmerklich ansteigenden Rinne geht der Weg an einem roten, ungleichmäßigen hügeligen Landrücken namens Takta-arus-paru vorbei. Die Hügel der Gegend bestehen ausschließlich aus Lehm und Sand, also aus weichem Material, und viele dieser Hügel verraten durch ihre Form, daß sie der Wind- und Wassererosion ausgesetzt sind; sie sind demnach zum großen Teil sekundäre

Bildungen. In einer letzten breiten und offenen Rinne wuchsen Büsche von *Sagaul* (*Haloxylon ammodendron*), die bis zu 2 Meter hoch waren. Die Perser nannten sie „Tagh“, und da sie ein vorzügliches Brennmaterial waren, blieben wir zwischen ihnen in einer Gegend, für die unser alter Führer keinen besonderen Namen wußte; er nannte die Stelle ganz einfach „Mian-schur“, was „zwischen Salzwüsten“ bedeutet. Auf der Karte habe ich sie als Lager Nr. 5 bezeichnet. Die Höhe betrug hier nur 755 Meter.

Gerade als wir haltmachten, überflutete die Nachmittagssonne mit ihrem warmen Purpurlicht die öde Steppe, und während die anderen das Lager aufschlugen, mußte der Ketchodah mir alles sagen, was er von der Umgegend wußte. Er zeigte mit dem Finger zuerst nach S 38° O, wo sich die höchste Spitze des Tallhäberges, des Zieles meiner nächsten Tagereise, erhob. Tallchau (oder Taltch-ab) ist ein kleiner Berg im Osten; in S 1° W zeigt sich ein anderer, an dessen Fuß die Quelle Sefid-ab liegt. Im Süden erblickt man den Tschellgodar und an seinem Fuße die Quelle Dschede-i-tschellgodai. Zwischen S 42° W und N 87° W zieht sich deutlich der gezähnte Unriss des Siah-kuh hin; er bildet ein vollkommen freistehendes kleines Massiv, das aber größer ist als die anderen um uns herum. Von der ganzen Elburskette ist die eigentliche Spitze des Demawend das einzig Sichtbare; sie überragt nur eben den dichten Wolkenschleier im N 16½° W.

Das erste, was geschieht, sobald wir an einem Lagerplatze haltgemacht haben, ist, daß die Kosaken und Mirza mein Zelt aufschlagen und es mit den Kisten, dem Bett und dem Teppich möblieren. Dann schlagen sie ihr eigenes Zelt auf; unterdessen zündet Awul Kasim Feuer an, und sobald die ersten glühenden Kohlen da sind, speist er den Samowar damit. Jetzt, da es nicht schneit, begnügen die Kameltreiber sich mit einer halbkreisförmigen Mauer aus Kisten und Proviantfäcken und bauen diesen Schutzwall so auf, daß sein konvexer Teil gegen die Windseite gerichtet ist. Unsere Kamele müssen im Liegen stets zwei Kreise bilden (Abb. 57), so daß je sieben von demselben Häcksel-

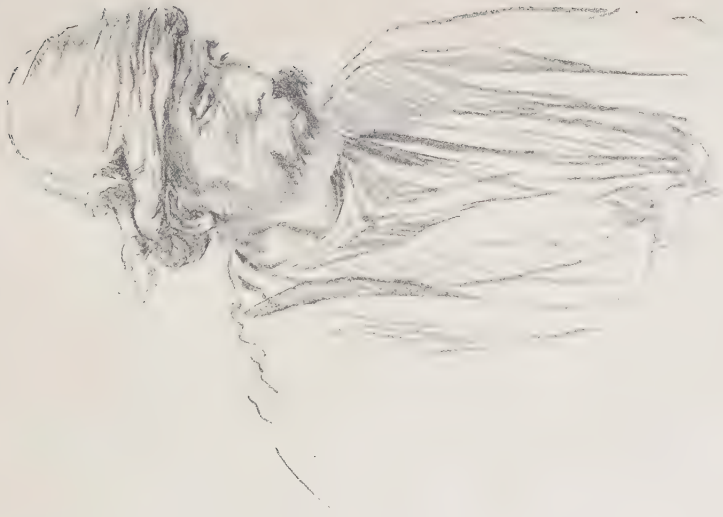
haufen fressen, in den auch Baumwollsaat hineingeschüttet wird (Abb. 58); aber heute abend haben der Ketchodah und seine Diener sich etwas anderes ausgedacht. Die Strohstücke stellten sie im Halbkreise gegen die Windseite; auf der anderen Seite wurde der Kreis durch ihre zehn Kamele geschlossen. Wenn dann die Männer, Tee trinkend, am Abendfeuer sitzen, können sie zugleich ihre Schutzbefohlenen im Auge behalten, und die Kamele tragen ihrerseits nicht wenig zur Erwärmung bei. Heute abend erfreuten wir uns alle großer, prächtiger Feuer, und ganze Arme voll trockner Stämme und Zweige der „Tagh“ wurden zwischen den Zelten gesammelt. Es sprühte und knisterte so gemütlich, und große, helle Flammen warfen ihren Schein über diese schweigende Gegend, in der es außer uns keine lebenden Wesen gab. Gelb wie die Flammen steigt der Vollmond über den dunklen Horizont der Steppe empor und erhöht das Bezaubernde an diesem schönen Bilde eines einsamen Lagers. Es war jetzt so hell, daß wir sehr gut, wie uns der Ketchodah vorzuschlug, bei Nacht hätten weiterziehen können; doch wenn die Nachtmärsche nicht unumgänglich notwendig sind, lasse ich mich nicht gern darauf ein. Die Zeit, da wir während der dunklen Stunden auf dem Marsche sein müssen, wird schon noch kommen.

Die Leute aus Kerim Chan und anderen benachbarten Dörfern begeben sich von Zeit zu Zeit mit ihren Kamelen nach der Gegend um das Lager Nr. 5 herum, dem nächsten Punkte, wo Sagaul in größerer Menge vorkommt (Abb. 59). Sie verschmähen Reisig und abgehauene Zweige und nehmen nur die massiven, als Brennmaterial geeigneten Stämme; sie schnüren sie wie Spargel zu Bündeln zusammen und laden immer zwei und zwei in vertikaler Lage auf je ein Kamel. Die Leute behalten jedoch nur wenig davon für ihren eigenen Gebrauch; das meiste wird nach Teheran gebracht, wo sein gewöhnlicher Preis 5 Toman (etwa 18 Mark) für den Charwar oder $2\frac{1}{2}$ Toman für die Kamellast beträgt. Das Brennholz ist also ziemlich teuer, aber dennoch wird nicht viel daran verdient, denn in der Hauptstadt und ihrer Umgegend, wo man nicht auf Weide rechnen kann, müssen Stroh, Heu und Baumwollsaat für die Kamele gekauft werden, und auf der

Heimreise nach Kerim Chan hat man wenig oder gar keine Gelegenheit, Waren zu befördern.

Gegen Morgen, als sich wieder der Nebel über die Steppe legte, verirrten sich zufällig zwei Wildesel in die Nähe unseres Lagers; aber man sah nachher an der Spur, daß sie, sobald sie uns gewittert hatten, in größter Eile südostwärts fortgaloppiert waren. Die Spur war größer als die eines zahmen Esels. Wie ich mich einst in der Lopwüste danach gesehnt hatte, die wilden Kamele zu sehen, so hoffte ich jetzt auch von Tag zu Tag, einmal auf die Wildesel Persiens zu stoßen und des Skelettes und des Felles wegen ein Exemplar zu erbeuten. Der Ketchodah sagte, daß sie überall in der Wüste vorkämen. Da das ganze östliche Persien eine einzige Wüste ist, die nur hin und wieder ein Streifen Steppe unterbricht, konnten wir es abwarten und wollten fleißig nach diesen seltsamen Tieren ausschauen, die wie Wesen aus der Geisterwelt leicht und elastisch über den kargen Boden hinschweben.

Nun ging es wieder auf einer neuen Tagereise dem Innern der Wüste entgegen. Das Terrain war anfänglich ermüdend und bestand aus einer harten, dünnen Kruste roten TonSchlamm, die auf losem, weichem Material ruhte, in das die Kamele einsanken; nur in Erosionsrinnen, die fließendes Wasser reingespült hatte, war der Boden tragfähig. Wir ziehen nach Südsüdosten und gehen in die Mündung eines deutlich ausgeprägten Tales hinein, das zwischen 10 Meter hohen Terrassen und Hügeln liegt. Man befand sich dort wie in einem Tunnel; unmittelbar neben uns erhoben sich auf beiden Seiten rote, sterile Lehmwände, und über uns lag die schwere, dichte Nebelschicht wie ein Dach. Schon am Eingang des Tales merkte man, daß hier kürzlich ein wasserreicher Bach herabgeströmt war, und es dauerte auch gar nicht lange, so kamen wir an einen Arm beinahe stillstehenden Wassers, das klar wie Kristall und kalt wie Eis, aber so bitter war, daß die Kamele nicht einmal einen kleinen Schluck davon trinken wollten. Auch in der größten Not in der Wüste hätte man nicht damit vorlieb nehmen können, man wäre einfach nicht



54. Der Dorffulze von Kerim Chan. (S. 190.)



55. Frau in Kerim Chan. (S. 190.)

Zeichnungen des Verfassers.



56. Die Strohkamele. (S. 193.)



57. Im Lager. (S. 210.)

instande gewesen, es hinunterzuschlucken. Wir waren in ein türkisches Höllenloch hineingeraten!

Das Bachbett besteht übrigens aus wechselnden Streifen und Gürteln weichen Schlammes und groben Sandes. An den Stellen, wo letzterer feucht ist, gibt er nach und ist sehr türkisch und gefährlich. Die Perser warnten uns davor, und nachdem ein Kamel mit den Hinterbeinen darin eingesunken war, erschien es uns geratener, dieses seltsame Thal zu verlassen und auf den Hügeln der rechten Seite weiterzuziehen. Hier wuchs ein neues Buschholz, „Gitsch“ genannt, mit aufrechtstehenden, grünen Nadeln. Der Sargaul hatte aufgehört, trat aber später noch hin und wieder auf unserem Wege auf. In dem Thale war kein Weg zu sehen, weil die Regensflut im Frühling alle Spuren fortshawemmt. Da uns außerdem noch dieser widerwärtige Nebel umgibt, wird es selbst erprobten Wanderern nicht leicht, sich hier zurechtzufinden, und sogar unser „Bällad“ oder Führer, der Ketchodah, war manchmal unschlüssig, wohin er sich wenden sollte; ich hatte indessen die Lage des Thalhägebirges schon eingepfeilt und konnte ihm daher unsere Hauptrichtung angeben.

Eine aus dreizehn Kamelen und zwei Treibern bestehende Karawane tauchte plötzlich aus dem Nebel auf und zog in einiger Entfernung an uns vorüber. Wir wollten nichts von ihnen, und sie hatten uns auch nichts mitzuteilen. So passierten wir denn einander wie Schiffe auf dem Meere, ohne Signale auszutauschen und verloren einander in dem Nebel bald aus den Augen.

Zwischen den kleinen Hügeln zur Linken zeigen sich mehrere flache Täler. Wir ziehen in eines hinein. Gewöhnlich kann man sie eigentlich kaum Täler nennen; sie sind außerordentlich wenig eingeschnitten und flach und eher als Abflusstrinnen des Regenwassers zu betrachten. Nach dem wenigen, was wir davon sehen, ist das Gelände aber doch kuppirt. Zahlreiche Antilopen Spuren und Fährten von Wildeseln kreuzen hier einander in allen Richtungen. Im Sommer sollen die Wildesel bis in die Gegend des Doasde=imam umherstreifen; sie fressen die Grasbüschel, Tamarisken und Sargaul der Steppe und trinken auch

das salzhaltige Wasser der Quellen, die in dem kleinen Gebirge entspringen.

Nach dem letzten Tälchen gelangen wir wieder auf gleichmäßig ebenen Boden, aber eine Stufe höher als die vorhergehenden Ebenen. Das harte, mit grobem Sand bestreute Erdbreich bietet uns eine bequeme, schöne Marschbahn wie ein wohlgepflegter Parkweg. Die Sonne ließ sich heute überhaupt nicht sehen; man konnte sich nach einem Breitengrad hin versetzt glauben, wo sie sich in dieser Jahreszeit gar nicht über den Horizont erhebt. Hin und wieder ist in einer Furche, wo der Weg alljährlich fortgespült wird, ein kleines Steinmal als Wegweiser errichtet worden.

Wir schreiten wie sonst dahin; die Glocken läuten und die Stunden verrinnen, doch immerwährend dieselbe schweigende, einförmige Gegend, in der der Blick nur durch Kleinigkeiten gefesselt wird, wie durch verkohlte Steppenpflanzen, die auf ein vorübergehendes Lager schließen lassen, oder das Herabfallen des Reifes von den Kräutern, wenn er gar zu schwer und langfaserig geworden ist. An beiden Seiten unseres Weges liegen rotgelbe Lehnhügel; auf sie hat der Nebel sich so schwer herabgesenkt, daß er ihren oberen Teil abschneidet und verhüllt. Das Terrain hebt sich langsam nach Südosten hin, und endlich erblicken wir in der dicken Luft die Umrisse des kleinen Talhägebirges, eines unbedeutenden, begrenzten Kammes, dessen Abhänge weiße Schneestreifen zeigen. Auch draußen auf der Steppe vor ihm lag noch etwas Schnee im Schutze der Büschel, zwischen denen wohl hundert Schafe weidend umherliefen. Habibullah, der vorangeht, wirft die Leitleine dem ersten Kamel über den Nacken, nähert sich dem Schafhirten und redet ihn an; aber das Kamel marschiert ruhig auf dem schmalen Pfade weiter, der unmittelbar unter dem Kamm hinführt.

Als wir nach einem Marsch von 22 Kilometern an den mit Steinen eingefassten Brunnen von Talhä gelangten, fragte es sich, ob wir nicht besser täten, gleich nach Mulkabad, dem nächsten Halteplatz, weiterzuziehen. Aber auf dringendes Bitten des Kethodah und auch deshalb, weil die Kamele vier Tage nichts getrunken hatten, ließ

ich dicht am Brunnen, dessen Spiegel einen Meter tiefer lag als der Erdboden, haltmachen; es war Lager Nr. 6. Unterhalb des Brunnens ist eine Art Trog mit steinernem Rand angebracht worden, der für Kamele bestimmt ist, während einige kleinere Becken Schafherden Gelegenheit bieten, zugleich mit jenen zu trinken. Sie müssen aber aus dem Vorrathe des Brunnens gefüllt werden; das spärliche Wasser, das jetzt noch in ihnen war, hatte eine dünne Eishaut.

Das Wasser war nicht so schlecht, als man es nach der Beschreibung des Ketchodah hätte erwarten können; in einem reinen Gefäß unmittelbar aus dem Brunnen geschöpft und eiskalt getrunken, konnte es als ganz untadelhaft passieren, und man spürte seinen unbedeutenden Salzgehalt kaum. Mit der widerlichen Flüssigkeit verglichen, die unsere Schläuche und Mäschs füllte, war es jedenfalls ein köstliches Getränk. Nachdem wir den Steintrog mit Wasser gefüllt hatten, wurden die Kamele an seinen beiden Seiten der Reihe nach aufgestellt, und dann tranken sie das eiskalte Wasser in langen Zügen und mit sichtlichem Wohlbehagen. In Tallhä befanden wir uns in 1022 Meter Höhe.

Unmittelbar hinter und über dem Brunnen erhebt sich eine Bergwand, die ausoolithischem Kalkstein besteht, der 70 Grad nach N 25° W einfällt. Diese Wand ist hier bloß ein paar Meter breit und steht da wie eine Zaunplanke, die dem losen Material, aus dem der Berg sonst besteht, einen Halt gibt. Man erblickt mehrere derartige, beinahe vertikal stehende Schichten in dem kleinen Massiv, das kleine, auf unsere Ebene ausmündende Täler durchschneiden.

Die unserm Lager am nächsten liegenden Hügel bestehen aus rotem, fein vertheiltem Staub, den eine einige Meter dicke Konglomeratschicht bedeckt, die 7 Grad nach N 50° W einfällt und die den Hügeln als Schutz dient, indem sie ihre gänzliche Vernichtung verlangsamt. An einigen Stellen ist die Zerstörung jedoch schon so weit vorgeschritten, daß die schützende Decke in Blöcke zersprungen ist, die noch auf den Gipfeln der Hügel liegen. Nach Süden hin erblickt man mehrere derartige Hügel, die durch Abflußrinnen geschieden sind. Man sieht,

daß die Schicht einst zusammengehangen haben muß, denn sie deckt alle Hügel und ist nur da unterbrochen, wo Täler ihren Widerstand besiegt haben.

Der geographischen Namen, die mir heute mitgeteilt wurden, waren nur sehr wenige, worüber man sich in einer so öden Gegend nicht wundern kann.

Den einzigen Wert, den das Land hat, repräsentiert das Brennmaterial, das hier gesammelt und nach Teheran verkauft wird, und die Grasbüschel, die Kamelen und Schafen als Nahrung dienen. Seiner Pflicht gemäß begann Newenk am Abend einen entsetzlichen Lärm zu machen, denn ein Mann erschien am Brunnen von Tallhä, um seine Kamele zu tränken. Er wurde sofort zu mir ins Zelt gerufen, und ich hieß ihn freudig willkommen, denn seine Kenntnis des Landes erstreckte sich ein wenig weiter als die des Ketchodah.

Bei Mulkabad, unserm nächsten Lagerplatz, würden wir besseres Wasser als hier finden, und am Kuh-i-nakschir sei es ganz süß. An dem ersteren Orte würden wir keine Menschen antreffen, an dem letzteren aber fünf Hirten mit ungefähr sieben Kamelen, die dem Ali Abdollah, einem „Gelledar“ oder Hirten, gehörten. Einen Farsach jenseits des Kuh-i-nakschir würden wir leidliches Wasser, Weide und Brennmaterial an der Quelle Tscheschme-Kerim finden. Noch 3 Farsach weiter in unserer Richtung gebe es einen „Schat“ oder Fluß, und auf seiner andern Seite sei das Land „Rig-i-dschin“, d. h. von Geistern bewohnt; aber dorthin gehe nie ein Mensch, und zwei, die vor einigen Jahren das Abenteuer hätten bestehen wollen, seien in einem salzhaltigen Morast ertrunken.

Von Tallhä aus kannte unser Mann einen Weg zum Sefid=ab, wohingegen man von Tscheschme-Kerim nicht direkt dorthin ziehen könne, und auf der Ostseite dieser Quelle sei das Land ein einziger, unzugänglicher Salzumpf. Von Tscheschme-Kerim gab es einen Wüstenweg nach Semnan; mein Diener Gulam Hussein hatte einst einen Weg von Demgan über Furat und Raschm und durch die Kewir nach Dschandak erprobt. Zwei Nächte und einen Tag hindurch, eine 30 Farsach lange Strecke,

sei er durch vollständige Wüste gezogen, die so eben wie ein Fußboden gewesen sei und in der er keine Spur irgendwelchen Lebens gesehen hätte.

Der neuangekommene Hirte interessierte sich sehr für die Veranlassung und den Zweck meiner Reise und sagte, daß er nicht begreifen könne, wie Menschen, die noch ihre fünf Sinne hätten, freiwillig ihre Schritte nach der Kewir lenkten, wo sie aller Boraussicht nach umkommen würden und wo überdies böse Geister hausten und ihr Spiel trieben. Doch er wußte nicht, daß es gerade der Zweck dieser Wüstenreise war, die Kewir, die feuchte Salzwüste, in ihrer flachen Depression kennen zu lernen und zu sehen, wie sie an ihren Rändern in trockne Wüste und dürre Steppe übergeht.

Über die Hirten und ihre Lebensverhältnisse erzählte uns unser neuer Freund, daß er mit vier andern Männern im Dienste des Hadjschi Agha stehe, des Sohnes eines Hadjschi Hussein, der einem Nomadenstamm angehöre, aber jetzt in Mähabad bei Isfahan wohne und seine zweihundert Kamele hier in der Gegend und in anderen kleinen Gebirgen am Rande der Wüste weiden lasse. In diesen nördlichen Gegenden hielten er und seine Kameraden sich nur während des Winters auf, im Frühling zögen sie südwestwärts und erreichten ihre Sommerweide in Kurlistan an der Grenze Mesopotamiens nach sechzehn Tagereisen. Die Kamele sind nicht zur Arbeit, sondern nur zur Zucht, zur Veredlung und zum Verkauf im vorgerückten Alter an Karawanenführer bestimmt. Derselbe Hadjschi Agha besitzt außerdem 1200 Schafe, die in drei Herden in der Gegend der Quelle Tscheschme=bolesan gehütet werden. Jeder Hirt im Dienste des Hadjschi Agha erhält 18 Toman Jahreslohn nebst einem Filzmantel und einem Paar Stiefel einfachster Art; auch hat er 12 Batman Mehl, 2 Tscharek Butter und 1 Tscharek Roghan monatlich zu beanspruchen.

Die Hirten haben weder Häuser noch Hütten, sondern leben Winter und Sommer im Freien an ihren Lagerfeuern. Sie sind an die Nachbarschaft der Wildbejät gewöhnt und kümmern sich gar nicht mehr um sie. Die scheuen, schnellfüßigen Tiere sollen in der Umgegend des Kuh-i-

naßschir in großen Mengen vorkommen, aber ihren „Mahdan“, den eigentlichen ständigen Aufenthalt, in der Nähe der Tscheschme-dosun haben, einer Quelle, die im Norden der Tscheschme-Kerim zu liegen scheint.

Was meine Leute anbetrifft, so hatte ich keine Veranlassung, unzufrieden mit ihnen zu sein; sie verrichteten ihre Arbeit tadellos, aber schon jetzt konnte ich beobachten, daß sie zu riskanten Unternehmungen nicht die rechten Leute waren und daß sie sich mit den Türken in Ostturkestan an Tüchtigkeit nicht vergleichen ließen, von den Ladakis und den Tibetern gar nicht zu reden. Die Perser sind gutmütig, gutherzig und verträglich, aber auch unglaublich faul, und die Arbeit, die meine sieben Männer verrichteten, würden zwei burjatische Kosaken spielend ausgeführt haben. Sie essen, trinken und schlafen und haben einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die geringste Strapaze. Abbas Auli Bek, Meschedi Abbas und Gulam Hussein waren die besten, und wir hätten ganz gut ohne die vier anderen fertig werden können.

Mirza hat jetzt meine Aufwartung und meine Beföstigung ganz übernehmen müssen, und Awul Kasim gebietet über die Schlüssel zu den Proviantkisten, teilt das Wasser aus und kocht für die Leute. Mirza geht ebensolange wie ich zu Fuß, sitzt zugleich mit mir auf und folgt mir, wenn ich gehe, wie ein Schatten, aber Awul Kasim steht über jeder Etikette und reitet selbst dann, wenn ich zu Fuß gehe. Sie haben alle sieben einen erfreulichen Appetit, und kaum brodelte es im Samowar, so trinken sie ihren Tee und fallen wie Wölfe über ihr Mittagessen her. Sie verzehren ein tüchtiges Frühstück und ein ebenso gründliches Abendessen, und um 12 Uhr mittags geht mitten im Marsche einer herum, der Brot an die andern verteilt und sie aus einem Krüge Wasser trinken läßt.

Abends liest Mirza den andern aus einem frommen Legendenbuche vor. Seine um das Feuer versammelten Zuhörer sitzen und liegen in bequemen Stellungen, rauchen ihre Pfeifen und lassen die Kadian, die Wasserpfeife, die Runde machen, deren Brodeln man den ganzen Abend hört, sogar wenn alles im Lager sonst ganz still ist.

Sie führen in jeder Weise ein gemüthliches Leben, und es ist stets ein behagliches Gefühl, wenn man weiß, daß sie zufrieden sind.

Das Wetter war noch immer nebelschwer und trübe. Aus dem dichten Nebel fiel ein feiner Sprühregen von Schneekristallen, und der Himmel hatte sich mit so dichten Wolken überzogen, daß an Mondschein gar kein Gedanke war. Das Feuer des Kamelhirten warf seinen Schein über die roten und weißen Hügel hinter dem Lager; nach Osten hin verschwand die Einöde in undurchdringlicher Finsternis, und schweigend und feierlich kehrte die Nacht auf die Erde zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf Irrwegen.

Um 12. Januar erwachten wir wieder bei diesem unangenehmen Nebel, der jetzt noch dichter geworden war, so dicht, daß man das Gelände auf 200 Meter Entfernung nicht erkennen konnte; sogar die kleinen Hügel hinter uns waren spurlos in dem Nebelmeer verschwunden. Ich hatte im Innern Persiens um die Winterzeit klare, kalte Luft erwartet und stets gedacht, daß dieses sterile, wüstenartige Land außerordentlich trocken und allen ozeanischen Winden ganz unerschbar sein müsse. Nun aber zeigte es sich, daß die feuchten Nebel gerade das charakteristische Zeichen dieser Jahreszeit waren.

Es blieb hoffnungslos dunkel und trübe; vergebens sehnte man lauwarne Winde herbei, die den Nebel im Nu verjagen, uns die Sonne wiedersehen und unsere Blicke ungehindert hinschweifen lassen würden über das ebene Land mit seinen sporadisch zerstreuten Inseln kleiner, bruchstückartiger, verwitterter und morscher Gebirge.

Aus dem Nebelgewölbe fiel ein feiner Sprühregen, der alles durchfeuchtete. Alle Gegenstände werden naßkalt und sind unangenehm anzufassen, man hat nasse Kleider und nasse Hände, die Kamele sehen aus, als ob sie im Regenwetter marschierten, der Boden wird feucht, aber nicht so stark, um schlüpfrig zu werden. Das Minimum hatte in der Nacht 2 Grad Kälte betragen, und der Erdboden war infolgedessen noch so abgekühlt, daß sich auf allen dazu geeigneten Gegenständen Eis bildete, z. B. in den Stirnhaaren der Kamele, und wenn

es an der Quelle Pflanzen gegeben hätte, wären auch sie, wie gewöhnlich, ganz weiß gewesen. Auf Metallgegenständen, die im Freien liegen, bilden die Sprühtropfen des Nebels eine dünne Eishaut, die sich wie ein Handschuh oder eine Schlangenhaut abziehen läßt.

Diese reichliche Feuchtigkeit, die sich überall einsaugt, macht auch die Lasten bedeutend schwerer; die Zelte sind durch und durch naß, und wenn sie zum Zusammenrollen an der Erde ausgebreitet werden, bleibt der feine, lose Erdstaub an der Leinwand hängen und wird dem Kamel als Ballast mit aufgeladen. Unser wackerer Führer hätte der Vereinbarung nach hier umkehren sollen, aber wir hatten noch so viel Stroh übrig, daß er sich überreden ließ, mir zwei seiner Kamele eine Tagereise weiter zur Verfügung zu stellen.

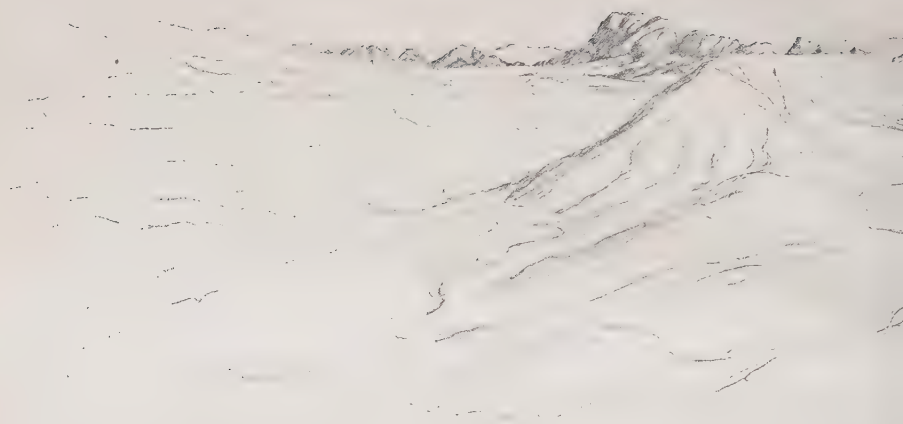
Langsam und schwer beladen brachen wir endlich auf, nachdem wir acht der Hilfskamele zurückgelassen hatten; aber nun waren auch unsere Wasserfäcke leer und der größere Teil des Hacksels verzehrt. Ein Pfad führt uns nach Südsüdwest am Fuße dieser kleinen Berge entlang, die unten von dem fein pulverisierten Sandsteinstaub rot und oben von dem dichten, verwitterten Gestein gelblichweiß sind. Ein wie gewöhnlich recht leichtes, flaches Tal führt uns in südöstlicher Richtung weiter; jedoch hat fließendes Wasser es recht kräftig ausgearbeitet, in seinem Bett liegen in abwechselnden Streifen Sand, Grus und Schlamm. Manchmal erblickt man einen wohl ein paar Kubikfuß mächtigen Quarzitblock; im übrigen besteht der Grus meistens aus kristallinen Gesteinen, Grünstein und Porphyr. Das Tal wird nach oben hin immer enger und gewundener; alles ist in Trümmern, verwittert und weich, der Boden ist feucht und klebrig, und besonders in dem roten Staube bekommt man zolldicke Extrasohlen, die man sich nachher auf den Grusgürteln wieder abtritt.

Auch dieses Tal führt, wie so viele andere vor ihm, auf eine flache, plateauartige Wölbung hinaus, wo die Grasbüschel ein wenig üppiger stehen; auf ihrer andern Seite geht es wieder ebenso flach und langsam abwärts. Sie ist ringsum von Hügeln umgeben, die aus lauter losem Material bestehen. Hier und dort wächst eine

einjame Tamariske, weiter abwärts aber hört jegliche Spur von Vegetation auf. Dort tritt eine kleine Quellader zutage, die in dem Bette Streifen feuchter Salzausblühungen veranlaßt. Hier ging es sich noch mühsamer als bisher; es war, als bekomme man von dieser zähen, feuchten Erde, die an den Schuhen festklebt, Bleisohlen unter die Füße.

Vor uns erscheint auf der rechten Seite ein relativ hoher Berg, der rot und schwarz aussieht und ziemlich steile Abhänge hat. Sein Gipfel kann jedoch das umliegende Land kaum um mehr als 100 Meter überragen. Er zwingt unser Tal zu einem Bogen nach links, wo ein kleinerer ähnlicher Berg steht. Beide haben einst zusammengehört und einen Landrücken gebildet, sind aber von dem Tale durchbrochen worden, dessen Schlund sich gähnend nach einem offenern, zirkusförmigen Sammetal hin öffnet. Nach diesem hin konvergieren mehrere andere ebenso flache Talrinnen, die von allen Seiten her kommen, nur nicht aus S 25° W, wo die vereinigte Talfurche nach noch flacherem, tiefer liegendem Lande Abfluß hat (Panorama I, Abb. 1). Alle Gebirgsbruchstücke der Gegend befinden sich in einem Zustand sehr vorgeschrittenen Zerfalls; sie sind abgerundet, nivelliert und ausgeglichen und bestehen zum allergrößten Teil aus weichem Material, gelegentlich aber auch aus anstehendem Gestein, das sofort ein lebhafteres, ausgeprägteres Relief erzeugt. Sie sind die Ruinen ehemaliger Gebirge, die hier in einer Gegend, wo keine Vegetation sie vor fortgesetztem Zerfall schützt, nackt und bloß daliegen und Wind und Wetter, Frost und Niederschlägen und dem sehr großen Temperaturunterschied zwischen Winter und Sommer preisgegeben sind. Die Denudation verfolgt hier, wie überall auf Erden, den Zweck, diese Höhen auszugleichen und alle Senken auszufüllen. Aber neben diesen Ruinen müssen wir auch die Unebenheiten beachten, die direkt durch Denudation und Erosion entstanden sind und die bestehen bleiben, wenn anderes loseres Material ringsumher durch Wind und Wetter zernagt sein wird.

Am Fuße dieses Gebirges liegt ein offenes Quellbecken, das ein wenig Gras umgibt, eine ebenso ungewöhnliche wie ansprechende Erscheinung, eine Oase im kleinen. Am Eingang einer kleinen, steilen

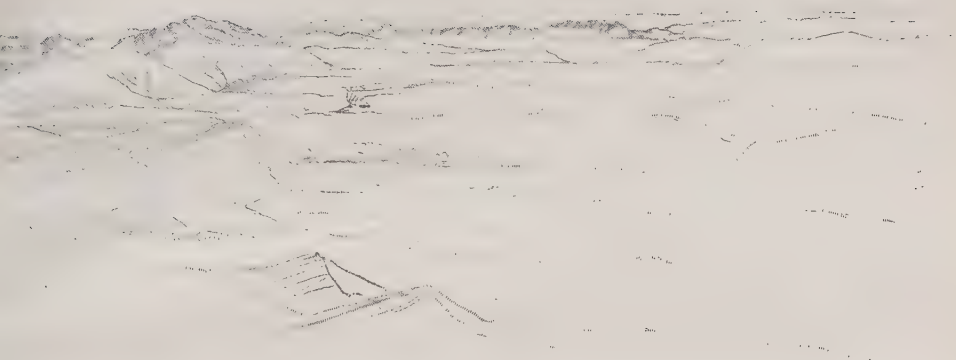


1. Aussicht vom Ruh-i-nach



2. Ruh-i-nakſchir, Blick ge

Zeich



h) Often und Südosten. (S. 222.)



Westen und Norden. (S. 240.)

des Verfassers.

Schlucht, wo die Quelle von Mulkabad entspringt, schlugen wir unsere Zelte auf dem Gipfel eines flachen Sandhügels auf, wo man von dem flebrigen, feuchten Staube verschont blieb (Abb. 60). Hier stand eine kleine, dachlose Steinhütte, die wahrscheinlich Hirten erbaut hatten; sie gewährte nur geringen Schutz vor Sturm und Schneegestöber. Steine, die der Wind abgeschliffen hatte, lagen überall auf dem Hügel verstreut und erzählten uns von den Winden, die im Laufe der Zeiten über die Wüste hingefahren sind. Sie bestanden aus dichtem gelbem Kalkstein mit Foraminiferen.

Bei Mulkabad kommen im übrigen folgende Gesteine vor: Reibungsbreccie, kalkhaltiger Schiefer, rötlichgrauer und rotbrauner Plagioklasporphyr, dunkler sandiger kristallinischer Kalkstein und grauer dichter Kalkstein mit undeutlichen Versteinerungen.

Um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr begann es fein und dicht zu schneien, und der Nebel lag bleischwer über dem Lager Nr. 7. Die Temperatur war ein wenig über dem Gefrierpunkt, und der Schnee schmolz bei der Berührung mit dem Erdboden. Nebel, Schneefall und dichte Wolken machen den Tag ungemütlich und düster, und vergeblich späht man nach der kleinsten hellerwerdenden Stelle am Himmel aus, die ein Durchdringen der Sonne ankündigen könnte — es bedürfte ja nur ein paar Stunden Sonnenschein, damit unsere Zelte und unsere Sachen wieder trocknen könnten. Nichts Lebendes zeigt sich in dieser gottverlassenen Gegend, wo wir jetzt die alleinigen Herren sind.

Der Ketchodah Hassan hatte alle seine Verpflichtungen bis ins kleinste erfüllt und wollte sich jetzt wieder nach Kerim Chan zurückbegeben. Er erhielt seinen Lohn, ein reichlich bemessenes Trinkgeld und ein Zeugnis, daß er mich vorzüglich und gewissenhaft bedient habe. Bevor er abzog, mußte er uns noch sagen, in welcher Richtung wir den nächsten Tag zu marschieren hätten; er zeigte nach Ostnordosten, wo wir den Kuh-i-nakshir finden würden. Weiter nach Osten kannte er das Land nicht; wir waren also auf uns selbst und auf die russischen und englischen Karten angewiesen, die mir meine Freunde in Teheran mitgegeben hatten. Die Hauptsache war, möglichst

viel von der großen Salzwüste, der Kewir, sehen zu können, aber noch war ich mir nicht klar darüber, ob ich auf der Nordseite oder auf der Südseite um ihre westliche Senke herumziehen sollte. Umging ich sie auf der Nordseite, so würde ich, um nach Tebbes zu gelangen, gezwungen sein, sie in einer Linie zu durchziehen; ging ich aber südlich um ihren Gürtel herum, so würde ich freilich eine wertvolle Kartenaufnahme ihrer südlichen Grenze erhalten, dafür aber auch keine Gelegenheit haben, mich in das eigentliche Wüstenmeer hineinzuwagen, wenn ich mich nicht dem Risiko aussetzen wollte, sie auf zwei Linien zu kreuzen.

Der Schneefall verwandelte sich bald in Sprühregen. Erst nachdem auch dieser aufgehört hatte, ging ich nach der Quelle von Mulkabad hinauf. Ein Fußpfad führt nach der kleinen Schlucht, und auf einer Erweiterung hinter einer verdeckenden Bergwand findet man die Kostbarkeit — eine Süßwasserquelle in der Wüste. Das Wasser sickert aus der Erde hervor, und die Hirten haben ihm ein Becken gegraben, dessen Einfassung mit einem aus kleinern Steinblöcken bestehenden Rande verstärkt worden ist. In dem obersten Hauptbecken, das länglich ist und 8 Quadratmeter Flächeninhalt haben dürfte, sprudelt das Wasser hervor und wird noch durch ein kleines Rinnfal aus einem höher oben liegenden Quellaue verstärkt. Das Becken ist ziemlich tief, so daß das Wasser, das sich dort im Stehen klärt, wunderhübsch blaugrün schillert. Unterhalb dieses Beckens liegen zwei andere; von dem untersten führt ein kleines Bächlein nach einer Kluft, die sich nach der großen Talerweiterung hin öffnet. Durch das beständig hervorsickernde Wasser hat sich im anstehenden Gestein eine Schwelle gebildet, über die einige feine Strahlen gemächlich plätschernd herabrinnen. Von dem obern Rande dieses kleinen Wasserfalles hängen jetzt lange Eiszapfen herab. Das in dem Wasser enthaltene Salz setzt sich unten in dünnen weißen Kristallen ab; an den Seiten wächst, wie auch an den Quellen selbst, ein wenig Gras. Neben den Quellen sind zwei niedrige Steinmauern errichtet, hinter denen die Hirten ruhen, wenn sie die Quellen besuchen.

Aber nicht nur Hirten begeben sich nach dieser gesegneten Stelle, wo die kleine Wasserader zutage tritt. Auch die Wildefel kommen hierher; sie sind seit unzähligen Generationen durch erlangte und ererbte Erfahrung mit den Orten vertraut, wo es Wasser gibt — auch wenn diese Stellen noch so tief in den Labyrinth zwischen den wie aufs Geratewohl umhergestreuten Bergen versteckt liegen. Der Ketchodah hatte uns ermahnt, bei eintretendem Wassermangel nur gut auf die Fährten der Wildefel zu achten, denn wenn diese sich zu Bündeln nach einer bestimmten Richtung hin vereinigten, könne man ziemlich sicher sein, daß sie zu irgendeiner Quelle führten. Ich hatte die Methode schon im Jahre 1901 in der Lopwüste angewandt, wo die Spuren der wilden Kamele bei mehreren Gelegenheiten die Lage der Quellen angegeben hatten.

Felsentauben spielten und gurrten in der kahlen Bergwand, unter der ich jetzt saß und, soweit es der noch immer herrschende Nebel erlaubte, über das Wüstenland hinschaute. Durch die beiden Schluchtoöffnungen hat man freien Ausblick auf kleine, ringsumher verstreute Felsenhügel oder, richtiger, Denudationsreste, die an die Holme eines wasser- und waldlosen Archipels erinnern; sie schillern in roten und gelben Farben und sind ebenso tot, nackt und unfruchtbar wie die Oberfläche des Mondes.

Während ich in Gedanken vertieft an der Quellader saß, hörte ich die Kamelglocken schriller als gewöhnlich läuten, weil der Klang zwischen den nackten, feuchten Bergwänden ein helltönendes Echo wachrief. Es war, als ob der ganze Berg zittere und klinge und als ob von allen Seiten unsichtbare Kamelkarawanen herannahen. Doch bald tauchten meine eigenen prächtigen Kamele an einer Biegung des Weges auf. Sie schritten auf ihren weichen Fußschwielen langsam und leise einher und zogen mit gemessenen, königlich vornehmen Schritten nach der Quelle hinauf. Sie stürzten sich nicht gierig und zügellos auf den blauen Spiegel des Wassers, sondern beugten sich mit großer Würde und Selbstbeherrschung langsam zu ihm herab, als ob sie sich zuerst über ihre zottigen Spiegelbilder im Wasser gewundert hätten.

Noch ein Herabbiegen des Kopfes, und ihre Rippen berühren die lebenspendende Flüssigkeit, die sie in langen, langsamen Zügen einschlürfen. Sie heben den Kopf und sehen sich eine Minute um und dann trinken sie wieder; und nachher schreitet die Herde ebenso ruhig und taktfest wieder hinunter nach ihren Ständen unter freiem Himmel zu ihrem auf der Erde ausgebreiteten Stroh.

Das Wasser des großen Quellbeckens war 17,5 Grad warm, während die Temperatur der Luft um den Gefrierpunkt herum geblieben war.

Am 13. Januar, morgens um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, war der Nebel dichter und undurchdringlicher als je. Als Mirza mit dem üblichen Kohlenbecken hereinkam und alles zu meiner Toilette vorbereitete, fragte er, ob es wohl angebracht sei, heute aufzubrechen; man sehe gar nicht, wohin man gehe, und könne leicht in Gegenden geraten, wo es kein Wasser gebe. Doch eine halbe Stunde später war die Szenerie total verändert. Als ich wieder ins Freie trat, um die gewöhnlichen meteorologischen Beobachtungen vorzunehmen, war der Nebel verschwunden und hatte sich zu weißen Wölkchen zusammengeballt, die nur noch die eine Hälfte des Himmels bedeckten, während die andere Hälfte im reinsten Blau erstrahlte. Noch war die Sonne hinter Wolken versteckt, aber man wußte doch wenigstens, wo sie war, und freute sich auf sie. Die Ursache dieser unerwarteten, hochwillkommenen szenischen Veränderung war offenbar der ziemlich frische Nordwestwind, der sich eben erhoben und seiner Gewohnheit entsprechend den Nebel vollständig weggesegt hatte. Nach einer weiteren halben Stunde waren auch die Wolken verschwunden, und die vor kurzem noch so düstere Beleuchtung war sommerlich heiter und freundlich geworden und schien das Herannahen des Frühlings anzukündigen.

Als der Nebel sich verzog, wurden die Kamele nach der Quelle geführt, damit sie sich nach Herzenslust satt tranken, eine Vorsichtsmaßregel, die um so notwendiger war, als wir jetzt unseren zuverlässigen Führer nicht mehr bei uns hatten. Zum Glück war Habibullah einmal am Kuh-i-nakshir gewesen und glaubte, uns sicher

dorthin führen zu können. Während die Männer die Kamele beluden, machte ich mich zu Fuß auf den Weg, nachdem Habibullah mir einen kleinen, schwarzen Felsenhügel gezeigt hatte, den ich auf der linken Seite hinter mir zurücklassen müsse, dann brauchte ich nur dem Fußpfad zu folgen, der hier und dort durch ein „Nischan“, ein kleines Steinmal, bezeichnet sei.

Ich machte große Schritte, entfernte mich schnell von der Quelle und dem Lagerlärm und sah von einem kleinen Pässe aus, daß auch nach Osten hin das Land ebenso hügelig war wie hier. Man wird vom schnellen Gehen in solchem Sommerwetter bald warm, und der nordwestliche Wind, den ich im Rücken hatte, war so angenehm und frisch; das klare, freundliche Wetter wirkte belebend, und es war mir ein wirklicher Genuß, in der großen Einöde, deren Schweigen nur der Widerhall meiner eigenen Schritte unterbrach, ganz allein zu sein.

So gehe ich denn mit dem Kompaß in der Hand in der Einsamkeit weiter und peile die Richtungen des Weges und die auf seinen Seiten sichtbaren Gegenstände. Ich kenne die Länge meiner Schritte und kann nach ihnen die Entfernungen ebenso richtig abschätzen als nach den Schritten des Reitkamels. Zu beiden Seiten des Weges ziehen sich trockne, rötliche Lehmhügel hin, welche Sand und Gipschichten enthalten, die infolge ihrer größeren Widerstandskraft ein wenig hervorstehen. Hin und wieder glitzern und glänzen die Gipskristalle, und wenn sich die Sonne in ihren blanken Seiten spiegelt, funkeln sie mit elektrischem Glanz. Über zwei kleine Wasser-scheiden gehen meine Schritte, die mich jenseits der zweiten nach Osten führen.

Bergweiselt öde und tot dehnt sich dieses kahle, leere Land vor mir aus, wohin ich auch blicke; es ist, als ob ein Fluch auf ihm ruhe, als ob es unter dem Banne stehe, nie von Menschen betreten zu werden und nie wieder reisende Saaten zu tragen. Doch daß es ebenfalls seine Geheimnisse hat, kann man schon in seinem Boden lesen, wo die Fährten der Kinder der Wüste, der Wildesel, einander in allen Richtungen kreuzen und sich oft in unglaublicher Menge zeigen. Nicht

selten passiere ich Stellen, an denen erst kürzlich leichtfüßige, flüchtige Gazellen gewesen sind. Ich sehne mich im Gehen nach einer Gelegenheit, die Tiere selbst zu sehen, und meine, daß ich nun, da ich allein bin und keine Karawanenglocken die scheuen Bewohner der Wüste in die Flucht jagen, größere Aussicht dazu haben müsse. Doch immer bleiben sie mir fern, und nur die in den Boden eingedrückten Fährten erzählen mir von dem Vorhandensein der Tiere.

Die Gegend ist so gut wie vollständig vegetationslos, und auch Grus und lose Steine kommen nur selten vor. Da, wo man sie findet, hat man kleine Steinpyramiden errichtet, die mir hier ganz überflüssig erscheinen, da der Pfad sich größtenteils in einer deutlichen, wenn auch wenig tiefen Talrinne hinzieht. Das einzige Lebenszeichen, das noch den Frieden störte, war die Spur einer Anzahl Kamele. Ihre Fußabdrücke waren außerordentlich deutlich, auch die geringsten Falten und Ungleichmäßigkeiten der Fußschwielen waren in dem weichen Staubboden stehen geblieben. Zwei Hirten und zwei Hunde hatten die Herde begleitet.

Nun habe ich den dunkeln Gipfel hinter mir zurückgelassen. Hinter ihm taucht im Nordosten ein zweiter auf, der höher ist und ein paar Kilometer entfernt liegt. Das Talhägebirge verdeckte mir die Aussicht nach dem Elburz hin, und dadurch war mir leider die Gelegenheit zum Anpeilen des Demawend genommen, was sonst gewiß möglich gewesen wäre, da der Himmel völlig klar war.

Noch immer folge ich einem Pfade, den Steinhaufen bezeichnen und der also entschieden zu einer Quelle führt; noch immer trete ich in die Spur der Wildesel. Bisweilen glaube ich ein fernes, kaum hörbares Summen der Glocken zu vernehmen, und denke dann, es seien die meinen, die meiner Spur folgen; aber sie hatten, als ich fortging, noch nicht die Zelte abgebrochen, ich bin ihnen weit voraus und setze meine einsame Wanderung fort.

Bei dem Gestein herrscht überall dasselbe Einfallen und dasselbe Streichen, das dem Relief sein Gepräge aufdrückt: nach Nordwesten die steilen Kanten der Schichtköpfe, nach Südosten ein schwaches Gefälle.



58. Beim Süttern am Abend. (S. 211.)



59. Zwischen Saxaulstauden. (S. 211.)



60. Lager bei Mulkabad. (S. 223.)

Vor mir im Südosten erhebt sich ein neuer, ziemlich naher Kamm; er ist niedriger, aber mehr abgetragen als die vorhergehenden, und man merkt, daß die Dimensionen der kleinen, isolierten Wüstengruppen nach Südosten und Osten hin allmählich abnehmen. Jenseits dieses letzten Kammes sieht man durch eine Lücke etwas, von dem ein unfundiger Fremdling bestimmt behaupten würde, daß es ein offenes Meer sei, eine verblauende, unendliche Fläche mit einem so gleichmäßigen Horizont, als sei er mit einem Lineal gezogen. Das ist die große Salzwüste Kewir, die gefürchtete und gefährliche, in der Geister hausen, in die sich bis jetzt nur zwei Europäer hineingewagt haben und die ich bald in einer Gegend durchziehen werde, wo noch niemand gewesen ist.

Im Norden und Nordosten treten mehrere neue Verzweigungen des Kuh-i-tallhä hervor; eine davon, die jedoch nicht direkt mit der roten Hauptgruppe zusammenhängt, trug eine tafelförmige Deckschicht, die sich, wie gewöhnlich, ein wenig nach S 30° O abdachet.

Noch immer glaube ich den Klang der Glocken zu hören; aber nicht einmal hier unten in dem offenen Gelände sehe ich einen Schimmer von meiner Karawane. Es muß ein aufgespeichertes Echo sein, das mir noch im Trommelfell sitzt. Es wäre wirklich kein Wunder, da man ja immer dieses Läuten in den Ohren hat. Ich ruhe eine Weile in einer Schlucht bei einem ganz kleinen Schneehaufen aus und freue mich, daß ich mich mit diesem kalten, wassergetränkten Schnee erfrischen kann. Es muß aber doch etwas nicht in Ordnung sein, ich kann so nicht weiterwandern. Die Stunden verrinnen, und die Karawane müßte mich eingeholt haben; in jedem Fall müßte der nordwestliche Wind mir den Klang der Glocken zutragen, und ich müßte wenigstens in der Ferne schwarze Kamelrücken über den Hügeln auftauchen sehen.

Natürlich hätte ich umkehren sollen; aber ich habe nun einmal einen ausgesprochenen Widerwillen dagegen, in meiner eigenen Spur zurückzugehen, und ich folgte wie bisher der Kamelfährte. Manchmal bleibe ich mit einem Ruck stehen und glaube bestimmt, den Ton zu hören, auf den ich schon so lange warte; es ist aber nur das Pfeifen

des Windes in den Ranten der verwitternden Landrücken oder sein Wehen gegen meinen Mützenschirm, und das nächste Mal ist es nur das Klingen einer Steinplatte, auf die mein Fuß getreten war. Wieder höre ich einen summenden Laut wie von einer auf dem Marsche begriffenen Karawane. Ich kann nicht sagen, woher er kommt, aber ich bleibe wieder stehen und lausche. Totenstill liegt die Gegend da, man hört gar nichts, nicht einmal das Summen einer Fliege, und wo die Wildesel der Wüste auch sein mögen, aus der Nähe des Kuh-i-nakšir sind sie heute geflohen.

Auf meinem Wege erhebt sich ein 50 Meter hoher Hügel, eine sterile Kalksteinplatte, die wie gewöhnlich nach Südosten abfällt. Auf seinem Gipfel ist in alten Zeiten aus losen Gesteinscherben und Splintern, die dort oben umherliegen, ein Steinmal errichtet worden.

An seinem Fuße führt also wohl ein Weg entlang; allerdings habe ich seit einer Weile die Kamelspur verloren, aber mein Auge beherrscht noch den Punkt, wo dies geschah, und ich kann die Gegend nach allen Seiten hin frei überblicken. In allen Richtungen tauchen diese roten, violetten, braunen, gelben und grauen Lehm- und Kalksteinhügel auf, die, ohne den geringsten Schutz den unwiderstehlichen Kräften der Denudation preisgegeben, wie sie es hier sind, rettungslos ihrer Vernichtung entgegengehen. Innerhalb meines Gesichtskreises fallen sie alle flach und allmählich nach Südosten ab; nach Nordwesten sind sie steil, ja oft jäh abschüssig und sogar senkrecht, da die Kalksteinschicht an dem Rücken jedes Hügels plötzlich abgebrochen erscheint und mit einem scharfen Winkel in das Gefälle des Schuttkegels nach dem Fuße hin übergeht. Auf dem Hügel, auf dem ich mich jetzt befand, wäre es ganz unmöglich gewesen, die Nordwestseite zu erklimmen.

Es weht bei + 7 Grad sanft und lind; die Sonne steht am Himmel und läßt mich schon spüren, was dieses Land im Sommer sein wird. Im Nordwesten erheben sich die kahlen Rücken des Kuh-i-tallhä. Ich kann mir die Zeit mit nichts anderm vertreiben als damit, daß ich von ihnen ein Panorama zeichne. Von Osten nach Südosten dehnt das unendliche Wüstenmeer seinen geheimnisvollen

Horizont aus; nach seinem Westrand senken sich einige leichte Erosionsrinnen hinab, in denen von Zeit zu Zeit Gewässer dorthin strömen, um im Innern der Kewir zu verdunsten. Ihre Grenze muß sehr scharf gezogen sein; sie muß sich dort hinten auf der andern Seite eines flachen Landrückens im Osten hinziehen.

Die große Wüste zieht mich mit ihrer seltsamen Zauberkraft zu sich hin; ich möchte sofort dort hinunter eilen und dem großen Schweigen lauschen, das wie eine Wolke über ihrer ebenen Fläche schwebt. Doch ich kann nicht ganz allein dorthin gehen, und jetzt habe ich mich entweder verirrt, oder die Karawane ist auf einen falschen Weg geraten! Wir haben einander verloren, das ist klar! Vor vier Stunden habe ich mich auf den Weg gemacht und bin die ganze Zeit über der Kamelspur und den am Wege errichteten Steinmalen gefolgt. Möglicherweise haben sie an einer Stelle, wo ich über ein Geröllbett geschritten bin, meine Spur verloren; sie hätten so lange danach suchen müssen, bis sie wiedergefunden war. Aber die schlaffen, sorglosen Perser sind keine Mongolen, Burjaten oder Tibeter, die wie Spürhunde suchen, bis sie das Gesuchte gefunden haben. Hat Furcht vor der Wüste plötzlich meine Leute ergriffen, und haben sie es nicht gewagt, die kleine Quelle zu verlassen, nachdem ich in meiner ihnen unbegreiflichen Wüstenmission hinter den Hügeln verschwunden war? Oder haben sie ganz einfach unterwegs haltgemacht, um Brennmaterial zum Abendfeuer zu sammeln? Wahrscheinlich ist es aber meine eigene Schuld. Dieser Weg ist nicht der richtige; er führt vermutlich nach irgendeiner Steppenfläche mit Weide, und die Steinmale sind aufgeschichtet, damit die Hirten bei Nebelwetter sich zur Quelle finden. Von der großen Einsamkeit hatte ich jetzt genug. Der Himmel war klar und hell, der Tag aber kurz, und wenn ich mich nicht an einem Kalksteinrücken schlafen legen wollte, wurde es Zeit, daß ich mich nach den Meinen umsah.

Während ich über die Lage nachgrübelte, riß mich ein Flintenschuß aus meinen Gedanken. Er kam von Nordnordwesten aus der Gegend, wo die fahlen, roten Felswände der Tallhäfette seit unzähligen

Tausenden zum Wüstenhimmel aufragen. Das Echo des Schusses verhallte schnell, aber ich hatte mich in der Schallrichtung nicht geirrt. Der Schuß wirkte wie ein elektrischer Schlag und gab mir Antwort auf alle Fragen, die ich mir eben gestellt hatte. Meine Leute hatten augenscheinlich einen andern Weg eingeschlagen, und der Rukschir, von dem soviel die Rede gewesen war, mochte nichts anderes sein als ein Teil der Gruppe der Tallhäberge. Aber das Signal war schwach, und die Entfernung mußte groß sein.

Nun eilte ich in der Richtung des Schusses vorwärts, mußte aber einen langen Bogen nach Südosten machen, um von dem Hügel hinaufzukommen; dann ging ich mit raschen Schritten weiter. Es war jedoch leichter gesagt als getan, auf diesem abscheulichen Gelände schnell vorwärtszukommen. Auf meinem Wege mußte ich über Hunderte tief eingeschnittener, ausgetrockneter Erosionsrinnen; es war ein ewiges Hinauf und Hinunter. Kaum hatte ich eine hinter mir, so gähnte vor mir schon wieder eine andere; sie waren nicht viele Meter tief, hatten aber steile Seiten, die ich in dem lockern, porösen Lehm hinabrutschte, um gegenüber wieder eine kleine, steile Wand hinaufklettern zu müssen. Dabei verrannen die Stunden, und die Sonne sank. Jetzt erhoben sich vor mir auf dem Wege kleinere Vorberge; ich wußte nicht, sollte ich sie rechts oder links liegen lassen, glaubte aber, daß die erstere Richtung, dem Flintenschusse nach zu urteilen, näher sein werde.

Das Gelände wird immer schlechter; es ist ein Labyrinth von Hügeln mit dazwischenliegenden Schluchten und Erosionsrinnen. Manchmal glaube ich, seltsame Töne zu vernehmen, und bleibe stehen; aber alles ist still. Manchmal täuscht mich an einem Abhang ein Schatten, der einem Kamel ähnelt; aber er bewegt sich nicht, er ist ein Trugbild. Es geht aufwärts in die Berge, und je höher ich hinaufgelange, desto zerrissener und zernagter wird die Gegend, und es ist mühsam, bergauf zu gehen. Ich bin an solchen Gilmarsh noch nicht gewöhnt und fühle mich allmählich ermüdet; den ganzen Tag bin ich südostwärts gewandert, jetzt geht es nach Nordnordwesten. Stück für Stück trage ich die Route in die Karte ein, die keine Lücken haben darf.

Ein Tal führt mich nach der verkehrten Seite; ich muß es verlassen, um über holperige Hügel den Weg in ein anderes Tal hinunter zu suchen, das sich im Zickzack nach allen Richtungen hinschlängelt. Wie leicht kann man sich in solchem Gelände verirren! Ein vollständiges Labyrinth tief eingeschnittener Erosionsrinnen, ein Eingang in Täler, die nach allen Richtungen verlaufen; die kleinern vereinigen sich fächerförmig, um größere zu bilden; gewöhnlich liegen diese kleinen Hohlwege nur 10—20 Meter voneinander. Es ist eine sehr gefährliche Gegend, und ich beschleunige meine Schritte noch mehr, wenn ich daran denke, wie leicht man hier ungeesehen aneinander vorbeiziehen kann, wenn man verschiedenen Tälern folgt, und wie aussichtslos es wäre, jemand in diesem türkischen Labyrinth suchen zu wollen.

Vielleicht hatte irgendein Hirt den Schuß abgefeuert; doch nein, diese haben ja keine Waffen; vielleicht war es ein Jäger vom Iliastamm; aber nein, wahrscheinlich ist es doch einer meiner Kosaken gewesen. Je länger es ist seit dem ersterbenden Echo des Schusses, desto mehr verwischt sich der erste belebende Eindruck. Und jetzt liegt wieder das große Schweigen schwer, unheimlich brütend über diesen öden Tälern. Die Sonne berührt den Rand des Horizonts, bald wird die Dämmerung über alles, was eben noch Licht und Schatten war, ihr nivellierendes Grau streichen. Vom Licht ist schon jetzt nicht mehr viel da, und nachher kommt die Dunkelheit und mit ihr die Nacht. Selbst bei Mondschein wäre es unmöglich, sich aus einer solchen Mausefalle hinauszufinden. Hier und dort stehen einige Tamarisken. Bevor es ganz dunkel wird, muß ich mir eine passende Stelle, irgendeine kleine Höhle oder eine Schlucht in der Nähe jener Sträucher suchen, damit ich mir wenigstens ein Feuer anzünden kann, das einige Stunden vorhält. Aber mit dem Abendessen wird es heute wohl nichts werden, und es wird beim Schlafen im Freien recht kühl sein. Ich bin sehr böse auf diese sieben Männer, von denen keiner so viel Verstand gehabt hat, sich nach meiner Spur umzuschauen, die nur an sich selber gedacht haben und an möglichst schnelles Erreichen der nächsten Quelle, wo der Reispudding und der kochende Tee ihre erste Sorge sein würden.

Es wurde immer dunkler, es wurde immer schwieriger, die Entfernungen und die Tiefe der Täler zu beurteilen. Die Müdigkeit machte sich noch mehr geltend, ich arbeitete mich ein Tal nach dem andern, eine Schlucht nach der andern hinauf; immer langsamer näherte ich mich Schritt für Schritt dem zäh vor mir zurückweichenden Berg. Ich beabsichtigte schon, an der nächsten Stelle, wo es Tamarisken gab, zu bleiben, als ich ganz deutlich in der Ferne einen Ruf hörte, der die Stille durchbrach und in der Ferne erstarb. Ich rief, so laut meine Lungenkraft es erlaubte. Es war entschieden einer meiner Leute; aber sie hatten meine Antwort auf ihr Rufen nicht gehört, denn nach einer Weile dröhnte ein neuer Flintenschuß, aber aus größerer Nähe als der erste.

Nun ging es wieder schneller mit dem Gehen, und ich eilte den Hohlweg, in dem ich mich befand, hinauf. Lotrechte, ja manchmal sogar überhängende Tonschieferwände schlossen ihn auf beiden Seiten ein, aber früher oder später würde er mich wohl nach einer kleinen Paßschwelle führen. Ja, fehlgeschossen! Der Weg hörte auf einmal auf und erwies sich als eine Sackgasse, die in einem kleinen, auf allen Seiten von senkrechten Wänden umgebenen Rundteil endete; nicht einmal eine Kaze hätte an diesen steilen Gehängen hinaufklettern können. Mir blieb keine andere Wahl als wieder umzukehren und abwärts zu eilen, um mein Glück in einem andern Tale zu versuchen, das vielleicht ebenso tückisch war wie dieses. Es war wenigstens schön, einmal bergab laufen zu können, wenn ich auch nichts dabei gewann. Als ich aus dem Tale herausgekommen war, ging ich aufs Geratewohl in ein anderes hinein. Keine neuen Rufe, keine neuen Schüsse; vielleicht entfernte ich mich wieder von den Suchenden? Doch diesmal gelang es mir, mich durch vorsichtiges Klettern unter Benutzung steiler Vorsprünge nach dem Gipfel hinaufzuarbeiten, und nun erblickte ich endlich in weiter Ferne zwei Männer, die gerade eine kleine Anhöhe erstiegen, um dort Aussicht zu halten.

Ich rufe ihnen zu; sie antworten und eilen mir entgegen, verschwinden aber bald in einem dieser tiefen Täler. Um dieses ganze

verräterische Bündel greulicher Hohlwege zu umgehen, müssen wir auf beiden Seiten gewaltige Umwege machen. Als wir uns endlich auf einem Ramme trafen, war es schon sehr dämmerig, ja so dunkel, daß wir einander gerade noch im richtigen Augenblick zu Gesicht bekommen hatten.

Die beiden Männer waren Abbas Kuli Bek mit seiner Flinte und der wegfundige Habibullah, die mir jetzt atemlos und erregt erzählten, daß sie in der größten Sorge um mich gewesen seien. Sie waren den einzigen richtigen Weg gegangen, der am Fuße des Gebirges entlang durch ein Tal führt, das von dem Wege, den ich eingeschlagen hatte, nicht zu sehen war. An mich und meine verlorene Spur hatten sie erst gedacht, als sie an der Quelle ankamen und mich dort nicht fanden. Da waren sie ängstlich geworden, hatten sich gesagt, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, und hatten sich nach verschiedenen Seiten hin begeben, um nach mir auszuspähen. Abbas Kuli Bek hatte sich klar gemacht, daß ich irregegangen sei und daß er mich um jeden Preis finden müsse, ehe es dunkel wurde. Er war mit Habibullah unzählige Täler aus und ein, bergauf und bergab gelaufen, ohne jedoch die geringste Spur zu finden. Mein Rufen hatten sie nicht gehört, und als auch auf den Flintenschuß keine Antwort erfolgt war, hatten sie sich noch mehr geängstigt.

Wir hatten noch eine gute Stunde durch ein Gelände zu gehen, das greulicher war, als die tollste Phantasie sich hätte ausdenken können. Unzählige tiefe Rinnen, die sich zu einem größern Tal sammelten, mußten in der Quere überschritten werden. Immer mehr überwältigte mich die Müdigkeit, immer öfter rasteten wir, um ein wenig feuchten Schnee, der hier oben noch in größerer Menge lag, zu essen. In einer kleinen, geschützten Mulde standen einige dichte, vertrocknete Tamariskensträucher. Habibullah war wie wild auf Brennholz und konnte an keinem Span vorbeigehen, ohne ihn mitzunehmen. Jetzt konnte er diesen natürlichen Befen, die sich allerdings vorzüglich zu Brennholz eigneten, ebenfalls nicht widerstehen und fragte, ob er sie nicht abbrechen und mitnehmen dürfe. Ja, herzlich gern! Unter-

dessen streckte ich mich der Länge nach auf dem Rücken aus, zündete mir eine Zigarette an und wartete. Nur zu schnell hatte er eine Holzswelle fertig, und wir setzten uns wieder in Bewegung. Jetzt hatte der Führer wenigstens Ballast und lief nicht mehr so schnell voraus wie vorher.

Auf einer flachen Höhe zeigte sich ein viereckiges Gemäuer aus Steinen, die Ruine einer „Sergär“, einer provisorischen Hütte, die Leute von einem Nomadenstamme bei einem Besuch des Kuh-i-nakschir erbaut hatten.

„Wie weit ist es noch?“

„Oh, nur noch einen halben Farsach; das Lager liegt dort oben am Fuße des Berges.“

Wieder geht es hinauf und hinunter bis ins Unendliche, und auch nicht eine Strecke von 10 Metern ist eben und bringt uns dem Berge näher. Im Halbdunkel zeigen sich in der Ferne zwei Kamelreiter; sowie sie uns sehen, kehren sie wieder um. Es war eine neue Rettungsgesellschaft, die gerade aufgebrochen war, uns zu suchen, und die nun zu ihrer Freude sah, daß sie nicht in den dunkeln Höhlen und Korridoren herumzukriechen brauchte.

„Unter dem Berge dort hinten, hinter dem weißen Hang, liegt die Quelle“, erklärt Habibullah, der unter seiner Reisigswelle ganz gebückt geht. Die Entfernung ist noch groß, aber endlich stehen wir am Rande eines Tales, in dessen oberem Teil etwas Schwarzes schimmert: es sind die Kamele, die im Kreise um ihr Häcksel herumliegen. Nach einer letzten Kraftanstrengung sind wir am Lagerfeuer angelangt.

Sie hätten sich schrecklich geängstigt, versicherte Mirza, und alle Mann seien gerade im Begriff gewesen, nach verschiedenen Seiten hin auszuziehen, um die Gegend nach mir abzusuchen; nur ein einziger wäre bei den Kamelen geblieben. Aber nun seien sie so froh, daß sie mich nicht verloren hätten. Es war der 13. Januar, und ich hatte meine Morgenzigarre am verkehrten Ende angezündet — es war klar, daß mir heute irgendetwas Unangenehmes hatte passieren müssen. Doch, Ende gut, alles gut! Ich hatte einen gehörigen Spaziergang gemacht



61. Auf der schwarzen Schlammkruste. (S. 245.)



62. Wasserbecken in der Rewir. (S. 261.)



63. Regenwasser in der Wüste. (S. 266.)



64. Meşhedî Abbas trinkt die Kamele. (S. 271.)

und sah jetzt ein, daß es in Zukunft besser sein würde, sich nicht von der Karawane zu entfernen, wenn man den Weg nicht genau kannte. Wäre ein Witterungsumschlag eingetreten und hätte sich ein solcher Nebel wie an den vorhergehenden Tagen auf das Land herabgeseigt, so wäre es noch viel schwerer gewesen, sich wieder zurechtzufinden.

Während es Nacht wurde, saß ich noch eine Weile am Kohlenbecken in meinem behaglich erwärmten Zelt und freute mich, daß ich nicht draußen in einer Schlucht zu schlafen brauchte. Als Mittagessen erschien das vorlezte Rükken aus Beramin; mit Bilau und geröstetem Brot schmeckte es mir vortrefflich. Das Lager war das angenehmste, das wir seit lange gehabt hatten. In dem Tale wuchs ein wenig Gras, und die Quelle, die einen kleinen Bach bildete, hatte vollkommen süßes Wasser. Ich beschloß insofgedessen, auch den nächsten Tag hier zu bleiben, was ich um so lieber tat, als ich gründlich erschöpft war und auch die Kamele sich von dem abscheulichen Terrain, wo sie Hügel auf und ab marschiert waren, ein wenig ausruhen mußten. Die Seehöhe des Lagers Nr. 8 betrug 1125 Meter.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von der großen Salzwüste aufgehalten.

Während des Ruhetags blieben die Kamele sich selber überlassen und konnten das spärliche Gras abweiden; aber sie stellten sich aus eigenem Antrieb rechtzeitig wieder im Lager ein, wo es, wie sie wußten, besseres Futter gab. Ich selbst ruhte mich gründlich aus, zeichnete ein Panorama der Gegend und rechnete die zurückgelegten Entfernungen aus; es waren von Beramin nur 140 Kilometer, aber wir hatten keinen Grund zur Eile und waren von den Quellen abhängig.

Nun galt es auch, sich zu entschließen, welchen Weg wir einschlagen wollten. Wir befanden uns am Westrande der großen Kewir; sollten wir die Salzwüste auf der Nordseite oder auf der Südseite durchziehen? Der nördliche Weg würde uns längs eines Teiles ihres westlichen und nördlichen Randes nach Reschm bringen und dann zwei Tagereisen weit durch die Wüste auf der Gulam Hussein bekannten Straße führen. Mir erschien jedoch der südliche Weg verlockender, denn dort konnten wir, dem westlichen und südlichen Rande der Wüste folgend, nach Dschandak ziehen, einem geeigneten Ruhe- und Stützpunkte, von dem aus sich mit wegekundigen Führern und gemieteten Kamelen ein Abstecher nach dem Herzen der Wüste machen ließe. Dschandak ist auf allen Seiten von der Wüste umgeben, und seine Bewohner müssen daher das Land am gründlichsten kennen.

Wir hielten über den Plan Kriegsrat. Awul Kasim erklärte, der Fleischvorrat sei allerdings aufgezehrt, wir besäßen aber noch auf

mehr als zwanzig Tage Reis, Mehl und Roghan und würden vor Ablauf jener Frist sicherlich Gelegenheit finden, neue Vorräte zu kaufen. Die Kamele hätten noch auf zehn Tage Häcksel und Baumwollsaamen. Das Allerwichtigste war indessen das Wasser; wir beschlossen, aus der Quelle unsere Säcke mit einem Wasservorrat zu füllen, der neun Tage ausreichte und drei volle Kamellasten bildete. Nach Dschandak sollten es 30 Farsach oder acht Tagereisen sein; irgendwelche Gefahr konnten die Kamele dabei nicht laufen, da es von diesem Wege nicht weit nach den südlicher liegenden, quellenreichen Gebirgsgegenden war. Wir brauchten also die Quellen Tscheschme-Kerim und Tscheschme-dosun, die uns in nordöstlicher Richtung ziemlich nahe lagen, gar nicht erst aufzusuchen und waren nicht auf Hirten angewiesen, deren Angaben oft unzuverlässig sind. Habibullah mochte recht haben, wenn er sagte, daß die Hirten, die sich an jenen Quellen aufhielten, ihr ganzes Leben hindurch und seit vielen Generationen immer nur in der Nähe der Quellen geblieben seien und daher weiter entfernt liegende Gegenden gar nicht kennen könnten.

Er mußte aber auf alle Fälle nach der Quelle Tscheschme-Kerim gehen, um zu versuchen, ob man ihm nicht zwei Schafe verkaufen wollte. Seine Mission blieb jedoch gänzlich erfolglos. An der Quelle war keine lebende Seele, wenn auch die Hirten, nach gewissen Anzeichen zu urtheilen, nicht fern sein konnten; er glaubte, daß sie ihre Herden auf der Ebene am Fuße des Gebirges weideten. Auf dem Rückweg hatte Habibullah ein unangenehmes kleines Abenteuer gehabt. Beim Betreten eines Tales wäre er beinahe einem Panther in den Rücken gelaufen, hatte das Tier aber zum Glück schon auf dreißig Schritt Entfernung erblickt und war, außer sich vor Schrecken, einen spitzen Hügel hinaufgestürzt. Der Panther hatte ihm eine Weile nachgeschaut und sich dann langsam in eine Schlucht hinaufgeschlichen. Nun war Habibullah auf der anderen Seite des Hügel hinabgelaufen und ununterbrochen weiter gerannt, bis er atemlos und aufgeregte im Lager anlangte. Ich dachte an meine lange Irrfahrt am vorhergehenden Tage und hätte gern gewußt, ob der Panther auch um mich

herumspioniert hatte. Es wäre recht unangenehm gewesen, in einer Gegend, wo man derartige Bestien als nächste Nachbarn hat, im Freien schlafen zu müssen. Der Panther soll hier von Antilopen, Gazellen und anderem Wild leben, hat aber auch nichts dagegen, wenn es ihm einmal gelingt, ein Schaf zu erwischen.

Hussain Ali mußte zum erstenmal eine Probe seiner Kunst als Friseur ablegen; es war dies aber ein Wagestück, auf das ich mich nie hätte einlassen sollen. Er ging mit der Schere zu unbedacht um und schnitt mir den obersten Zipfel meines rechten Ohres beinahe ganz ab, so daß er mit Heftpflaster festgeklebt und das Ohr mit einem Verband umwunden werden mußte.

Drei große Kamele trugen die Wassersäcke, die bis auf einen alle dicht waren; aber aus diesem einen tropfte es auf dem Marsche den ganzen Weg entlang, und als wir im nächsten Lager ankamen, war er schon sehr bedenklich zusammengeschrumpft. Langsam ziehen wir in der Talrinne abwärts, in deren Boden das Quellsbüchlein bald versiegt. Als sie gar zu gewunden und steinig wird, verlassen wir sie und gehen auf ihre rechte Seite hinauf, wo hellgrüne, zerfallende Hügel mit flachen Rinnen abwechseln. An und für sich ist das helle Gestein ziemlich hart, aber in einem solchen Klima wie diesem widersteht kein Material der Denudation. Diese Hügel, die oft an der Basis steil erodiert sind, haben eine frische, grelle Farbe; ihre Lage ist dieselbe wie die der bisher gesehenen Hügel.

Alle Ausläufer und Abzweigungen des Kuh-i-nakshir sind hier mit unserer Route parallel, aber sie bilden keineswegs fortlaufende Rämme, sondern werden oft durch niedrige Schwellen und Durchgänge unterbrochen (Panorama I, Abb. 2, s. S. 222). Die höheren Partien, der Knoten des kleinen Massivs, bestehen aus einem rotbraunen, porphyrartigen Gestein; aber je weiter man sich vom Kuh-i-nakshir entfernt, desto mehr verschwindet das Rotbraun, während das Hellgrün des Kalksteins und Tonschiefers überwiegt. Die Gestaltung des Bodens zwingt uns, nach Südosten zu gehen, obgleich ich lieber ostwärts gegangen wäre, um zu sehen, ob man sich vielleicht von dieser

Seite aus in die Kewir hineinbegeben könnte. Aber wir müssen, soweit es geht, den Rinnen folgen, um nicht wieder in ein solches Labyrinth hineinzugeraten wie dasjenige, dessen genauere Bekanntschaft ich zwei Tage vorher gemacht hatte. Allerdings senkt sich das Terrain nach Ostsüdost, und über einige Täler müssen wir hinüber, aber sie werden immer flacher, je weiter wir vorschreiten. Noch liegen zwischen ihnen kleine Landrücken, die wie Finger nach der Wüste zeigen.

Eine Weile lang ziehen wir in einem Haupttal hin. Hier steht ein Steinmal. Die linke Seitenterrasse ist anderthalb Meter hoch und zeigt deutlich, daß dann und wann kräftige Regensfluten durch diese Abflußrinne strömen können, um in das ebene, beinahe ganz ausgetrocknete Binnenmeer der Salzwüste, der Kewir, zu münden. Dürre Grasbüschel und auch frische Stauden gibt es hier in Menge; manchmal saugen die Wurzeln der Tamarisken noch ein wenig Feuchtigkeit aus dem trocknen Boden, und ihre Stämme sind kräftig und dick.

Unser Tal wird immer flacher und breiter, seine Seitenhügel werden niedriger, seine Schuttfüllung nimmt ab, und der Schutt selber wird feiner. Ein wenig weiter abwärts im Tal sahen wir einen dunkeln Punkt, der sich bewegte, und sprachen darüber, was dies wohl sein könne. Wir hatten auf einen Wildezel gehofft, aber es stellte sich bald heraus, daß es ein alter Perser war, der uns gemächlich entgegenkam. Im Dienste des Ali Abdullah aus Mähabad war er am Fuße des Kuh=i=nafschiir alt geworden und hatte einige dreißig Kamele unter seiner Obhut. Jetzt hatte er seine Schutzbefohlenen in einiger Entfernung zurückgelassen, um Brennmaterial zu sammeln.

Wir machten eine Weile halt, um aus dem Alten alles herauszuquetschen, was er über die Geographie der Gegend wußte. Er zeigte mit dem Finger nach der Gegend hin, wo die Quellen Tscheschme=Kerim und Tscheschme=dosun lagen. Nun bestand nicht der geringste Zweifel mehr, daß sie auf der Ostseite einer kleinen Bergpartie entspringen, die demselben nur in Bruchstücken vertretenen Gebirgssystem angehört wie die Berge von Talhä, Mulkabad und der Kuh=i=nafschiir. Man würde also nicht viel an der Länge des Weges ersparen,

wenn man vorsichtig von Quelle zu Quelle zog. Es war besser, sich von ihnen unabhängig zu machen und in möglichst gerader Richtung schnell vorwärts zu marschieren, um irgendwohin zu gelangen. Am Fuße der südlichen Berge, an denen wir entlangzuziehen beabsichtigten, kannte der Alte drei Quellen, Tscheschme=bolasun, Särđum und Sär=i-busurgi. Er hätte uns gern eine Tagereise weit begleitet, wenn er gestern von unserer Ankunft gewußt hätte, aber nun wagte er es nicht, die Kamele ohne Schutz allein zu lassen.

Der Alte bestätigte, was ich bereits gehört hatte, daß man die Kewir im Norden oder im Süden umgehen kann, aber er hielt es für ganz unmöglich, daß man vom Kuh=i-natschir gerade nach Osten gehen könne, da wir auf diesem Wege schon nach zwei Tagereisen in eine Gegend der Salzwüste gelangen würden, deren Oberfläche dem Aussehen nach tragfähig und eben wie ein Fußboden sei, in Wirklichkeit aber aus weichem, durch und durch nassem Moorboden bestehe, in welchem Tier und Menschen bis an den Hals einsinken und elend umkommen würden. „Wer dorthin geht, der geht in den Tod“, sagte er. Vor fünfzehn Jahren sei auch ein „Sa’ab“, ein Europäer, hier gewesen, der in die Kewir habe ziehen wollen; doch als er gemerkt habe, daß es nicht gehe, sei er wieder umgekehrt. Wir müßten eine südwestliche Richtung einhalten, bis wir in eine Gegend kämen, die Dere=isolamat heiße.

Nachdem der Alte uns eine Strecke weit begleitet hatte, kehrte er wieder zu seinem einsamen Brennholz sammeln zurück. Wie trübseelig muß sein Leben hier draußen sein, jahraus, jahrein unter den Kamelen, ohne den geringsten Anlaß zur Freude und ohne Abwechslung.

Wir verlassen die Talrinne, gehen über einen niedrigen Landrücken und gelangen dann auf eine beinahe ebene Steppe, wo zwei Wildesel in einer wirbelnden Staubwolke westwärts fliehen. Zwar hatte ich das Fernglas zur Hand; aber die Entfernung war zu groß, um mir einen richtigen Begriff von ihnen machen zu können; sie ähnelten den tibetischen Kulanen, schienen aber viel scheuer zu sein als diese. Daß die Salzwüste umgangen werden muß, ist klar. Schon aus der

Ferne kann man erkennen, daß sie unpassierbar ist; sie gleicht einem See, dessen Spiegel nicht trägt und dessen Ufern wir uns jetzt mit großen Schritten nähern.

Der Steppencharakter nimmt zu, das Land wird flacher; nur in einiger Entfernung zeigen sich auf den Seiten schwache Bodenwellen. Noch nach fünfstündigem Marsch sind die Erosionsrinnen deutlich erkennbar, obgleich es ziemlich selten vorkommen mag, daß Wasser in erwähnenswerter Menge bis hierher rinnt. Gründe, Blumensträußen ähnliche Tamarisken sind recht häufig, und an Material zu großen Lagerfeuern ist kein Mangel. Wir ziehen in südöstlicher Richtung gerade nach dem Ufer der Kewir hin. Awul Kasim meint, es werde bis dorthin einen halben Farsach sein; ich taxiere den Abstand auf 2 Farsach, und wir langten denn auch richtig nicht vor Abend dort an. Man täuscht sich über die Entfernungen. Das weiße Feld draußen in der Kewir scheint ganz nahe zu sein, und dennoch haben wir uns ihm in all den Stunden, die wir schon wandern, nicht merklich genähert. In Ostsüdost durchzieht ein nach Norden gekrümmter Streifen von gelber Farbe den schwarzen schwankenden Moorboden der Kewir; wahrscheinlich ist er ein aus trockner, tragfähiger Erde bestehender Damm. Heute haben wir eine bequeme, angenehme Marschbahn; manchmal ist der Boden der flachen Täler, in denen wir ziehen, so eben und hart wie eine Asphaltstraße, und dazu senkt sich das Terrain, wenn auch langsam, in der Richtung unseres Weges. Wir konnten infolgedessen beinahe 29 Kilometer direkt nach Südosten zurücklegen.

Saxaul tritt in hohen Sträuchern auf und steht gleich den Grasbüscheln am dichtesten in der Nähe der Rinnen, wo gelegentlich etwas Wasser zu erreichen ist. Vor uns erscheint das weiße Salzfeld der Kewir noch immer so fern wie vorher, aber das Steppenland wird nun ganz zur Ebene, und man gewahrt auf beiden Seiten auch nicht die geringsten Erhöhungen. Das Auge erkennt das Gefälle nur dann, wenn es die Umrisslinie des flachen Schuttfegels mit dem absolut gleichmäßigen Horizont der Kewir vergleicht, den nur in weiter Ferne ein kleines, geheimnisvolles Gebirge leicht unterbricht, ein Gebirge,

das vielleicht noch nie ein menschlicher Fuß betrat und das dem Schiffe der Wüste wie dem Wanderer unzugänglich sein mag. Seine Berge erheben sich, Inseln vergleichbar, aus diesem großen, salzhaltigen Moorbade.

Vor uns entrollt sich jetzt die Kewir, um mit ihren braunen, schwarzen, gelben und weißen Streifen und Feldern immer mehr die Landschaft zu beherrschen. Wasser sieht man gar nicht; man ahnt nur, daß das Weiße Salz und das Schwarze Moorboden sein muß. Immer feiner wird der Grus, immer spärlicher die Grasbüschel und die Ränder der schwach gezeichneten Rinnen immer abgerundeter und ausgeglichener. Überall erblickt man Fährten von Wildeseln, und bisweilen ziehen wir an Stellen vorüber, wo diese Tiere gelegen und sich ausgeruht haben. Oft bleibt man an einer Stelle stehen, wo ein „Gur“, ein Wildesel, erst kürzlich gewesen ist. Wir ziehen nach dem fernen Vorsprung einer Bergkette im Süden hin, aber von ihr trennt uns noch ein schmaler Ausläufer, den die Kewir nach Westen entsendet. Könnten wir nur diese Richtung beibehalten, so wäre alles gut, aber in diesem Kewirarm trägt uns der Boden nicht. Nicht weit von seinem Rande schlugen wir das Lager Nr. 9 in einer vollständigen Wüstenei auf. Hier betrug die Seehöhe nur 714 Meter; wir waren also im Laufe des Marsches 411 Meter tiefer gestiegen.

Von hier aus haben wir nach Nordwesten einen prachtvollen Überblick über das kleine Gebirge Kuh-i-nakšir; im Norden zeigen sich einige andere, kleinere Höhen, und im Nordnordosten ahnt man die Vorberge des Elburs, ohne sie zu sehen; im Süden zieht sich der kleine Gebirgskamm hin, den wir den ganzen Tag hindurch vor uns gehabt haben. Zwischen allen diesen Erhebungen der Erdrinde breitet sich die Senke aus, die im Laufe der Zeiten durch herabgeschlammtes, festes Material ausgefüllt und nivelliert worden ist und in der alle Wasserläufe der umliegenden Gegenden ihr Salz angehäuft haben, das an dazu geeigneten Stellen eine Kruste oder eine Schicht bildet, deren Dicke wächst. Dieser westliche Teil der Kewir ist also sehr scharf begrenzt, und es handelte sich nun darum, möglichst genau seinem Rande zu folgen und ihn auf der Karte einzutragen.

Am Abend bedeckten dicke Wolken den Himmel, und so lange, bis der Mond aufging, herrschte rabenschwarze Nacht. Windig war es nicht; der Rauch der Lagerfeuer stieg lotrecht in die Luft, aber es wurde früher als gewöhnlich still und ruhig im Lager, weil der heutige Marsch, der den ganzen Weg zu Fuß gemacht worden war, alle Männer ermüdet hatte.

In der Nacht auf den 16. Januar betrug das Minimum $+ 3,8$ Grad, und am Morgen war der ganze Himmel durch tiefherabhängende Wolken verhüllt. So niedrig die uns umgebenden Gebirge auch sind, ihre Kämme werden doch durch diesen Wolkenschleier verdeckt. Im übrigen jedoch war das Wetter herrlich, als wir in der Frühe zu den Erfahrungen eines neuen Tages aufbrachen; es regnete nicht und ging auch kein Wind.

Vom Lager aus hatten wir nicht weit nach dem Rande der Kewir, deren erster Gürtel hier eine trockne, graue Kruste bildet, die auf einer weichen Unterlage ruht. Da auch hier die Fährten der Wildesel aufhörten, was ein deutliches Zeichen war, daß der Boden weiter draußen nicht trug, erschien es mir als das Klügste, ruhig auf dem „*Leb-i-kewir*“ zu bleiben, dem „Saume der Salzwüste“, wie die Perser das Randgebiet oder den Übergangsgürtel zwischen hartem, festem Kiesboden und mooriger Salzwüste nennen. Auf diesem ersten Kewirgürtel wuchsen noch einige verkümmerte Pflanzen, aber der nächste dahinterliegende, etwa 200 Meter von jenem entfernte, ist ganz vegetationslos. Wir mußten getreulich dem Wüstenraum folgen, um nicht den festen Boden unter unsern Füßen zu verlieren, aber wir wollten auch so bald wie möglich den Versuch machen, über diesen westlichen Ausläufer der Kewir hinüberzugelangen, der mich jetzt zum gänzlichen Aufgeben der Marschrichtung zwang. Schon hier versuchten wir, eine kleine Bucht der Kewir zu überschreiten. Aber als wir uns eben auf die schwarze Kruste hinausbegeben hatten, sank das erste Kamel schon bis an die Knie ein und wollte nicht von der Stelle (Abb. 61). Die Gefahr erkennend, kehrten wir sofort auf demselben Weg wieder zurück, von welchem wir wenigstens wußten, daß sein Boden trug;

und in den die Spuren nur einen Dezimeter tief eingedrückt waren. Wäre das erste Kamel noch ein paar Schritt weitergegangen, so wäre es wahrscheinlich immer tiefer eingesunken, und hätte es trotzdem versucht, sich vorwärtszuarbeiten, so wäre es vielleicht verloren gewesen. Seine Spur bestand aus gähnenden schwarzen Löchern, in denen sich sofort bitteres, salziges Wasser ansammelte, das an einen Brei oder ein Schlammbad erinnerte.

Dort, wo die Oberfläche der Kewir schwarz ist, steht das Grundwasser augenscheinlich unmittelbar unter ihr. Die gelben Flecke und Streifen sind kleine Erhebungen, die dem Auge nur durch ihre Farbe erkennbar sind und die sich vielleicht bloß einen Dezimeter über das Schwarze erheben; aber dieser unbedeutende Höhenunterschied genügt, um ihre Oberfläche schneller trocknen zu lassen. Die schwarzen Gürtel bezeichnen also Senken, eine Annahme, die auch mit der Tatsache übereinstimmt, daß sie am weitesten vom „Strande“ der Wüste entfernt liegen, wenn auch Ausläufer und Buchten dieser schwarzen Flecke sich manchmal bis dicht an den Rand der Kewir erstrecken.

Anstatt weiterer Versuche hielten wir uns auf den kaum 10 Meter hohen, flachen Hügeln, welche die Kewirdepression terrassenförmig begrenzten und auf denen wir das Marschieren infolge der zahllosen kleinen Rinnen, die wir überschreiten mußten, beinahe ebenso anstrengend fanden. Wir gingen daher bald wieder hinunter, um getreulich der eigentlichen Uferlinie zu folgen. Es ist dies ebenso zeitraubend wie Geduld erfordernd; denn kleine Ausläufer, Raps und Vorsprünge zeigen wie Finger von den Hügeln aus in die ebene Fläche der Kewir hinein, und wir mußten bei allen diesen Vorgebirgen und Buchten mit in die Wüste hinaus und wieder in das Land hineingehen.

Ich ging ein paar Stunden zu Fuß und fand es sehr ermüdend; denn auch da, wo der Strand ganz trocken ist, marschiert man auf so weichem Boden, daß man bei jedem Schritt ein wenig einsinkt. Es war mir daher ein Genuß, mein prächtiges Kamel zu besteigen und mich durch dieses außerordentlich seltsame Land eines Wüstentypus, wie ich bisher noch nicht gesehen hatte, hinschaukeln zu lassen. Anfänglich

bewegten wir uns nach allen Himmelsrichtungen, aber allmählich wurde es besser, da die Uferlinie jetzt weniger ausgezackt war. Hier und dort bedeckt ein dünner, weißer Salzüberzug die gelbe Unterlage. Die Schluchten und die kleinen Täler, die mit ihren Rinnen die Hügel durchschnitten haben, reichen bis an den Wüstenstrand, wo sie jäh enden, genau wie Bachläufe, die in einen See münden. Vor den größeren dieser Rinnen bildet das Ufer eine kleine Ausbuchtung festen Bodens, der eine dünne Kiesdecke trägt, mit Grasbüscheln bewachsen ist und von einem fächerförmigen Systeme ganz kleiner Deltasfurchen durchzogen wird. Das Ganze ist nur der Schatten eines hydrographischen Systems, eine Landschaft, die allerdings ihre Form durch Wasser erhalten hat, in der man aber jetzt keinen Tropfen sieht, ausgenommen in der Fußspur der Kamele, obwohl sie eine Strecke vom Strande entfernt marschieren. Dort braucht man nur den Stiefelabsatz fest in den türkischen Boden zu drücken, um zu sehen, wie das Wasser von allen Seiten in die eingedrückte Stelle hineinsickert; im übrigen ist der schwarze Wüstengürtel mit einer sehr dünnen Rinde überzogen, die so schwach und spröde ist, daß sie sogar unter den Pfoten des Hundes bricht.

Die Kewir ist also gewissermaßen ein maskierter, unterirdischer See, versteckt und ausgefüllt durch das lose Material, das die Bachläufe dorthin getragen haben. Sie ist ein See, der mehr Schlamm als Wasser enthält, ein See, dessen Grund — so paradox es klingen mag — höher liegt als sein Wasserspiegel, denn wir müssen 2 Dezimeter tief in das feste Material graben, damit der Wasserspiegel sichtbar werde. Dem Blicke, der über sie hinschwebt, erscheint die Kewir als ein ausgetrockneter See, und alle Rinnen, die in sie münden, sind ohne Ausnahme völlig trocken; es ist ein hydrographisches System von Bachbetten ohne Wasser. Doch selbst wenn das Land jetzt auch trocken und tot daliegt und wenn man auch vergeblich auf den Ton plätschernden Wassers lauscht, so steht doch ein Wasserspiegel unter der trocknen, schwarzen Kruste, und nach heftigen Regengüssen schäumen trübe Schwenumbäche in den Rinnen. Sie treten sehr selten

auf, und sobald der Regen aufgehört hat, trocknen die Betten aus, die Winde und die Verwitterung beginnen wieder ihr Spiel zu treiben, und nach dem nächsten Regen wird all das feine Material in die Kewir hinabgespült und trägt zum Ausfüllen ihrer Depressionen bei. In der Gegend, wo ich jetzt zum erstenmal die Bekanntschaft einer echten Kewir machte, ist ihre Oberfläche eben wie der Spiegel eines Sees — natürlich im großen betrachtet und ohne Berücksichtigung kleiner Erhöhungen. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß ihre tiefergelegenen Strecken ein einziges Moorbad, eine zähflüssige Masse sind, deren Oberfläche gleich der anderer Flüssigkeiten eine horizontale Lage einnimmt. Wenn neuer Schlamm in die Kewir hineingespült wird, bildet er daher keine Erhöhungen, sondern verteilt sich ebenmäßig und horizontal. Man kann es auch als sicher ansehen, daß die gelben Gürtel, die sich jetzt tragfähiger und trockner erweisen, nur vorübergehende Erscheinungen sind, die nach heftigen Regenfällen ihr Aussehen und ihre Konsistenz verändern. Manchmal ziehen wir über Gürtel, bei denen es schwer zu entscheiden ist, ob sie zur Kewir oder zum festen, trocknen Steppengebiet gehören, wenn z. B. eine kräftigere Flut den gelben Staub oberflächlich mit feinem Kies bedeckt hat. Nur wenn zwischen diesem Kies Grasbüschel wachsen, kann man mit Sicherheit sagen, daß man sich auf festem Steppengboden befindet. Das Ufer oder der flache Steppengürtel ist gewöhnlich nur 100, selten 200 Meter breit.

Bei verschiedenen Gelegenheiten hatten wir von einem Wege gehört, der von Süden her nach der Quelle von Mulkabad führte. Dieser Weg war jetzt unsere Hoffnung, wenn er in diesem unsichern Boden nicht schon ganz verwischt war. Fanden wir ihn, so konnten wir die Kewir durchqueren, andernfalls aber würden wir vielleicht gezwungen sein, westwärts bis in die Nähe von Kum zu ziehen. Ich hatte auch schon einmal überlegt, ob es nicht klüger sei, von Haus-i-Sultan, Kum oder Kaschan auszugehen. Nun aber waren wir gerade auf die Kewir losmarschiert und mußten jetzt sehen, daß wir auf die eine oder andere Weise durch sie hindurchkamen.



65. Im Dorf Alem. (S. 280.)



66. Frauen in Alem. (S. 280.)



67. Die männliche Bevölkerung von Alem. (S. 280.)

Anfangs schlugen wir eine südwestliche Richtung ein, dann aber zwang uns das Kewiruser nach und nach zu einer direkt westlichen. Der unfreiwillige Umweg ist keine verlorene Mühe; ich bin im Gegenteil erfreut, auf diese Weise an ihrem westlichen Rande der Kewir einen bessern Überblick über sie zu erhalten.

Hier und dort erblickt man die Fährte eines Wildefels, die wie eine Reihe schwarzer Pünktchen in der Kewir verschwindet. Diese Tiere, deren ganzes Leben sich um die türkische Salzwüste herum abspielt, wo ihre Sinne und ihre Beobachtungsfähigkeit zu unglaublicher Feinheit geschärft worden sind, wissen ganz genau, wo die trockne Rinde stark genug ist, ihr Gewicht zu tragen. Nur an solchen Stellen überschreiten sie das schwankende Moor, um sich nach den Quellen und Weideplätzen am Fuße des südlichen Gebirges zu begeben. Es wäre aber sehr gefährlich, sich auf eine solche Fährte zu verlassen, denn da, wo der Boden die leichten, schnellfüßigen Wildefel noch trägt, versinken die schweren, langsam einhererschreitenden und obendrein beladenen Kamele im Schlamm.

Selbst da, wo die Kewir aus der Ferne eben und glatt wie eine Eisscheibe erscheint, besteht ihre Oberfläche aus lauter Höckern, kleinen Wölbungen mit trockner, knisternder Rinde, spröden Erhebungen, die an erstarrte Schlammblasen erinnern, und schwarzen Löchern und Vertiefungen, die die Zwischenräume zwischen jenen ausfüllen. Hin und wieder schneiden wir kleine, zeitraubende Buchten solchen Bodens ab. Man sieht das Leitkamel einen Augenblick überlegen, ehe es den ersten Schritt tut, worauf es mit gesenktem Kopf langsam und vorsichtig prüfend weitererschreitet. Die folgenden sind ganz ruhig, denn sie riskieren nichts, wenn sie gesehen haben, daß der Boden das erste trägt. Doch zwischen diesen zerbrechlichen Höckern gehen sie alle taumelnd, als ob sie betrunken wären. Nach einem Platzregen verwandeln sich diese jetzt trocknen Unebenheiten in einen Brei, in den man wie in Sirup einsinken würde.

Um Mittag überschritten wir eine fußtiefe, 10 Meter breite Rinne. Dann drängte uns eine Wüstenbucht immer mehr nach West-

nordwest hinüber und entfernte uns wieder von unserem Ziel, dem Gebirge im Süden. Nach Westen hin scheint die Wüste sich so weit zu erstrecken, wie der Blick reicht. Vergeblich spähen wir nach einer Stelle umher, wo wir uns nach dem Südufer hinüber wagen könnten. Manchmal umgibt uns auf allen Seiten ebene Kewir, und es überfällt uns ein Gefühl der Unsicherheit und des Unbehagens; vielleicht befinden wir uns auf einer Halbinsel, die bald wie eine Landspitze in der Schlammsuppe enden wird; vielleicht werden wir den ganzen Weg wieder zurückgehen und es mit dem nördlicheren Weg über die Quelle Tscheschme-Kerim versuchen müssen.

Der Kuh-i-nakschir bildet mit seinen flachen Abhängen und Schuttfegeln eine in das Wüstenmeer hineinragende, abgestufte Halbinsel, deren Boden fest und gangbar ist, weil er ein Gestein- und Geröllskelett hat. Wohl oder übel sind wir auf diese Halbinsel geraten, und anstatt südostwärts zu ziehen, wie wir geplant hatten, müssen wir dem Saume des festen Landes folgend nach Westen zurück. Hier ist die Kewir absolut vegetationslos; die Büschel hören da, wo der feste Boden ein Ende hat, sofort auf, und nicht einmal einige vom Wasser mitgeschwemmte Stengel liegen auf dem Moor. Bisweilen geht es über eine kleine Fläche, wo der durch das Wasser angespülte Schlamm sich zu einer harten, festen Schicht abgesetzt hat. Ein flaches Bachbett war halb weiß von Salz, halb schwarz von Schlamm, und auf der tüdtschen Oberfläche des letztern zeigte sich jene feine Kräuselung, die fließendes Wasser bildet. Den ganzen Tag über hatten wir zwei Lotsen, die mit einem Stab in der Hand an der Spitze des Zuges gingen und den Boden untersuchten. Oft sieht man den ersten versuchen, sich den Umweg um eine Bucht zu ersparen und dafür lieber über die Kewir zu gehen; aber kaum hat er ein paar Schritte zurückgelegt, so sinkt er schon ein, beginnt hin und her zu schwanken und kehrt schleunigst wieder um. Infolge des gefährlichen, weichen Terrains marschieren wir in langsamerem Tempo als gewöhnlich; dieser Boden ermüdet mehr als Flugsand, in dem man sich wenigstens nicht vor dem Ertrinken zu fürchten braucht.

Da es den Anschein hatte, als sollten wir uns immer mehr verirren, stieg ich ab, um selbst Lotse zu sein. Ich eilte dem Zuge voraus und stieß bald auf einen vorzüglichen Kamelpfad, der südwestwärts führte und allmählich mehr und mehr nach Süden abbog. Die auf dem Pfade sich zeigenden Spuren waren ganz frisch; er mußte gestern oder heute benutzt worden sein. Rechts hatte ich die weite Steppe, links die Kewir; nach einer Weile sah ich mich auf einmal inmitten prächtiger Sagaulsträucher. Hier ist der Boden hart und mit feinstem Grus bedeckt. Da die Kamelfährte nach Südwesten weiterging, ließ ich sie rechts liegen und schlug die Richtung nach Süden ein. Die Karawane war so weit hinter mir zurückgeblieben, daß ich ihre Glocken kaum noch hörte. Nach einer Weile fand ich einen schmalen Fußsteig, der zum Ufer der schwarzen Kewir führte und mir ganz vertrauenswürdig erschien, wie er in Schlangenwindungen über ebenen Wüstenboden in der Ferne verschwand. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, ob dies der vielbesprochene Weg von Mulkabad sei, und wartete auf die andern. Nach kurzer Überlegung beschloßen wir, hier eine Durchquerung zu wagen. Ich stieg wieder in den Sattel, die Lotsen gingen voraus, und die schwere Karawane bewegte sich über den sterilen, unsichern Boden hin.

Der Pfad führt nach Südsüdwest; aber er macht oft einen Bogen, um gefährliche Stellen mit schwankendem Boden zu vermeiden. Nach einer Weile überschreiten wir eine 20 Meter breite und einen Meter tiefe Rinne, die augenscheinlich der unterste Lauf eines Flußbettes ist, das sich von Westen her nach der Kewir hinzieht. In seinem Grunde, der weiß von Salz ist, stehen mehrere Tümpel bitteren Wassers. Glücklicherweise trägt der Boden auch hier, obwohl er durch und durch naß ist und die Karawane einen Schlammsteig hinter sich zurückläßt. Newent kostete das Wasser, schüttelte aber den Kopf und lief schnaubend davon, ein wenig verdrießlich darüber, daß das klare Wasser seine durstige Seele so getäuscht hatte.

Nach Westen hin scheint dieser Wüstenarm gar kein Ende zu nehmen; wie weit er sich nach Süden erstreckte, können wir nicht sehen.

Vielleicht bringen wir es nicht fertig, ihn noch vor Abend zu durchqueren. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn wir mitten in der Kewir lagern müßten, wo der Boden wohl fest genug zum schnellen Drüberhinziehen war, aber länger dauernde Belastung vielleicht gar nicht aushielt. Man lief Gefahr, daß das ganze Lager während der Nacht im Schlamm versank. Nachdem wir noch eine Rinne überschritten hatten, deren Boden mit dichtem Salz wie gepflastert war, zeigten sich vor uns viele schwarze Punkte, die sich bald als weidende Kamele erwiesen: wir waren also nicht mehr weit vom Südufer, und der Streifen der Kewir, den wir durchquerten, war ganz schmal.

Nach einstündiger Wanderung über ganz bedenklichen Grund landeten wir auf kiesbedecktem, zuverlässigem Boden, wo zwischen dichtstehenden Büscheln Kamele weideten. Gerade, als wir unsere Zelte auf der ebenen Steppe im Lager Nr. 10 in 748 Meter Höhe aufschlugen, begann es fein zu regnen wie am Tage vorher, und der Abend war trübe und finster. Im Westen leuchtete ein Lagerfeuer, an dem sich augenscheinlich die Hirten aufhielten, die die weidenden Kamele hüteten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Am Westrand der Rewir.

Am 17. Januar wurde ich geweckt, als es noch dunkel war. Mirza stellte ein Licht auf eine Kiste und holte dann ein Mangel mit glühenden Kohlen und eine Waschkübel mit warmem Wasser; beide waren sehr notwendig, um mich aus der sorglosen Welt der Träume herauszureißen und mich reif zu machen für die morgentalte Wüste, die draußen vor dem Zelte meiner wartete. Wir hatten gestern 29 Kilometer zurückgelegt und heute lag eine ebenso lange Strecke vor uns. Vorsichtig und ängstlich näherten sich zwei Hirten unserm Lager und gaben mir mancherlei Auskunft. Sie kannten das in N 2° W gelegene Gebirge von Mulkabad, und es ist stets von Wert, die Namen, die man schon gehört hat, kontrollieren zu können. Den Berg in N 49° W nannten sie Bend-i-arabieh, ein Name, den auch Gulam Hussein kannte. Eine kleine, isolierte Partie diesseits von Mulkabad nannten sie Kutak, und in N 81° W zeigten sie mir einen Felsenhügel, in welchem die Quelle Sefid-ab, „das weiße Wasser“, entspringt. Im Süden kannten sie den Tschai-i-schams, in S 40° D Tschai-bolasm und noch weiter draußen den Buse-i-dom; in Südwesten haben wir den Tschai-schur, den „Salzbrunnen“, unweit des Lagers; weiter hinten in derselben Richtung den Tschai-gur, den „Brunnen der Wildesel“. Nach Südosten sollen es 13 Farsach bis zum Tschai-busurgi, dem „großen Brunnen“, sein. Diese Hirten hüteten ungefähr 100 Arbeitskamele, die einem reichen Mann in Mähabad gehörten. Im Laufe des Frühlings treten

die Kamele wieder in den Karawanendienst, nachdem sie sich den Winter über haben ausruhen dürfen.

Mit dem Panorama der südlichen Berge zur Rechten und der Kewir in einiger Entfernung zur Linken, ziehen wir in dem freundlichen Morgentwetter nach Ost Südost. Wir folgen einem Pfad, der anscheinend selten benutzt wird; wenigstens ist er durch Rinnen verwascht, in denen lange kein Wasser geflossen ist. Das südliche Gebirge ist noch eine gute Tagereise weit entfernt; daher verändern sich die Winkel, unter denen seine Gipfel erscheinen, sehr langsam. Auch hier ist die Kewir scharf abgegrenzt, und man kann während der ganzen Tagereise von einer wirklichen Uferlinie zwischen ihrer öden Fläche und der Steppe sprechen. Wir folgen diesem Strande den ganzen Tag hindurch getreulich und haben eine unendlich einförmige Aussicht über die Salzwüste hin, die einem kolossalen, aus eitel Schlamm bestehenden See gleicht, einem See, dessen Spiegel der Wind nie kräuselt und an dessen Ufer keine melodischen Wellen schlagen.

Wie in der Wopwüste findet man oft Röhren aus Kalk, der mit Sand gemischt ist; er hat sich um Stengel und Stiele welkender Pflanzen herum abgesetzt und zerfällt, sobald man ihn berührt.

Eine Stunde nach der andern ziehen wir am Strande entlang, ganz wie gestern, aber in entgegengesetzter Richtung und unter günstigeren Terrainverhältnissen, denn hier ist der Boden hart und eben und die Uferumrisse weniger zackig. Fern im Norden, jenseits der Kewir, erscheinen die schwachen Umrisse der dort liegenden Berge, die sich wie Kulissen verschieben. Es schmerzt mich, nicht auch an ihrem Fuße die scharfe Grenze der Kewir in meine Karte aufnehmen zu können; aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß man nicht alles kann. Auf den südlichen Bergen liegt der Schnee noch in ganzen Fel dern und langen Streifen, da er hier auf ihrer nach Norden gekehrten Seite dem Schmelzen weniger ausgesetzt ist. Doch hier unten auf der Steppe, wo wir wandern, brennt die Sonne; der Erdboden ist stark erwärmt, um 1 Uhr sind es $+13,2$ Grad — wir befinden uns in einem ganz andern Klima als bisher. Und dabei sind wir in

der Mitte des Januar, der kältesten Jahreszeit! Wie wird das erst werden, wenn ich im Frühling Tebbes und Seistan erreiche; vermutlich wird es glühend, erstickend heiß sein! Auf dem ganzen Weg nach Indien gehe ich nach Südosten, der Sonne entgegen; jeden Morgen wird sie mir die Richtung meines nächsten Tagemarsches zeigen. Jeder Tag bringt mich dem Frühling einen Schritt näher, und zwar um so viel schneller, als es nach Süden, nach einem wärmeren Himmelsstrich geht. Jetzt habe ich das herrlichste Wetter, das man sich nur wünschen kann, und es ist ein Glück, daß ich den schweren Winternebeln entronnen bin. Aber es wird noch die Zeit kommen, da ich der kühlen Schneewehen in den Schluchten von Mulkabad mit schmerzlicher Sehnsucht gedenken werde.

Schon um 11 Uhr herrschte vollständiger Sommer. Man sieht sich nach den Nachmittagsstunden mit ihrer Kühle und ihrer labenden Brise. Ich throno hoch oben auf meinem schaukelnden Träger, und die Sonne steht mir gerade gegenüber. Einer der Männer beginnt ein schwermütiges Lied zu singen — ja, singt nur, Leute, vielleicht geht es dann schneller vorwärts!

Gelegentlich liegt ein klein wenig Flugsand auf der vor dem Winde geschützten Seite der größeren Büschel angehäuft, sonst sieht man keine Spuren einer Sandwüste, obwohl man glauben möchte, daß alle Bedingungen zu ihrem Entstehen hier vorhanden seien. Auf dem Grunde der Erosionsrinne zeigt sich oft feiner, gelber Schlamm, der nach dem Trocknen in konkave Schollen geborsten ist. Solch feines Material ist es, das im Laufe der Zeiten durch das fließende Wasser in die Kewir hinausgetragen wird, um ihre verschiedenen Depressionen auszufüllen und zu nivellieren. Der Kewirgürtel, der sich dem Ufer zunächst hinzieht, schillert gelb und bildet eine Art Übergangsstufe zu dem Steppengürtel. Dahinter wird die Oberfläche der Wüste immer dunkler, in der Ferne gewahrt man einen weißen Streifen und über und hinter ihm eine noch feinere, schwarze Linie, die wie Wasser aussieht. In größerer Nähe, in den kleinen Buchten vor uns, möchte man nur zu gern glauben, daß das dünne Oberflächensalz angesammeltes

Wasser sei, aber man läßt sich durch die Luftspiegelung, die Beleuchtung und die Entfernungen, sowie auch dadurch täuschen, daß die Oberfläche der Wüste vollkommen eben ist.

Etwa zwei Stunden lang läuft ein fremdes Kamel vor der Karawane her; es hat weder Halfter noch Decke, und man möchte es beinahe für ein wildes Kamel halten. Es hat sich offenbar von einer Herde verlaufen. Erst als Newenk darauf losstürmt und es stehen bleibt, um den Angriff abzuwehren, ziehen wir an ihm vorüber und werden seine Begleitung los.

Während des folgenden Marsches wurde das Ufer unregelmäßiger, und wir berührten die innersten Spitzen mehrerer kleinen Buchten. Zwei Antilopen weideten auf der Steppe. Hussein Ali, der sonst ein Faulpelz ist und eine unglaubliche Fähigkeit besitzt, in einem fort auf seinem Kamele zu schlafen, wird sofort wach und lebendig, sobald vom Jagen die Rede ist. Leider schießt er stets daneben, und die wilden Tiere der Wildnis scheinen keine Gefahr zu laufen, wenn er sich ihnen mit seiner Flinte auf Schußweite nähert. Da waren die russischen und burjatischen Kosaken doch ganz andere Kerle; sie schossen niemals, wenn sie nicht sicher waren, das Ziel zu treffen.

Jetzt nimmt der Steppenboden zu, und die Büschel stehen dicht nebeneinander; insolgedessen sind die Kamelfährten zahlreicher als vorher, man ahnt die Nähe einer Quelle. Wendet man sich um und schaut nach Nordwesten, so scheint die Steppe, über die wir hingewandert sind, unter Wasser zu stehen — wieder einmal äfft uns die Luftspiegelung. In mehreren Rinne, durch die sich das Wasser nach Regengüssen einen Weg sucht, sind kleine halbmondförmige Dämme aufgeworfen worden. Auf diese Weise stauen die Hirten das Wasser auf und zwingen es, am Fuße des Dammes stehenzubleiben, wo es einen Tümpel bildet, der sich einige Tage hält und den Hirten und ihren Kamelen eine Wanderung nach der nächsten Quelle am Fuße des Gebirges erspart. Solche Dämme heißen „Bend-i-redschab“. Man sieht in solchen Rinne auch regelrecht gegrabene Brunnen, die demselben Zweck, dem Sammeln des Regenwassers, dienen.

Es geht auf 4 Uhr; wir haben dem Läuten der Karawanenglocken schon den ganzen Tag gelauscht und sehnen uns danach, das Lager aufschlagen zu können. Die Steppe bildet gerade eine abgestumpfte Ausbuchtung in die Kewir hinein. Hier weiden zwischen Tamarisken und andern Steppenpflanzen eine ganze Menge Kamele. Vor uns im Südosten erscheint ein Mann, wahrscheinlich ein Hirte. Wir beschließen, erst dann zu lagern, wenn wir ihn erreicht haben. Gulam Hussein glaubt, daß der Mann hier sein „Mänsil“, seinen Lagerplatz, habe und gerade beabsichtige, die Kamele für die Nacht zusammenzutreiben, um sie am nächsten Morgen nach einer Quelle zu führen. Der Platz sagte uns zu; Weide und Brennmaterial waren in Überfluß vorhanden, nur das Wasser fehlte, und unsere Kamele waren seit drei Tagen nicht getränkt worden. Der Wasservorrat, den wir noch in den Schläuchen hatten, reichte für uns vollständig aus, wenn auch das Wasser schon dumpfig und abgestanden war; aber in dieser Beziehung blieb uns ja keine Wahl.

Daher machten wir halt, als wir endlich den Hirten erreicht hatten. Durch einen zischenden Ton und einen kurzen Ruck an der Halfter veranlassen die Männer die Kamele, sich niederzulegen; die Stricke um die Lasten werden losgeknüpft und unsere Kisten und Proviantfäcke auf die Erde gestellt. Die gewöhnlichen Arbeiten gehen leicht und schnell vor sich, und während die anderen die Zelte aufschlagen, zündet Awul Kasim das erste Feuer an. Die Höhe des Lagers Nr. 11 betrug 774 Meter.

Der Hirt erzählte uns, daß er mit drei Kameraden die 200 Kamele des Retchodah von Mähabad hüte, die im Frühling zum Transport zwischen Schiras und Teheran benutzt würden. Seine geographischen Kenntnisse erstreckten sich nicht weit, aber er war doch den Weg gewandert, der von hier aus nach Semnan über Mulkabad, Talhä, Tschamischmeß und den Kuh-alafi führt; das letztgenannte Gebirge sind die Berge, die im Norden des Kuh-i-nakschir schwach sichtbar sind; bis nach Semnan rechnete er 25 Farsach. Die Entfernung nach dem großen Dorf Anarek, das zur Provinz Fezd gehört, betrug, seiner Behauptung nach, nur zwei Tagereisen.

Als ich ihn fragte, ob er es für möglich halte, daß man von hier aus nordwärts durch die Kewir ziehen könne, rief er, ohne sich erst zu bedenken, aus: „Rein, davor bewahre uns Gott! Man braucht nicht weiter, als ein Ruf reicht, vom Rande hineinzugehen, so versinkt man schon im Schlamm und ist rettungslos verloren.“ Man sehe allerdings kein Wasser, aber es stehe überall unmittelbar unter der Oberfläche des Bodens. Er habe nie gehört, daß jemand einen solchen Versuch gewagt habe; wolle man die Kewir nach Norden hin durchqueren, so müsse man den von alters her bekannten Wegen durch die Wüste folgen. Von Dschandak aus gebe es zwei solcher Wege, der eine führe nach Husseinan, der andere nach Turut. Vor zwanzig Jahren habe er einen Europäer — es war dies wahrscheinlich der englische Leutnant Vaughan — hier in der Gegend gesehen, der von Kirman gekommen sei, um sich über Multabad nach Teheran zu begeben; doch seitdem habe er nie wieder etwas davon vernommen, daß ein Europäer diese Straße gezogen sei.

Gerade als wir uns um 8 Uhr morgens in Marsch setzten, fiel ein kurzer, aber feiner und dichter Regen, und die Kämme des südlichen Gebirges waren nicht mehr sichtbar, wohl aber noch die untern Teile seiner Berge. Unser Freund und seine drei Kameraden besuchten uns und erhielten je einen Schluck Wasser; einer von ihnen wollte uns den Weg nach der nächsten Quelle zeigen, die andern drei aber sollten ihre Kamele nach der Tscheschme-bolafun führen.

Wir ziehen südostwärts und richten uns nach einem Punkte unterhalb des östlichsten Gipfels der südlichen Berge. Während wir so von dem Rande der Kewir, der tiefsten Depression der ganzen Gegend, fortwandern und nach dem Fuße ihrer südlichen Randberge marschieren, steigt der Boden den ganzen Tag über, wenn auch langsam, an. Der Wind wird stärker und schiebt von rückwärts nach. Auf der linken Seite lassen wir den Steppengürtel hinter uns zurück; ein Weilchen bleibt das Terrain ganz vegetationslos, ist aber von zahllosen Schuttrinnen durchschnitten, nachher aber treten wieder Grasbüschel auf; der Boden ist hart, und die Schuttmenge nimmt in dem Maße zu, wie wir uns dem Gebirge nähern.

Ein steiler Berg, den wir schon gestern gesehen, tritt jetzt wieder schwach zwischen den Wolken in $S 50^{\circ} O$ hervor; es soll der Kuh-i-busurgi sein. Je mehr wir uns der südlichen Bergkette nähern, desto kräftiger sind die Schuttrinnen in das Erdbreich eingeschnitten, obwohl sie selten einen Meter tief sind. Drunten, auf der linken Seite, dehnt sich die unendliche Fläche der Kewir aus in ihren verschiedenen Nuancen und mit den schmutzigweißen Feldern, die aus Salz bestehen; in noch höherm Grade als bisher erhält man hier den Eindruck, am Ufer eines großen Sees entlang zu reiten, dessen ebener Spiegel sich zwischen den Unebenheiten der Ufer und den Gebirgsbruchstücken hinzieht. Und dennoch ist das, was wir vor uns sehen, nur ein Moorbad in gigantischen Dimensionen. Die Grenze zwischen dem Schuttkegel und der schwarzen Kewirfläche ist außerordentlich scharf gezogen; man glaubt, von hier oben zu sehen, wie das außerordentlich flache, ein bis zwei Grad betragende Gefälle des Kegels in die ebene Schlammfläche des Depressionsbeckens übergeht. Dennoch gewahrt man hier und dort zwei Übergangsgürtel, und zwar den ersten da, wo der Schuttkegel in ebene Steppe mit verhältnismäßig reicher Vegetation übergeht, und dann noch einen zweiten, ganz schmalen, der gelblich schillert und bereits zur Kewir gehört.

Unser Führer versichert, wenn es in der Kewir und ihrer Umgegend heftig und anhaltend regne, werde die ganze Salzwüste sehr sumpfig und sei sozusagen aufgeweicht, und es stehe dann wohl acht bis vierzehn Tage lang offenes Wasser große Strecken weit. Jetzt aber sei offenes Wasser eine seltene Erscheinung, selbst wenn es in tiefern Teilen der Senke vorkommen könne. Wie die Hirten an der Tallhäquelle, nannte auch dieser Mann die große Kewir „Nig-i-dschin“, womit er andeutete, daß es in ihrem Innern nichts anderes als Geisterwesen gebe. Das Wort bedeutet „die Sandwüste der bösen Geister“.

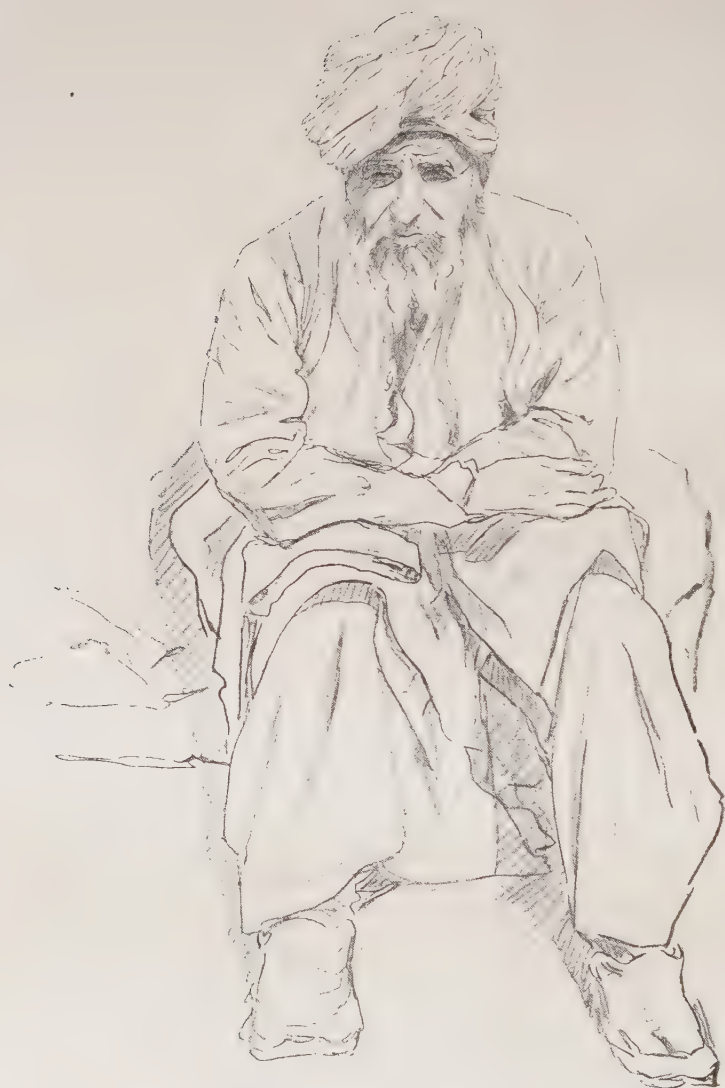
Im Osten treten wieder die niedrigen Landrücken hervor, welche die westliche Kewir nach dieser Seite hin begrenzen; sie liegen sichtlich auf der Bodenanschwellung, die unsere Depression von ihrer nächsten Nachbarin im Osten trennt.

Die Kewir bildet eine halbrunde Bucht nach Süden, die uns zwingt, eine südöstliche Richtung einzuschlagen, um dann später, nachdem wir sie hinter uns haben, wieder nach Nordosten abzubiegen. Wir müssen mit andern Worten die Bucht umgehen, denn unser Hirte behauptet aufs entschiedenste, daß sie sich nicht überschreiten lasse, obwohl er gehört hat, daß vor vielen Jahren einmal ein Mann den Versuch mit einem Kamel gewagt habe. Noch aber ist es weit bis an das Ende der Ausbuchtung, und wir haben mehr Interesse daran, den Bergen zu folgen; im Herzen der Kewir ist ja nichts anderes zu sehen als salzhaltiger Schlamm. Man kann diese Bucht und den damit verbundenen Umweg auch ganz vermeiden, wenn man geraden Weges nach der Dase Tebbes zieht. Hat man sich aber, wie wir, Dschandak zum Ziel gesetzt, so muß man dem Rande der Kewir folgen. Der Hirt glaubte zu wissen, daß von Dom, unserm Lager Nr. 12, früher ein Weg gerade durch die Kewir nach Dschandak geführt habe; dieser Weg sei jetzt aufgegeben. Wir würden vier Tage Zeit gespart haben, wenn wir diesen Wüstenweg hätten benutzen und die große Kewirbucht dadurch hätten abschneiden können, aber der Hirt riet uns von dem Versuch ab, der seiner Meinung nach ohne ortsfundige Führer lebensgefährlich war. Auch mit Führer sei eine solche Wanderung ein großes Wagnis, denn die Tragfähigkeit der Salzwüste ist in verschiedenen Jahren verschieden, und an Stellen, die man in einem trocknen Jahre gefahrlos überschreiten kann, versinkt man in einem andern. Man riskiert auch, sich nach Zurücklegung von drei Vierteln der Entfernung auf einmal durch unpässierbare Stellen am Fortsetzen des Marsches verhindert zu sehen und durch die Unwegsamkeit des letzten Viertels zum Rückzug gezwungen zu sein.

Im Gegensatz zu unserm Gewährsmann am Kuh-i-nakshir behauptete dieser Hirt, daß ein direkter Weg nach Dschandak von einem zwischen der Tscheschme-Kerim und der Tscheschme-dosun liegenden Punkte ausgehe. Hätten wir diesen Weg gefunden, so wären wir jetzt schon in Dschandak; aber ich beklagte den Zeitverlust durchaus nicht, denn gerade dadurch, daß wir dem Rande der Kewir gefolgt waren,



68. Die Vornehmsten in Alem. (S. 280.)



69. Freund Hadſchi Haſſan. (S. 281.)

Zeichnung des Verfaſſers.

hatte ich ihre scharfe Grenze auf meiner Karte eintragen können. Übrigens sind derartige Mitteilungen unzuverlässig; der Hirt war selbst nie in der Kewir gewesen und hoffte, daß er auch nie hinein- kommen werde.

Langsam und sicher nähern wir uns dem vorspringenden Berge, auf den wir den ganzen Tag losgesteuert sind. In seiner Nähe wird das Terrain eine Weile günstiger, der Grus nimmt ab und macht grobem Sand Platz, in welchem die Steppengrasbüschel in größerer Üppigkeit gedeihen und auf dem Kamele weiden. Doch die Steigung wird steiler, das Marschtempo langsamer. Das alte Kamel, das schon vor mehreren Tagen Spuren großer Erschöpfung zeigte, geht jetzt seiner Auflösung entgegen; es bleibt unausgesetzt stehen und muß schließlich von Habibullah geführt werden. Endlich sind wir um den Vorsprung herum, und nun wird unsere Richtung beinahe südlich.

Das Terrain ist jetzt für beladene Kamele schwierig; die steilen Hänge sind mit scharfkantigem Schutt übersät, und eine Rinne, die wir unterhalb eines weiten Taltorez überschritten, war 20 Meter breit und 10 Meter tief; sie tritt gleichsam wie durch ein Portal aus dem Gebirge heraus und geht, deltaförmig geteilt, den Abhang des Geröll- fegels hinunter. Wir passieren noch mehrere andere, aber kleinere Rinnen, ehe wir schließlich das gelbe Gras um die salzhaltige Quelle „Dom“ schimmern sehen, wo wir das Lager Nr. 12 in 914 Meter Höhe aufschlagen.

Die Tscheschme-dom, die „Endquelle“, erinnert an die Quelle von Mulkabad und entspringt aus weichem Boden; in ihrer Abfluß- rinne ist eine Reihe kleiner, 1—3 Meter im Durchmesser haltender Becken gegraben worden, um den Schafen und Kamelen das Trinken zu erleichtern (Abb. 62). Das Wasser ist jedoch so salzig, daß man sich nur im Notfall dazu entschließen könnte, es zu trinken; aber die Ka- mele, die seit vier Tagen nicht getrunken hatten, nahmen damit vor- lieb und blieben lange, schlürfend, saugend und sich umsehend, an der Quelle. Dann wurden sie zu ihrer Häckselmahizeit hinuntergetrieben, zu der wir nur noch auf zwei Tage Vorrat hatten.

Meine erste Sorge nach dem Aufschlagen des Lagers ist, alles, was sich an Leuten in der Nähe findet, herbeiholen zu lassen, damit sie mir erzählen, was sie von der Geographie des Landes und dem Klima, über die große Salzwüste und die Wege nach den benachbarten Gegenden wissen. Es ist freilich nicht immer ganz leicht, die Aussprache der Hirten zu verstehen. Auf ihren Lippen verändert sich die Sprache, sie sagen „o“ statt „ab“ und „saus“ statt „säbs“, und Mirza muß mir die Namen, die sie mir aufzählen, erst in ordentliches Persisch übersetzen. Auf diese Weise erweitere ich allmählich meine Kenntniss des Landes, wenn es auch in den meisten Fällen unmöglich ist, die Namen mit zuverlässiger Sicherheit auf der Karte zu verzeichnen.

Hinsichtlich des Klimas erfuhr ich, daß es hier viel wärmer sein soll als am Kuh-i-nakshir, obgleich der Abstand so gering ist; die Kewir scheint demnach eine klimatische Grenze zu bilden. Wir haben dies auch weiter nach Osten hin bestätigt gefunden. So hatte es z. B. hier an der Domquelle in diesem Jahre überhaupt noch nicht geschneit; auch im Winter treten die Niederschläge gewöhnlich als Regen auf, und wenn es wirklich einmal schneien sollte, so ist die Schneedecke sehr schnell wieder verschwunden.

Die Schafferden, die jetzt bei der Domquelle weideten, gehörten dem Aithahauptling Mad Bulutsh; es waren im ganzen 400 Tiere. Eine aus 200 Kamelen bestehende Herde gehörte dem Ketchodah von Mahabad bei Isfahan, von dem wir schon gehört hatten und der offenbar ein wohlhabender Mann war. Die Herde zieht Mitte Oktober nach Dom, wo sie acht Monate grasst, um dann während der heißen Zeit des Jahres in „Bachtiani“ zu verweilen, in den von Bachtianen bewohnten Gebirgsgegenden Kuristans.

Ich saß vor meinem Zelt, schaute nordwärts über die Kewir hin und sah die Grenze des festen Landes mit seinen Halbinseln, Vorsprüngen und kleinen Inseln, diese zerfetzte Grenze am Ufer des Schlammsees. Alle diese Ausläufer haben eine festere Zusammensetzung; sie bestehen entweder aus Gestein in mehr oder weniger verwittertem

Zustand, oder sie sind Teile und Zipfel des Schuttkegels, der sich nach dem Grunde der Depression hinunterzieht. Es ist eine außerordentlich eigentümliche, phantastische Landschaft. Der Hirt an der Domquelle sagte uns, daß die Oberfläche der Kewir sich, wenn anhaltende Trockenheit herrsche, mit einer härtern, vollkommen tragfähigen Rinde überziehe, daß es aber trotzdem gefährlich sei, sich mit einer großen Karawane auf sie hinaus zu wagen. Er verglich die Rinde mit der schwachen Eishaut eines Morastes und fügte hinzu, daß eine solche Karawane stets in Gefahr schwebe, die ganze trockne Scholle auf einmal unter sich brechen zu sehen, wodurch sie alle zugleich ertrinken müßten. Doch hatte er auch gehört, daß im Innern der Kewir, in Gegenden, wohin Menschen nie gelangen könnten, Dasen mit duftendem Gras, schwankenden Palmen und süßen, klaren Quellen lägen. Wie die meisten andern Völker, haben auch die Perser ein Talent, das Unerreichbare in ein sehr verlockendes, verführerisches Gewand zu kleiden.

Das erschöpfte Kamel gelangte noch ins Lager, aber in sehr angegriffenem Zustand. Obgleich es wie die andern vier Tage gedurstet hatte, sah es das Wasser kaum an, eine Gleichgültigkeit, die die Treiber als ein schlechtes Zeichen betrachteten. Sie kneteten ihm noch Klöße, aber es hatte keinen Appetit. Am Abend saßen die drei Kameltreiber unter freiem Himmel an ihrem Feuer, flickten zerrissene Packsättel und Stiefel, plauderten und rauchten, während der rote flammende Feuerschein sie phantastisch beleuchtete. Sie waren von dem heutigen langen Steigen ein wenig ermüdet, da sie stets zu Fuß gehen müssen, während Mirza und Awul Kasim keinen Schritt tun. Die Hauptsache ist, daß alle zufrieden sind und sich wohl fühlen, und bisher habe ich in der Karawane noch kein böses Wort gehört.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Sührerlos.

Sehr weit waren wir auf dem neuen Tagemarsch noch nicht gelangt, als mir gemeldet wurde, daß es mit dem kranken Kamel zu Ende gehe und es nicht weiter könne. Es sah wirklich so mager und elend aus, daß ich glaubte, der beste Dienst, den ich ihm erweisen könne, werde der sein, ihm ein paar Leidenstage zu ersparen. Doch da hat der Hirt, der uns begleitete, es am Leben zu lassen, weil man nicht wissen könne, ob es sich nicht durch längere Ruhe in Gesellschaft seiner Stammesbrüder aus Mähabad wieder erholen werde. Es wurde daher vom Halfterstrick befreit und vom Zuge der Karawane losgekoppelt. Einsam und verlassen blieb es stehen und schaute uns nach, als wir es hartherzig seinem Schicksal überließen.

Wir ziehen nach Südsüdosten, um die südliche Ausbuchtung der Kewir zu umgehen, die teilweise in Ostnordosten sichtbar ist. Zur linken Hand haben wir ein breites, flaches Tal oder eine Depression zwischen der Kette, an der wir bisher entlanggezogen sind, und dem Kuh-i-bufurgi, zur Rechten dagegen noch die Verlängerung jenes Gebirges, die Kette, die wir „die südlichen Berge“ nannten und die wir zuerst am Kuh-i-nakšir erblickten. Hier durchziehen wir eine Gegend namens Seile-faus; an einem kleinen Hügel mit einem Steinmal sahen wir eine Schafhürde, zu der unser Hirt hinlief, um nachzusehen, ob es dort Wasser gab. Nachdem er uns ein Zeichen gegeben, daß dies der Fall war, gingen wir mit einem Kamel und

zwei Schläuchen dorthin. In einem kleinen, halbkreisförmigen Erdwall stand noch ein wenig abgedämmtes Regenwasser von den letzten Niederschlägen her. Es reichte kaum noch zum Füllen des einen Schlauches aus, und nur eine knappe Untertasse voll blieb zurück; aber verglichen mit der zweideutigen Flüssigkeit, mit der wir in letzter Zeit hatten vorliebnehmen müssen, schmeckte dieses Wasser süß und köstlich.

Der Hügel bestand aus einem rötlichen Quarzporphyr, der wie in Schollen und Schuppen lag und sich nachher auf dem ganzen Wege sehr häufig zeigte.

Nachdem wir für einen Abend süßes Wasser mitgenommen hatten, hatten wir keine Veranlassung mehr, dem Fuße des Gebirges durch Geröll, zwischen Steinblöcken und ewigen Löchern hindurch zu folgen, sondern gingen eine Strecke abwärts, um dort weiterzuziehen, wo der Boden fest war, die Bachbetten eine geringe Tiefe hatten und üppiges Steppengras wuchs.

Die Berge zur rechten Seite werden immer niedriger, und wir nähern uns dem Kuh-i-buſurgi. Pfade gibt es hier überhaupt nicht, der Weg zieht sich längs der Berge hin, wo man den Quellen nahe ist; wir müssen also da gehen, wo es uns am ebensten und besten erscheint. Zwei Gazellen betrachteten uns neugierig und hätten schwer dafür büßen müssen, wenn uns ein sicherer Schütze begleitet hätte. Die beiden Kosaken taten, wie gewöhnlich, einen Fehlschuß, und dann kam Newenk dazwischen und störte die Jagd, indem er die fliehenden Tiere verfolgte.

Es stellte sich inzwischen bald heraus, daß der Boden hier unterhalb der Berge durchaus nicht so gut war, wie er von fern ausgehen hatte; je weiter es ging, desto unangenehmer war er. Erst überschritten wir ein 200 Meter breites und 10 Meter tiefes Bett, dessen steile Erosionsterrassen unseren Lastkamelen recht fauer wurden, und bald darauf haben wir eine zweite Rinne gleicher Art vor uns. In ihrer Nähe liegt ein Brunnen, Tſcha-mirza genannt, der gleich den meisten übrigen Namen, die ich in dieser Gegend gehört habe, auf der russischen Karte, die ich täglich studiere, verzeichnet steht.

Die untersten Verzweigungen und Hügel des Kuh-i-bufurgi verdecken jetzt den südlichen Teil der Kewir, die vollständig verschwindet, als wir eine Weile in einem größeren Erosionsbett aufwärtsziehen und auf allen Seiten von wellenförmigem Gelände umgeben sind. Auf den Seiten erheben sich steile Geröllterrassen. Dann wird das Erdreich weicher, und zwischen gelben Hügeln dehnen sich kleine, ebene Kewirflächen aus; sie besitzen dieselben Kennzeichen und denselben tückischen, schwankenden Moorboden wie drunten die große Kewir, liegen aber 200 Meter höher und sind infolgedessen ganz von ihr isoliert.

Als wir auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe mit freierer Aussicht anlangen, finden wir wirklich, daß der Kuh-i-bufurgi und der Kuh-i-aschin uns schon ein wenig näher sind als vorher, obwohl es verzweifelt langsam geht, bis wir die bedeutenden Entfernungen zwischen den kleinen Gebirgen, die diesen Teil Persiens charakterisieren, zurücklegen. Keine Spur irgendeines Pfades; wir ziehen aufs Geratewohl zwischen Hügeln umher, auf denen Steppengrassbüschel und Saxaulsträucher stehen, und das Land ist hier sehr durchschnitten.

Erdhöhlen in einer Schlucht, vor denen schützende Lehmmauern stehen und die ein halbes Schuttdach aus Steppenbüscheln haben, bildeten die Behausung zweier Hirten. Nachdem wir 22 Kilometer zurückgelegt hatten, schlugen wir am Fuße eines niedrigen Hügels mit einer Steinpyramide unser Lager auf und fanden hier auch noch übriggebliebenes Regenwasser, so daß die Kamele trinken konnten (Abb. 63).

Die Gegend um das Lager Nr. 13 herum heißt Gabr-i-Hadschi-Näfar, nach einem Manne aus Scherab, der hier gestorben ist und begraben liegt. Auf unserer nächsten Tagereise sollten wir auf eine Straße stoßen, die nach Aschin, Dschandak, Anarek, Fezd und Kirman führt und von Teheran und Tscheschme-i-bolafun kommt.

Zwei unserer Kamele sind ein wenig matt, seit sie sich die Liegenschwiele unter dem Brustkorb wundgeschauert haben. Man möchte glauben, daß diese einer Verletzung weniger ausgesetzt sei, aber die Kamele liegen ebensolange Zeit, als sie beladen marschieren oder weidend

ums Lager herumgehen, und wenn der Boden aus Kiez und grobem Sand besteht, ist die Liegeschwiele dem Abgeschauertwerden ausgesetzt, und zwar in um so höherem Grad, je magerer die Tiere sind. Jetzt sind die Lasten schon bedeutend leichter, da wir nur noch für einen Tag Häcksel und drei Säcke Baumwollsaat besigen und uns nicht mehr mit Wasser schleppen. Sieben Kamele, die großen Hengste, sind noch in ausgezeichneten Verfassung, die anderen sechs sind wohl ein bißchen mager, aber weiter fehlt ihnen nichts. Wir haben jedoch die Absicht, sie, sobald sich die Gelegenheit bietet, sich ordentlich ausruhen und fettfressen zu lassen.

Eine Reise durch diese Teile Innerpersiens muß naturgemäß sehr einförmig und farblos ausfallen. Man verläßt morgens sein Lager am Fuße eines kleinen, unfruchtbaren, isolierten Berges und schlägt es abends am Fuße eines andern wieder auf. Und zwischen den beiden legt man 20—30 Kilometer anstrengenden Marsches auf ödem Wege durch Schutt oder über weichen Staubboden zurück. Man sieht keine andere Vegetation als die dünnen Büschel des Steppengrases, Tamarisken und Sargaule, keine Städte und Dörfer, keine anderen Menschen als Hirten. Etwas anderes kann man hier an der Grenze der Salzwüste auch gar nicht erwarten, aber früher oder später werden wir doch wohl eine richtige Oase erreichen. Während ich ein Panorama der Berge zeichne, die uns am nächsten sind und die doch noch so fern liegen, wird mein Zelt aufgeschlagen und eingerichtet, und wenn ich damit fertig bin, mich in der Gegend umzusehen, mache ich es mir im Zelte bequem. Jeden Abend wird es in gleicher Weise möbliert, notdürftig mit einem Lichtstümpfchen erleuchtet und durch ein mit glühenden Kohlen gefülltes Mangel erwärmt. Es ist meine lustige Gefängniszelle, in der ich mich doch so wohl fühle. Wir haben noch viele schwierige Schritte zurückzulegen, ehe wir die Ostgrenze des gepriesenen Iran erreichen, dessen Westgrenze ich bei Dschulfa mit solchem Entzücken überschritten hatte.

Aber ich habe mich über nichts zu beklagen. Man lernt auf diese Weise ein Land kennen, wenn man auch von seinen Bewohnern

nichts sieht. Schlimmer ist es für die Hirten, die ihr Schicksal hier bei diesen jämmerlichen kleinen Gebirgen gefangen hält. Die Kamele und die Schafe, die sie hüten, sind nicht einmal ihr Eigentum, aber sie sind für das Gedeihen und die Sicherheit der Tiere verantwortlich. Ich kann mir nichts Einsameres, Inhaltsloseres und Einförmigeres denken, als hier an der Grenze der Kewir sein ganzes Leben zu verbringen, sich von Mehl, Roghan und salzigem Wasser zu ernähren und kein anderes Vergnügen zu kennen als die Abwechslung, die die jährlichen Wanderungen von und nach Kuristan bringen. Acht Monate verweilen sie hier und sehen keine andern Menschen als ihre drei, vier Kameraden. Woran denken sie, wovon sprechen sie und wie vertreiben sie sich die langsam dahinschleichende Zeit? Nein, gern will ich beim Klange der Karawanenglocken eine flüchtige Reise am Fuße des Kuh-i-bufurgi entlang unternehmen, wenn ich nur nicht als Hirte unter andern Hirten immer am Fuße dieses Gebirges zu bleiben brauche!

In der Nacht auf den 20. Januar ging die Temperatur auf $-4,9$ Grad herunter, und es war infolgedessen am Morgen empfindlich kühl; die bedeutendere absolute Höhe hier oben zwischen den Bergen macht es hier kälter als drunten an der Kewir.

Wie gestern schlugen wir auch heute wieder anfangs die Richtung nach Süden ein und steigen langsam nach einer aus rötlichem Quarzporphyrit bestehenden Schwelle hinauf. Schon nach einer knappen halben Stunde befinden wir uns auf der nach Aschin führenden Straße, einem sehr stark ausgetretenen Wege, dem wir nur zu folgen brauchten. Der Hirt sagte uns daher Lebewohl, um zu seinem einsamen Leben zurückzukehren, und ich gab ihm für seine Mühe 2 Toman. Er teilte uns noch mit, daß wir am Kafer-kuh, den Brunnen Tschapänir und Tschagabi und den Quellen Dom-Abdullah und Sagh-ab vorüber müßten und daß Aschin am westlichen Fuße und ein gutes Stück diesseits des Kuh-i-tschurro liege, eines plateauförmigen Berges, den wir im Osten sahen und der die Gestalt des Rutscherbocks eines Leichenwagens hat, ein Eindruck, der durch seine schwarze Farbe und

die weißen Schneestreifen auf seinen Seiten noch erhöht wird. Folgten wir der Richtung nach diesem Berge, so könne es gar nicht fehlen, daß wir bald das Dorf erblicken würden, dessen Lage der Hirt uns in einem hellern Gürtel diesseits des Berges bezeichnete. Es war eigentlich unvorsichtig, daß wir den Hirten jetzt, da wir kein Wasser mehr hatten, gehen ließen, aber er erklärte, daß wir uns nicht verirren könnten, da dies die große Straße von der Tscheschure-i-bolafun über Aschin nach Anarek, Tszd und Kirman sei, und damit machte er kehrt und verschwand mit seiner hohen, schwarzen Lammfellmütze und seinem weiten, braunen Burnus.

Im Süden und Südwesten entrollt sich jetzt die Kainkette, ein hübsches, aber fernes und blasses Panorama. Sie ist jedoch mächtiger und massiver als die Ketten, die wir bisher gesehen haben, und an drei Stellen kulminiert sie in flachen, schneebedeckten Anschwellungen, besitzt aber keine spitzen Gipfel. Zwischen uns und dieser Kette dehnt sich augenscheinlich ein Wüstengürtel aus. Wie fast alle Bergketten Persiens ziehen die Kainberge sich von Nordwesten nach Südosten hin; nur in Masenderan und im nordwestlichen Chorassan haben sie eine mehr ostwestliche Richtung; in Afghanistan und Belutschistan erstrecken sich die Gebirge von Nordosten nach Südwesten. Betrachtet man das ganze iranische Hochland, so findet man, daß seine Bergketten wie Girlanden nach Süden hängen, eine Anordnung, die sich auch in dem Bogen der südlichen Küste und in der Gestalt des Persischen Golfes widerspiegelt.

Unser Weg ist vorzüglich und führt über ebenes oder langsam ansteigendes, schwach gewelltes Terrain. Vor uns haben wir den relativ mächtigen, aber ziemlich schmal aufsteigenden Aschinberg inmitten mehrerer anderer Landrücken und Rämme, und hinter diesem Berge liegt das große Dorf Anarek. Im Osten, ein wenig nach Norden, haben wir die schwarze, düstere Busurgikette, die nun viel niedriger erscheint als von der Kewir aus.

Als wir auf ebenen Boden hinuntergekommen waren, ging es mit ganz anderer Geschwindigkeit vorwärts, und die Glocken läuteten

schriller, in hastigerem Takt und mit einer Energie, als hänge es ausschließlich von ihnen ab, ob wir das Dorf heute abend noch erreichen würden.

Die Stunden verrinnen beim Klange der Glocken, der Tag wird wärmer, indessen nicht über $+7,1$ Grad, und immer tiefer führen uns die dreizehn Kamele in das Herz des öden Persien hinein. Rings um uns dehnt sich das eintönige Land in seinen farblosen Formen und seinen flachen Wellen aus, sogar die Gebirge stechen nur schwach ab gegen die horizontale Ebenmäßigkeit, und das Auge kann sich äußerst selten an senkrechten Linien und lebhafterer Gestaltung erfreuen. Wie anders als in Tibet, wo auch die bergumkränzten Seen des Plateaulandes so große, bezaubernde Abwechslung bieten!

Wir befinden uns jetzt allerdings auf einer Straße und folgen getreulich ihrer in den Boden eingetretenen Spur, aber im Dahinwandern begegnen uns keine Reisenden und den ganzen Tag hindurch sehen wir kein anderes Wesen als — ein totes Kamel. Einmal gabelt sich der Weg; wir sind unschlüssig, welche der beiden Zinken dieser Gabel uns nach Aschin bringt, entscheiden uns aber für die rechte. Nach einer Weile wird Gulam Hussein die Sache bedenklich, er biegt nach links ab und gibt uns dann ein Zeichen, den Weg zur Rechten wieder zu verlassen.

Um Mittag enthüllte der Kuh-i-busurgi seine südliche, zerklüftete, öde und dunkle Silhouette vor uns, und durch eine Lücke zwischen niedrigen Landrücken im Südwesten haben wir eine freie Aussicht in die Ferne bis nach dem westlichsten der drei kleineren Schneemassive hin, die wir bereits auf dem Gebirge neben und hinter Rain gesehen hatten.

Ich nicke und schauke auf meinem sichern Träger hin und her, und meine Gedanken werden nach dem Lande der Träume hingewiegt. Nur zum Teil lebe ich mit in dem einförmigen Leben der Karawane und sehe die kahlen Gebirge sich auf den Seiten entfalten und das Kartenblatt, das ich vor mir halte, sich nach und nach mit der Reiseroute und dem sie umschließenden Terrain füllen; im übrigen folgen meine Phantasien dem Glockenklang ins Blaue und zu den Blüten,

Schicksalen und Abenteuern, die mich, wie ich glaube, fern im Osten in einem andern Lande erwarten. Die Unterhaltung ist wieder verstummt, wie sie es auf dem einförmigen Vormittagsmarsch zu tun pflegt, und die Leute hocken halb schlafend auf ihren Kamelen; nur hin und wieder wird eine Pfeife angezündet, und bläuliche Rauchwolken umringen die Lammfellmützen der schläfrigen Reiter. Wenn aber die Frühstückzeit da ist, werden sie alle wieder munter. Gewöhnlich machen wir dann halt und rasten 10—15 Minuten; heute aber nahmen wir uns nicht die Zeit dazu, denn wir suchten mit einer gewissen Erregung das Dorf Ushin, wo wir hofften, unsere Vorräte für die zweibeinigen wie für die vierfüßigen Mitglieder der Karawane ergänzen zu können, und wo wir auch einmal die Unannehmlichkeit haben würden, in der Nähe anderer Menschen zu lagern. Meschedi Abbas verteilt während des Marsches Brot und Wasser unter seine Kameraden und trinkt die Kamele (Abb. 64). Die Fäulpelze steigen nicht einmal ab, sondern verzehren ihre Mahlzeit im Reiten, was, wenn vielleicht auch nicht die Verdauung, so doch wenigstens das Hinunterschlucken erleichtert. Mir schien es, als hielten sie die Wassertrufen bedenklich lange am Munde und ließen sie erst dann wieder los, als der Boden zur Sonne hinauf zeigte; aber das hatte weiter nichts zu sagen, in Ushin würden wir wieder Wasser genug haben!

Ein gebleichtes Kamelgerippe, das am Wegrande liegt, erinnert an die Vergänglichkeit alles Irdischen; nirgends etwas Lebendiges, kein einziger Vogel, nur am Anfang unseres heutigen Marsches hatten wir auf der Steppe einen Hasen aufgescheucht. Noch immer steigen wir ganz allmählich, und beständig verdecken die Busurgiberge den untern Teil der entlegeneren Berggipfel, die hinter ihnen emporragen, und ebenso eigensinnig beschattet der Gipfel des Abhanges die Landschaft, in deren Mitte wir das Dorf Ushin zu sehen erwarten, das erste Dorf seit Kerim Chan, die erste Oase, wo wir unsere Ausrüstung und unsere Vorräte auszubessern und zu vervollständigen beabsichtigen. Es wird 1 Uhr, es wird 2 und 3 Uhr, aber von dem Dorf ist nichts zu sehen; es läßt auch hier gar nichts auf die Nähe von

Siedelungen schließen, keine Herden weiden auf der Steppe, kein Rauch steigt himmelan. Schweigend, leer und rätselhaft spannt sich die ebene Fläche der Steppe zwischen den Gebirgen aus, und ebenso unverständlich ist uns der Weg, dem wir folgen; wohin geht er, kann er uns denn wirklich nach Aschin bringen? Ich argwöhne schon, daß wir zu sehr eine nördliche Richtung verfolgen; der Berg, der an den Kutscherbock eines Leichenwagens erinnerte, steht jetzt zu weit nach rechts. Ich teile meine Befürchtungen Gulam Hussein mit, aber er glaubt, daß der alte Hirt einen ganz andern Berg gemeint habe. „Hinter jenem schwarzen Kamm im Süden liegt Aschin“, sage ich, aber Gulam antwortet: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Dorf zwischen den Bergen eingeklemmt liegt, vermutlich werden wir es bald auf der flachen Ebene erblicken.“

So ziehen wir denn in dem endlosen Längentale zwischen dem Kuh-i-busurgi und den Bergen von Aschin weiter. Neben der Straße hatte kürzlich eine Karawane gelagert; man konnte in dem Sand sehen, daß die Kamele beladen gewesen waren. Wir fragten uns, woher diese Karawane wohl gekommen sei und was das Ziel ihrer Reise sein könne. Möglicherweise ist sie von Isfahan nach Dschandak gezogen; aber warum hat sie hier auf wasserlosem Steppenboden gelagert, wenn das Dorf Aschin ganz in der Nähe ist? Es ist unzweifelhaft, daß wir uns verirrt haben, und wir können jetzt nichts Klügeres tun, als getreulich dem einmal eingeschlagenen Wege folgen, denn früher oder später muß er uns doch zu einer Quelle oder einem Brunnen führen. Daß wir die Richtung nach Aschin vollständig verloren haben, ist sonnenklar, denn die Entfernung dorthin sollte nur 2 Farsach betragen, und wir hätten schon dort eintreffen müssen, als die Sonne am höchsten stand. Wir haben außer den paar Tropfen, die noch in den Tonkrufen sind, kein Wasser mehr und wir müssen uns diesem rätselhaften Wege anvertrauen. Er führt uns allmählich in einem Bogen nach Osten, Nordosten und Nordnordosten zwischen die Hügel am Fuße des Kuh-i-busurgi und tritt dann bald in ein deutlich ausgeprägtes Tal ein.



70. Bewadljene Dünen bei Alem. (S. 282.)



71. Mein Führer Kerbelai Madali. (S. 286.)



72. Lager Nr. 16. (S. 289.)

Habibullah eilt im Sturmschritt voraus. Manchmal sehen wir ihn auf den Höhen Umschau halten, aber sofort ist er wieder verschwunden und setzt drunten seine eilige Refognoszierung fort. Wir folgen seiner Spur langsam talaufwärts; er selbst bleibt stets auf der Straße, die hier viel deutlicher und kräftiger in den Boden eingedrückt ist, als sie es drunten auf der Ebene war. Hier zwingt die Form des Tales sie, in ein und denselben Rinne zu laufen, drunten auf der Steppe aber kann man gehen, wo man will, und doch immer eine gute Marschbahn haben. Unerwartet bald erreichen wir den kleinen Paß der Busurgikette, eine flache, bequeme Schwelle zwischen den Hügeln, und dann geht es endlich bergab nach Nordosten. Nach Norden hin rollt sich eine weitreichende Aussicht über das Meer der Kewir auf. Die Hügel um den Paß bestanden aus Quarzporphyr. Die Höhe betrug 1246 Meter.

Was war jetzt das Klügste? Stroh hatten wir nur noch für heute abend, Baumwollsaat noch für drei Abende; das Mehl reichte zwei Tage, aber das Wasser höchstens zu einer Tasse Tee für jeden. Wir hatten auf Mschin gerechnet, denn wenn wir dort auch nicht alles, dessen wir bedurften, fanden, so konnten wir es uns aus dem 3 Farsach davon entfernt liegenden Anarek holen lassen. Wir hatten keinen Führer, und keiner meiner Leute kannte die Lage der Brunnen, und es kann recht gefährlich werden, wenn man sich ohne Wasser in diesem wüstenartigen Lande verläuft, wo die Brunnen so weit auseinanderliegen und so im Gelände versteckt sind. Wir beschloßen daher, einstweilen gar nicht mehr an Mschin zu denken, sondern unsere Schritte zu beschleunigen und uns Dschandak als nächstes Ziel zu setzen. Dort war Gulam Hussein gewesen, und er glaubte, daß wir, wenn wir nur inzwischen den Weg nicht wieder verlieren, schon vorher auf einen oder zwei Brunnen stoßen würden.

Die Karawane zog durch das enge, gewundene Tal bergab, während ich, mit dem Sammeln von Gesteinsproben beschäftigt, hinterdreinschlenderte. Da sich keine Brunnen zeigten und es beinahe schon dämmerte, ließ ich nach 31 Kilometer langer Wanderung in dem engen Tale haltmachen.

Sobald das Lager Nr. 14 in Ordnung war, schickte ich Gulam Hussein auf Rekognoszierung talabwärts. Nach anderthalb Stunden kam er mit der Nachricht zurück, daß er einen Brunnen mit schwach salzhaltigem Wasser gefunden habe. Nun mußten er und Habibullah, mit zwei Schläuchen versehen, jeder ein Kamel besteigen und von jenem Brunnen Wasser holen. Erst um 10 Uhr hörten wir sie drunten im Tale rufen — sie wollten wohl untersuchen, ob das Lager in Aufweite war. Vorsichtigerweise hatten sie eine Laterne mitgenommen, die eine Weile später wie ein Elmsfeuer zu tanzen schien, als sie mit den beiden Schläuchen nahten, die mit süßem, frischem Wasser gefüllt waren.

Sünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Nachbarn der Sandwüste.

Infolge der reichlichen Wasserzufuhr mußten die Perser natürlich ein gründliches Teegelage veranstalten, und es ging auf Mitternacht, ehe das Stimmengewirr und das Brodeln der Wasserpfeifen verstummten. Aber am 21. Januar waren wir dennoch schon um 8 Uhr wieder unterwegs. Der Tag war düster und trübe, und es piff in den zerklüfteten Bergen, als wir das von niedrigen Höhen aus Porphyr eingeschlossene Tal hinunterzogen. Nach etwa einer Stunde erreichten wir den Brunnen; Gulam Hussein hatte diese Strecke fünfmal zurückgelegt, war aber trotzdem so munter und lustig wie gewöhnlich.

In dem festgemauerten Brunnen steht der Wasserspiegel einen Meter unter dem Erdboden; das Wasser muß insolgedessen mit Eimern heraufgezogen und in eine gepflasterte Rinne in Trogform gegossen werden, aus der die Tiere trinken. Diabas, stark kalkhaltige Gälleflinta und rötlicher Quarzit stehen hier an.

Gerade bei dem Brunnen öffnet sich das Tal und gewährt eine weite Aussicht nach Osten und Nordosten über die unendliche Wüste. Im Südosten erscheint ein nicht unbedeutender Schneegipfel. Hier gabelt sich der Weg wieder, und wir wurden von neuem unschlüssig. Der Weg nach links sah jedoch aus, als wenn er hauptsächlich von Hirten benutzt würde, die sich von den Weideplätzen der Steppe mit ihren Herden nach dem Brunnen begeben. Wir beschloßen daher, es

einmal mit dem nach rechts führenden Weg zu versuchen. Zunächst aber durften die Kamele sich an dem guten süßen Wasser nach Herzenslust satt trinken; der Steintrog wurde unaufhörlich gefüllt und wieder geleert, alle Männer tranken, soviel sie mochten, und dann wurden noch drei Schläuche und alle Tonkrufen vollgegossen — wir wußten ja nicht, wie weit es noch bis zum nächsten Brunnen war.

Unser Weg schlängelt sich eine Weile zwischen Hügeln hin und kreuzt flache Abzweigungen des Kuh-i-busurgi; bald aber sind wir draußen auf dem ebenen Schuttkegel, der sich außerordentlich langsam in nordöstlicher Richtung nach der Ebene der Kewir und nach der Sandwüste abdacht.

Nach Südosten ziehend, gingen wir quer über zwei größere ausgetrocknete Flußbetten, die sich nach der Kewir hinzogen, und passierten dann mehrere kleine plattform- und tafelhähnliche Erhöhungen aus Gesteinschutt, alte Erosionsreste, die sich hier und dort auf der ebenen Steppe erheben und sie um einige Meter überragen. Zwischen ihnen liegen Einsenkungen und flache Rinnen und an zwei Stellen auch kleine Kewirflächen, die das gewöhnliche Aussehen haben. In Süden und Südosten versperrt uns den Weg eine große, mit Schnee bedeckte Bergkette, die jedoch noch in weiter Ferne liegt. Gulam Hussein, der in Chur geboren und erzogen ist, meint, daß wir nun auf einer Straße seien, die nach Anarek führe. Ich selbst hege die Vermutung, daß ein südlicher Ausläufer der Kewir uns wieder zwingen wird, vorläufig noch diese Richtung einzuhalten, und daß wir nachher in einem Bogen nach Nordosten zu den Brunnen auf dem Wege nach Dschandaq gelangen werden.

Gerade zur rechten Zeit sehen wir im Südosten einige schwarze Pünktchen, die sich mit Hilfe des Fernglases als eine kleine Karawane erweisen. Der Abstand zwischen uns und ihr ist nicht unbeträchtlich. Meiner Ansicht nach werden wir sie, falls sie Rast hält, in einer Stunde erreichen; sollte sie aber in derselben Richtung wie wir weiterziehen, so können wir sie vor Abend nicht einholen. Unser ganzes Interesse konzentriert sich jetzt auf diese Männer, die uns die Auskunft

geben sollen, deren wir bedürfen. Wir beschleunigten daher unsere Schritte und trafen nach einer knappen halben Stunde mit ihnen zusammen, denn sie marschierten zwar auf demselben Wege wie wir, kamen uns aber entgegen.

Es waren vier Hirten, die auf zwei Kamelen ihre Lebensmittel und ihre Kleidungsstücke beförderten und sich nach dem Tschafesib, dem „weißen Brunnen“, demselben, den wir eben verlassen hatten, begeben wollten. Heute morgen waren sie aus Anarek aufgebrochen, das, ihrer Angabe nach, 5 Farsach vom Brunnen entfernt lag.

Obgleich es 2 Grad über Null war, ging ein bitterkalter Wind. Daher erweckte es allgemeine Befriedigung, als Meschedi Abbas ein sprühendes Feuer anzündete, um das wir uns herumsetzten und dann mit den Hirten ein wirkliches Kreuzverhör anstellten. Die Brunnen Tschabusurgi und Tschachaletsch liegen am Fuße des Busurgigebirges oder, wie sie hier sagen, des Busrugi. In einer Entfernung von einem halben Farsach nach Südosten hin sah man mitten auf der Steppe einen „Haus“, einen durch ein gemauertes Gewölbe geschützten Brunnen, der Haus-i-Hadschi-Dotwi heißt. Im Südwesten waren es zwei Farsach nach dem Dorfe Aschin, das wir gestern nicht hatten sehen können, weil wir eine zu nördliche Richtung eingeschlagen hatten. Der Kuh-i-nigu ist ein hoher Berg in Nordosten der nach Dschandaq führenden Straße, und im N 61° O liegt ein kleiner Berg, an dessen Fuß wir das Dorf Alem finden würden; der Berg heißt nach dem Dorf Kuh-i-Alem. Der Weg, auf dem wir uns jetzt befanden, führt ganz richtig nach Anarek und geht dabei durch ein „Gudar“, ein Tor oder einen Durchgang zwischen zwei Bergen, und über eine leichte „Kotel“ (Paßschwelle).

Die Hirten rieten uns, heute nicht weiter als zum Brunnen Haus-i-Hadschi-Dotwi zu ziehen und von dort zwei Leute mit Kamelen nach Aschin zu schicken, wo man Stroh und Baumwollsaat in Menge erhalten könne, da das Dorf ziemlich groß sei. Inzwischen tauten sowohl wir wie die Hirten an dem freundlichen Feuer auf. Der Älteste, ein Bierziger mit scharf ausgeprägten Zügen, in dünnem, blauem Rock,

mit einer schwarzen Lammfellmütze auf dem Kopfe und einer Pfeife im Gürtel, kam allmählich damit heraus, daß wir nur noch 2 Farsach von dem kleinen Dorf Alem entfernt seien. Er könne zwar nicht dafür einstehen, daß wir dort Proviant erhalten würden, aber er wolle uns den Weg nach dem Dorf gern zeigen, wenn wir ihm einen Toman gäben. Die 10 Kran wurden ihm sofort vorgezählt, aber zwei davon erschienen ihm verdächtig, und er wollte statt ihrer andere haben. Der Preis war unverschämt hoch, aber es war schön, daß wir nicht wieder nach Aschin zurück brauchten; Anarek lag auch zu weit von unserm Weg, und Dschandak war erst nach mehreren Tagereisen zu erreichen.

Während die andern Hirten ihren Weg fortsetzten, begleitete uns der Mann in dem blauen Rock nordostwärts nach Alem, das wir ohne ihn wohl nie gefunden hätten. Nach einer Weile fiel ihm ein, daß er seinen Mantel vergessen habe und seinen Kameraden nachlaufen müsse; aber Abbas Kuli Bek, der seine guten Landsleute kannte und den Mann im Verdacht hatte, ausreißen zu wollen, ging mit ihm. Sie kamen bald wieder, und nun marschierte der neue Führer an der Spitze der Karawane. Er zeigte mit dem Finger nach Norden und Nordosten und sagte: „Dort ist die Kig-i-dschin, die Sandwüste der Geister, und nördlich davon ist die große Kewir.“ Man konnte auch schon sehen, daß der Horizont im Norden und Nordosten infolge der Dünen gewellt war.

Es beginnt zu schneien; zuerst nur in vereinzelten Flocken, dann immer dichter, und die ganze Umgebung, alle die kleinen zerstreut liegenden Bergstöcke verschwinden, außer dem einen, der unser Ziel ist und der wie eine schwarze Silhouette durch den Schneenebel hindurchschimmert. Dann und wann verschleucht unser Herannahen einen Hasen, sonst zeigt sich kein Wild.

Der Schnee fällt jetzt sehr dicht; er kommt in großen, tanzenden Flocken herab, die uns wie Wattebäuschchen dicht am Gesicht vorbeifliegen; sie jagen einander in hastendem Spiel und sind beinahe so groß wie Schneebälle, aber leicht wie Federn. Sie glistern uns vor

den Augen, und man fährt zurück, wie um einem Schlage auszuweichen. Bei der Berührung mit dem Erdboden zerstäuben sie gleich einer hingeworfenen Prise Mehl. Jetzt ist nicht nur der kleine Berg verschwunden; auch die Kamele, die die ersten unseres Zuges sind, erscheinen uns nur wie Nebelbilder. Wieder schneie ich auf meinem Kamel ein. Ich hüte mich wohl vor jeder überflüssigen Bewegung, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß mir eine kalte Dusche am Halse herunterrieselt oder meine Taschen sich mit Schnee füllen; man sitzt besser ganz still und läßt die Schneeschicht auf seiner linken Seite, auf die der Wind weht, ruhig dicker werden.

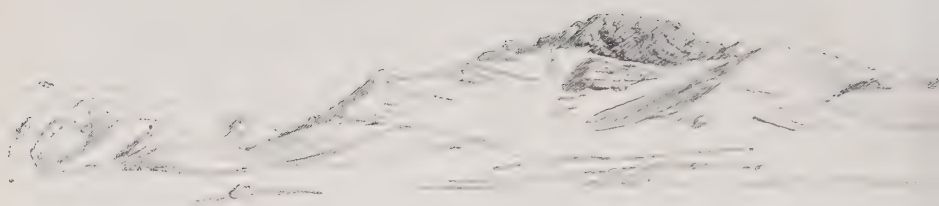
Vor uns dehnt sich ein Stück Sandwüste aus, und wir ziehen in die äußersten Dünen hinein, von denen einige durch die Wurzeln der Sagaule befestigt sind. Es sind recht kleine Dünen, und ihre steilen Leeseiten fallen nach Osten und Ostsüdosten ab. Der Boden besteht aus rötlichem Ton Schlamm, der an nassen Stellen glatt wie Schmierseife ist; auf diesem Ton sind die Dünen angehäuft. Zur Linken unseres Weges zieht sich ein Gürtel hoher vegetationsloser Dünen hin; manchmal bilden sie eine Kette und sind zusammengewachsen, dann wieder erheben sie sich wie Pyramiden.

Unser Pfad schlängelt sich zwischen den Dünen hin, die hier etwa 10 Meter hoch sind, weicht ihnen aus und überschreitet ihre niedrigsten Flügel auf kleinen Pässen. Das Terrain fällt merkbar in der Richtung des Weges, obgleich wir uns dem kleinen Bergstock nähern, dessen südliche Ausläufer jetzt schwach aus dem Nebel hervorzutreten beginnen. Die Hügel zur Rechten und eine Reihe zusammenhängender Dünen zur Linken, ziehen wir in einem flachen Bette nordwärts, das sichtlich von Zeit zu Zeit so starke Fluten durchströmen, daß sich kein Sand darin ansammeln kann. In diesem Bett bilden die Tamarisken manchmal wirkliche Dickichte; diese zählen, genügsamen Sträucher benutzen jede Gelegenheit, ihre Wurzeln dort in die Erde hinabzusenten, wo sie die größte Aussicht zur Bewässerung haben. Hier liegt auch der Brunnen Tscha-alem, von dem die Hirten uns erzählt hatten.

Wir ziehen an zwei Steinhütten vorüber, erblicken aber keine Menschen. Daß aber solche in der Nähe sind, zeigt sich deutlich, als wir etwas weiter nordwärts an einer aus Lehm und Steinen bestehenden Hütte vorbeireiten, die einen gewölbten Eingang hat und von Feldern umgeben ist, auf denen Gemüse und Weizen gebaut werden. Nach einigen Minuten macht unser Führer am Dorfe Alem halt, das aus einem einzigen, einem großen Häuserklumpen vergleichbaren Gebäudekomplex besteht und an ein Karawanserai erinnert (Abb. 65, 66). Einige Männer und Knaben kamen vorsichtig aus ihren Schlupfwinkeln heraus und waren augenscheinlich sehr erstaunt über den ungewöhnlichen Besuch, den sie bekamen (Abb. 67, 68).

Unmittelbar auf der Nordseite des Dorfes schlugen wir jetzt schnell das Lager Nr. 15 auf, da wir uns alle danach sehnten, in den Zelten Schutz zu finden vor dem noch immer fallenden Schnee, der jetzt nach und nach in Regen überging. Die Dorfleute brachten uns so viel Brennmaterial, als wir nur brauchten, und trugen uns süßes Wasser in die Küche; die Wassertöpfe, die aus dem Tschafid gefüllt worden waren, hatten wir schon leer getrunken, als wir die Hirten von Anarek trafen. Viel Stroh konnten die Dörfler nicht anbieten, aber was da war wollten sie uns gern verkaufen. Sechs Eier und ein Huhn waren übrigens alles, was sich in diesem kleinen Wüstendorf an Lebensmitteln auftreiben ließ; weiter gab es nichts in dieser Gasse, deren Saaten mit Hilfe des Wassers, das man auf künstliche Weise aus der Erde gewinnt, aus dem Ackerboden hervorgerufen werden.

In Alem gönnten wir uns einen Ruhetag. Wir konnten dort zwar nur $1\frac{1}{2}$ Charwar ($1\frac{1}{2}$ Doppelzentner) Strohhäcksel auftreiben, aber mehr brauchten wir auch nicht, um wohlbehalten nach Dschandaf zu gelangen. Da die Einwohner das Stroh, dessen sie bedürfen, selber aus dem abgelegenen Ardakan holen, wird diese Ware ziemlich teuer, und sie forderten uns 1 Kran pro Batman oder 15 Toman für das Ganze ab. Im übrigen benutzten meine Leute den Tag, um auf vier Tage Weizenbrot zu backen, während ich selbst, um mich zu



1. Ansicht n



2. Ansicht no



3. Aus

Die Sandwüste

Zeichnu

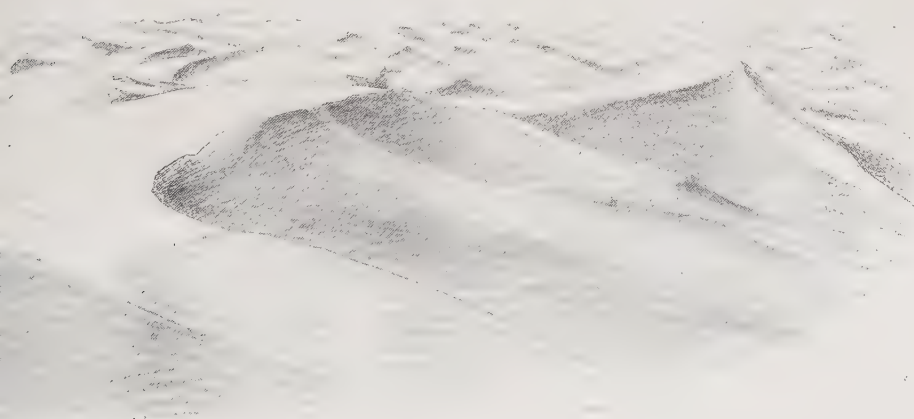
II.



und Osten.



o Südwesten.



orden.

Alem. (S. 281.)

faffers.

orientieren, in der Umgegend umherstreifte, ein Panorama der ganzen Gegend zeichnete (Panorama II, Abb. 1—3) und fleißig photographierte.

Das kleine Dorf (949 Meter Seehöhe), eine einsame Insel im Wüstenmeer, soll erst zehn Jahre alt sein und hat nur 15 Einwohner, die arm und von allen Heerstraßen abgeschnitten auf diesem öden Fleckchen Erde hier um ihr Dasein kämpfen. Ihre Hütten sind, wie schon erwähnt, alle in einer Reihe aneinandergebaut; aber jedes dieser Döcher hat eine gewölbte Kuppel als Dach und einen eigenen Eingang. Der Hofplatz vor der Haustür ist ihr Wohnzimmer; dort saß eine Frau, die mit einem hölzernen, an ein Spinnrad erinnernden Rad Garn zu einer Schnur zusammendrehte. Nur drei Frauen und ein Mädchen gab es jetzt in Alem, alle andern waren Männer und Knaben.

Der Sandgürtel rückt dem Dorf von Westen her direkt auf den Leib, und es ist von ihm nur durch ein schützendes Schlammbett getrennt, das von dem Ruh=i-sefid-ab im Süden kommen soll. Gewöhnlich versiegt sein Wasser einen halben Farsach weit südlich vom Dorf, manchmal aber strömt es auch noch an den Häusern von Alem vorüber und verrinnt am Fuße der höheren Dünen. Dann spült es den Flugsand fort, der sich zu weit vorgewagt hat und die kleinen, viereckigen Felder mit ihren niedrigen Erdwällen bedroht.

Unser Freund Hadjschi Hassan, der Älteste und Reichste des Dorfes, ein Mann von 57 Jahren (Abb. 69), versicherte uns, daß der Sandgürtel sich 7 Farsach weit nach Norden erstreckt, wo er an der Kewir-ende und in ihr verschwinde. Nach Nordwesten hin erstreckt er sich über 9 Farsach und ende in der Gegend des Kasir=kuh (des Heidenberges) jenseits des Ruh=i-busurgi. Von einer der höchsten Dünen in der Nähe des Dorfes konnte man nach Norden hin kein Ende des Flugsandfeldes erblicken, aber nach Nordwesten hin schienen die Dünen niedriger zu werden, ja, hier und dort sogar durch Passagen mit sandfreiem Boden getrennt zu sein. An dem Punkt, wo das Schlammbett aufhört, nehmen die Dünen überhand und klettern aufeinander hinauf, um eine größere Höhe als sonst zu erreichen; sie steigen auch an den westlichen Abhängen des Berges von Alem hinauf. Wahrscheinlich veranlassen gerade die

Berge die größere Anhäufung des Sandes hier in dieser Gegend; sie stoßen den sandbelasteten Wind, der aus Nordwesten kommt, zurück und zwingen den Sand, aus der Luft herabzufallen und sich vor dem Berggründen anzuhäufen.

Der Sand ist hier ebenso gelb wie in Ostturkestan, aber ein wenig gröber als in der Takla-makan. Die steilen Abhänge der im Windschatten liegenden Seiten fallen stets nach $S\ 70^{\circ}\ O$ ab, weshalb die Dünenkämme sich von Nordnordost nach Südsüdwest hinziehen. Sie bilden oft miteinander verwachsene Ketten, die man mit dem Auge lange Strecken weit verfolgen kann, und hier und dort türmen sie sich zu Haufen gänzlich unfruchtbaren Sandes auf. Die durch starres Gras und Tamarisken befestigten Dünen zeigen oft eine veränderte Gestalt, insofern als auch der Westabhang ziemlich steil sein kann (Abb. 70). In den Zwischenräumen zwischen den Dünenketten tritt der gelbrote Schlammboden hervor, der deutliche Spuren darüber hingeströmten Wassers trägt und in große Schollen zerrissen ist; oft sieht man, wie diese in der Quere aufgerichtet worden sind, Bäumen und Hecken vergleichbar, deren Zweck es ist, die Wasserflut, wenn sie gelegentlich hierher dringt, zu hemmen und so die Vegetation zu fördern. Auf derartigen kleinen umzäunten Flächen werden Wassermelonen gebaut.

Ihr Berieselungswasser erhalten die Bewohner von Alem auf folgende Weise. Der Brunnen Tscha-alem, an dem wir gestern gleich oberhalb des Dorfes vorbeikamen, ist der Ser-i-ab, der Kopf oder die Quelle des Berieselungssystems. Ursprünglich stammt das Wasser aus dem südlichen Gebirge und kommt, mehr oder weniger unterirdisch fließend, von dort. Jedenfalls wird es nach und nach in dem Brunnen aufgespeichert und von dort durch einen unterirdischen Kanal nach den auf niedrigerem Niveau liegenden Feldern geführt. Wenn Schnee und Regen ausbleiben, versiegt der Brunnen; in diesem Jahr hatten die Leute nicht darüber zu klagen, und überdies stand in vier Monaten der Frühlingsregen bevor. Bleibt auch dieser aus, so erhält Alem keinen Tropfen Wasser. Dann verlassen die Einwohner ihr Dorf und

ziehen nach Serhäd-i-bachtiani, dem „kalten Lande der Bachtianen“, wo der Sajende-rud, der Fluß von Isfahan, entspringt; dort bleiben sie während der warmen Jahreszeit und weiden ihre Kamele.

Man kann nicht umhin, diese Kamelwanderer um ihre großen geographischen Kenntnisse zu beneiden; sie kennen weite Strecken des innern Persien ganz genau, können in pechfinstern Nächten die Straße zwischen Hamadan und Sebsewar ziehen und dennoch die Brunnen finden, und sie kennen auch die Namen, die alle diese kleinen Gebirge und Wasserplätze seit Jahrhunderten getragen haben. Die Entfernung nach ihren Weideplätzen in Kuristan beträgt, nach ihrer Berechnung, 150 Farsach, etwa 800 Kilometer, die sie in 25 Tagen zurücklegen. Sie sind also, genau genommen, Nomaden und haben in Allem keine bleibende Statt. Bleibt der lebenspendende Regen aus, so packen sie ihre ganze Habe auf ihre Kamele; sämtliche Dorfbewohner begeben sich auf ihre lange Wanderung und lassen ihre Tiere unterwegs an geeigneten Stellen grasen. Dann liegt das Dorf verlassen da, und nicht einmal Allems einziger Hahn, der sich jetzt unter den Hühnern auf dem Hofe brüestet, läßt dort seine Stimme erschallen. Nur der sandtragende Wind umspielt dann klagend die sonnenverbrannten Kuppeln der leeren Häuser. Nachher aber, wenn ein neuer Winter naht, freuen sich die Nomaden, wieder dorthin zurückkehren zu können, fegen den Flugsand aus ihren Wohnungen, reinigen den Brunnen und ruhen in ihren friedlichen Hütten von der langen Reise aus.

Hadjschi Hassan war oft am Rande der Kewir gewesen und er pflegte auch auf seinen Wanderungen nach Sebsewar quer durch die Salzwüste zu gehen. Er riet mir von dem Wagnis ab, jetzt in die Wüste hineinzuziehen, da die Jahreszeit dazu nichts weniger als günstig sei. Trete, wenn man sich mitten in der Wüste befinde, Regen oder ein Schneefall ein, so entstehe sofort „Gel“, Schlamm; der salzhaltige Tonboden werde glatt wie Eis, und die Kamele könnten nicht zehn Schritt weit gehen, ohne hinzustürzen. „Es ist oft vorgekommen,“ sagte er, „daß Karawanen unter solchen Umständen weder vorwärts noch rückwärts gekonnt haben, und dadurch sind sowohl die Menschen wie

die Kamele verloren gewesen. Ist das Wetter gut und trocken, so hat es gar keine Gefahr, mit Kamelen nämlich; mit Eseln, Pferden und Maultieren aber ist es unmöglich, weil man im Innern der Wüste kein Trinkwasser findet.“ Wollte man die Wüste durchqueren, so müsse man an ihrem Rande bereit liegen und aufbrechen, sobald das Wetter klar sei und zuverlässig aussehe, und man müsse anfänglich den Marsch nach Kräften beschleunigen, ohne Rast zu halten, damit man der andern Seite schon möglichst nahe sei, falls es regnen sollte. Komme ein Regen, so müsse man die Marschgeschwindigkeit erhöhen, um eine möglichst große Strecke zurückgelegt zu haben, ehe die Oberfläche des Erdbodens durch und durch naß und glatt geworden sei.

Aus allem, was mir geraten wurde, kann man entnehmen, daß es keine Kleinigkeit ist, die Kewir zu durchqueren.

Ende Februar pflegt hier starker Wind aus „Kebke“, aus Westsüdwest, zu herrschen, aber auch östliche Winde sind häufig. Als ich die Bemerkung machte, daß, nach der Richtung der Dünen zu urtheilen, jener entschieden vorherrschen müsse, wurde mir die Antwort, daß die Dünen nach heftigem Ostwind ihr „Kuh“ (Gesicht) nach Westen kehren. Über die Wege der Gegend wurde mitgeteilt, daß es nach Isfahan von hier aus 50 Farsach weit sei und 8 nach Anarek, das 100 Häuser zähle, aber keinen Ackerbau treibe, weil das bißchen Quellwasser, das es dort gebe, nicht zur Berieselung ausreiche; die Bewohner Anareks lebten daher von der Zucht der Kamele, deren sie zwischen zwei- und dreitausend besäßen.

Nach Dschandak führen zwei Wege, der südliche über Tschupun und Haus-i-pendsch, der nördliche über die Brunnen Tschaghig, Tschutshcgum, Tschadach, Tschanigu, Bo-nigu, Tscharabi und Ges-essun; der zweite dieser Wege ist um 3 Farsach kürzer, führt aber meistens über Dünen bergauf und bergab und durch Ausläufer der Kewir. Ich entschied mich für den ersten, der auf den Karten nur flüchtig punktiert war und daher nicht von einem Europäer benutzt worden zu sein schien. Noch 5 und 6 Farsach nördlich von Allem gibt es zwei Brunnen: den Tschabergshu und den Tschagudar-hafsch,



73. Landschaft nördlich vom Lager Nr. 16. (S. 289.)



74. Weiter nach Ofien. (S. 293.)



75. Kurze Raft. (S. 295.)



76. Lehmhäuser in Tichupunun. (S. 296.)

die allerdings salziges Wasser haben, das jedoch für die daran gewöhnten Kamele genießbar ist.

Nachdem meine Leute zu einem mir unbekannten Zweck dem Hadschi Hassan zwei Fuchsfelle abgekauft hatten, sagten wir dem alten Manne Lebewohl und zogen am Morgen des 23. Januar nach Ost-südosten hin weiter, langsam über Ries- und Sandabhänge hinweg zwischen kleinen Erhebungen und Schwellen des Berges von Asem ansteigend. Vor uns erhebt der Kuh-i-nechlek sein schroffes, rauhes und kahles Felshaupt, und die Halden, die vom Gipfel des Berges in scharf gezeichneten Linien abfallen, schillern in dunkelvioletten Tönen. Nach Norden erstreckt sich das Sandmeer so weit, wie bei diesem strahlend klaren Wetter der Blick reicht; in noch weiterer Ferne ahnt man die tote Salzwüste, das Heim der Vernichtung und des Schweigens. Getreulich den östlichen Seiten der Bodenwellen folgend, haben sich hier oben kleinere Dünen angehäuft; hier oben, sage ich, denn wir befinden uns jetzt auf einer Bodenanschwellung, die nach Norden, Süden und Westen abfällt. Auf der rechten Seite haben wir die Hauptmasse des kleinen Gebirges, und es stellt sich bald heraus, daß wir nur seinen äußersten Ausläufer nach der Wüste hin überschritten hatten.

Wir befinden uns in einer Senke. Links zieht sich eine Abzweigung der Sandwüste hin, ein kleines Feld mehr oder weniger bewachsener Dünen, und ein trocknes Bachbett durchschneidet das Erdreich nach Norden, ein Beweis der Abdachung des Geländes und der Tatsache, daß es auch hier in der Wüste tüchtig regnen kann. Weiter hinten erheben sich die Rücken der gelbrotten Dünen in Ketten, zusammenhängenden Bergen und Gürteln, hier und dort durch ebene, graue Flächen voneinander getrennt, aus denen der darunterliegende Tongrund hervorschimmert, eine Erscheinung, die an die „Bajir“ in der ostturkistanischen Sandwüste erinnert.

Nachdem wir über eine kleine Schwelle (1004 Meter) zwischen steil emporragenden, kleinen Bergvorsprüngen gezogen sind, die aus Grauwacke und rötlichem, dichtem Kalkstein mit undeutlichen Bruchstücken von Versteinerungen bestehen, geht es während der ganzen Tagesreise bergab.

Wir haben noch immer denselben „Bällab“ oder Führer, Kerbelai Madali, den wir vorgestern zu unserm Glück in der Steppe aufgabelten, den Mann im blauen Rock, der einen Toman nahm, um uns den Weg nach Alem zu zeigen (Abb. 71). Er ist unübertrefflich und kennt jeden Brunnen, den Namen jedes Berges, an dem wir vorüberziehen, alle Entfernungen und die Plätze, die sich für uns zum Lagern eignen können. Hadjschi Hassan hatte uns Glück gewünscht zu der Gnade Allahs, die mich gerade diesen Mann auf meinem Wege hatte treffen lassen, in dem Augenblick, als ich seiner am meisten bedurfte.

Vor uns thront eine dunkle Bergkette, nach zwei in ihr liegenden Brunnen Kuh=i-tscheft=u=tschugu genannt. Unmittelbar rechts neben dieser Kette beginnt die Gegend Moschadscheri, die auf allen Karten von Persien angegeben ist und die wir deshalb soweit wie nur möglich im Süden unserer Route liegen lassen. Ein ziemlich hoher, regelmäßig geformter Tafelberg im Süden trägt den Namen Kuh=i-mehellä. Unser Weg läßt den Kuh=i-tscheft zur Rechten und die Straße von Anarek nach Abbafabad und Tebbes noch weiter rechts liegen. Am Fuße des Kuh=i-sur in S 70° D zieht sich einer der von Sezd nach Tebbes führenden Wege hin. In all seiner Öde ist also dieses Land von einem Netz von Straßen und Pfaden, hellen, schmalen, durch die Fußschwien der Kamele ausgetretenen Bändern, durchzogen; die Knoten des Netzes sind die Brunnen, in den Maschen aber sieht man nichts anderes als Wüstenei, Sand und Steppe und trockne, sterile und verwitterte Gebirgsbruchstücke.

In der Ferne erblicken wir zwei Rauchsäulen, die von Weiskern aufsteigen, in denen die harten Stämme der Saksale und der Tamarisken zu Holzkohle verarbeitet werden. Von Nordwesten her weht eine willkommene, erfrischende Brise über dieses friedliche Land; um 1 Uhr zeigt das Thermometer + 9 Grad, und meine Diener sehnen sich nach ihrem gewöhnlichen Mittagessen. Abbas Kuli Bek ist derjenige, welcher zu fragen pflegt, ob ich etwas dagegen haben würde, wenn sie zehn Minuten lang rasteten. Während sie einen Schluck Wasser trinken, ein Stück Brot essen und eine Pfeife rauchen, mache ich einige Notizen

und Peilungen und lese die meteorologischen Instrumente ab. Ich selbst verzichte auf das zweite Frühstück und pflege während des Tages auch nicht zu trinken; man befindet sich in der Wüste dabei besser, die Perser trinken unaufhörlich und sind trotzdem immer durstig.

Mit der Aussicht auf den hohen Bergstoß *Kuh=i=doldor*, der sich im Süden wie ein Leuchtturm erhebt, setzen wir unsern Weg nach Osten hin fort über die öde, wenig bewachsene Steppe, die nur äußerst selten von ganz kleinen Rinnen durchschnitten wird. Etwa 200 Meter entfernt sieht man im Norden die Rücken der Dünen über einem ziemlich üppigen Gürtel graugrüner *Saxaule*, die am Rande des Sandmeeres wachsen und gedeihen. Aus dem Dickicht, das sie dort bilden, tauchte ein Kamelhirt auf. Er kam heran, plauderte einen Augenblick mit *Kerbelai Madali* und verschwand dann wieder zwischen den Sträuchern. Wenn man nicht den wahren Sachverhalt kannte, möchte man darauf schwören, daß im Süden ein großer See liege, um so mehr, als die auf seiner Südseite befindlichen Berge sich in seiner Wasserfläche zu spiegeln scheinen; und doch ist es nur eine trügerische Luftspiegelung. Seen in diesem Lande! Man kann es wochenlang durchwandern, ohne auf dem Erdboden auch nur einen Tropfen Wasser zu erblicken, und das bißchen, was unter dem Erdboden vorhanden ist, muß künstlich in den wenigen Brunnen, die in den Talmündungen gut versteckt liegen, aus der Erde herausgezogen werden. Niederschläge haben wir gehabt, aber sie bleiben nicht auf dem Boden; sie verdunsten, ohne einen Tropfen zurückzulassen. Daher klingt es auch wie Übertreibung, wenn die Leute sagen, Regen und Schlamm seien die größte Gefahr, die auf der Reise durch die *Kewir* drohe.

Dann und wann kommen wir durch einen in nord-südlicher Richtung gehenden Streifen üppiger *Saxaule*, deren Wurzeln offenbar durch irgendeine unterirdische Wasserader ernährt werden. Vor uns erscheint auf der rechten Seite eine lange, am Boden hinlaufende schwarze Linie; sie löst sich nach und nach in Punkte auf, die sich uns in spitzem Winkel nähern und immer größer werden; es sind, wie sich herausstellt, unbeladene Kamele. Sie gleichen Schiffen auf dem Meere, die zwischen

den Felseninseln und den Sandriffen eines zerstreuten Archipels unsern Kurs kreuzen. Sie erreichen den Schnittpunkt früher als wir und setzen ihren Weg nach dem Saxaulgürtel am Saum der Dünen fort. Aber acht Männer bleiben stehen, um uns zu erwarten; wie man sich denken konnte, waren es Hirten aus Anarek, die auf dem Wege nach den Kamelweiden der Sandwüste waren.

Jetzt passieren wir die ersten Teile des Kuh=i-tsheft und lassen seine beiden Brunnen Tsha=i-tschugu und Tsha=i-tsheft rechts liegen; auf der andern Seite dieses schwarzen Bergrückens liegt Moschadscheri. Im Norden häuft sich der Sand zu immer höhern Dünen an und bildet hügelartige, domförmige Rücken von rötlicher Farbe, die wohl 20 oder 25 Meter hoch sind. An ihrem Rande zieht sich der Saxaulgürtel ohne jegliche Lücke hin, als sei er eine angepflanzte Hecke, welche die Ausbreitung des Sandes hindern solle. Einen größeren Vortheile bietenden Karawanenweg kann man sich kaum denken.

Es geht gegen Abend; wir haben die Sonne im Rücken, die Schatten der Kamele werden länger und eilen uns, wie Fühlhörner, weit voraus. Habibullah, der das erste Kamel führt, kann der Anziehungskraft des Saxaulgürtels, dessen Lagerfeuermaterial unerschöpflich ist, nicht widerstehen, aber Kербелай Madaki will nichts davon wissen und ermahnt ihn, nicht von der vorgeschriebenen Richtung abzuweichen. Die andern stimmen für das Lagern, aber der Führer, der hoch und heilig versprochen hat, uns in vier Tagen nach Dschandak zu bringen, erklärt ruhig, daß wir nicht mehr weit von unserm heutigen Lagerplatz entfernt seien. Schließlich biegt er nach Nordosten ab und lenkt seine Schritte nach einem Teile des Saxaulgürtels hin, wo diese Sträucher sich hellgrün, fast weiß, bis zu 3 Meter Höhe erheben und ganz besonders dicht stehen. Ein herrlicher Anblick! Uns war zumute, als hätten wir eine Oase in der Wüste erreicht und schlugen unsere Zelte unter belaubten Bäumen auf. Die Perser nennen einen solchen Vegetationsgürtel auch „Zangal“, Wald, ganz wie in Ostturkestan oder auf dem Wege nach dem Karakorum=paß, wo Tschong=jangal ein Name ist, den die Gegend diesen

Sträuchern verbanft. Die Sargaule waren aber kaum höher als unsere Zelte und unsere Kamele.

Das erste, was im Lager Nr. 16 geschieht — besonders dann, wenn es sich wie jetzt darum handelt, das letzte Licht des fliehenden Tages auszunutzen —, ist die Aufnahme einiger Landschaftsbilder (Abb. 72, 73), das Zeichnen eines Panoramas der Gegend und das Eintragen aller dem Führer bekannten Namen nebst Angabe der Kompaßpeilungen. Wir haben z. B. 8 Farsach in ostjüdöstlicher Richtung nach Abbasabad, und dahinter erhebt sich die Umrißlinie des Kuh=i-Abbasabad. Im Osten ist der Kuh=i-ab=i-germ mit der Straße von Anarek nach Tebbes, jener seltsamen Dase, die nur wenige Europäer besucht haben und die jenseits von Gut und Böse im Herzen der Wüste liegt, die wir aber jetzt schon mit aller paradiesischen Schönheit ausschmücken, wie sie sich auf Erden nur träumen läßt. Im Südosten thront der Kuh=i-tschest mit seinen beiden Brunnen, und im Südwesten ragt der Kuh=i-mehellä empor. Im Nordwesten gewahrt man einen ansehnlichen Teil der Sandwüste mit den Brunnen Tschabergu, Basch=kojschi, Tschaschur und Tschutschegun. Der Kuh=i-nigu und der Bo=nigu zeigen sich im Nordnordosten, und im Ostnordosten sehen wir den Kuh=i-tschupunun, dessen Silhouette morgen die Landmarke sein wird, nach der wir hinziehen.

Unser Lager in 811 Meter Seehöhe war wirklich sehr gemütlich, und Brennholz hatten wir dort vollauf. Meine Leute hatten nicht weit zu gehen, um in kurzer Zeit vertrocknete Stämme zu finden, deren Wurzeln nicht mehr bis zum Grundwasser hinabreichten. Die Holzstöße hätten eine Woche und noch länger gereicht, nun aber wollten wir uns ein einziges Mal an dem fröhlichen, hellen Scheine flammender Scheiterhaufen erfreuen. Awul Kasim, Mirza und die Kosaken lassen ihr Zelt offenstehen und das Feuer dicht davor brennen. Das Innere des Zeltes ist daher so hell erleuchtet wie noch nie, und die Gruppe der um ihr gemeinsames Abendessen Herumsitzenden ist wirklich pittoresk; sie lachen, plaudern und finden das Leben lebenswert, sie zünden ihre Pfeifen an, drehen sich mit Hilfe von Zeitungspapier Zigaretten, und

dann trinken sie wieder Tee und essen Brot und Roghan mit immer gleich unverwüßlichem Appetit. Der Feuerschein fällt über die feinen, hellen Gruppen der Saksale hin und läßt sie von dem Widerschein rosig schimmern. Die Kamele werden grell beleuchtet; sie sehen auf dem dunkeln Hintergrund unförmlich und sonderbar wie langsam dahinschreitende Gespenster aus. Die Berge, die eben noch der Wüste ihre Front zugekehrt hatten, sind spurlos verschwunden, und ihre am Himmel kaum noch wahrnehmbaren Umrisse verschmelzen mit der Linie des Horizonts. Sobald die Sonne untergegangen ist und die Temperatur rasch sinkt, glaubt man einen schwachen klingenden oder saufenden Ton aus den Dünen zu hören. Vielleicht ist es das vereinigte Geräusch, das entsteht, wenn sich Myriaden Sandkörner abkühlen und aneinanderreiben. Es ist das Abendlied der Wüste, das Fest der neuen Nacht, das diese jetzt stillen und doch seit unzähligen Jahrhunderten rastlos wandernden Dünen einläuten. Der Feuerschein tanzt flackernd und rot über die Umgebung hin; aber die Schatten der Zelte, der Kamele und der Sträucher laufen wie Rabien hinein in das nächtliche Dunkel, das uns auf allen Seiten umgibt. Es wird ganz windstill und ruhig, der Himmel ist vollkommen fleckenlos, und die Sterne funkeln kalt und klar. Zwischen uns und ihnen ist der Weltenraum, und um uns her schlummert, ein ungelöstes Rätsel, die Wüste.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Ein Dorf in der Wüste.

Mirza weckt mich eine ganze Weile vor Sonnenaufgang, während draußen noch die letzten Schatten der Nacht brüten und das Innere des Zeltes dunkel und frostkalt ist. Ich habe zwar wenig Lust, das warme Nest meines Bettes zu verlassen, aber das angezündete Licht, das meiner wartende warme Waschwasser und die knisternde Glut des Mangals, die die starre Nachtkälte aus meiner lustigen Schlafkammer vertreibt, führen mich schnell in die Wirklichkeit zurück. Während ich mich anleide, wird es hell, und noch ehe die Zeltleinwand zurückgeschlagen wird, sehe ich an der Beleuchtung, daß es heute ein warmer Tag werden wird; hell und klar scheint es durch die Zeltleinwand, und es geht kein Wind.

Es war auch schön und bezaubernd, am Morgen des 24. Januar ins Freie hinauszutreten. Die matt gelbgrauen Saguale mit ihren weichen, herabhängenden Zweigen wurden von der Sonne stark beleuchtet und hoben sich grell gegen ihre eigenen, langgezogenen, scharfen Schatten ab, die den weiß bereiften Erdboden mit ihren dunkelblauen Bändern überspannten. Nicht das geringste kleine Wölkchen schwebt über der Erde; dem Himmel fehlt allerdings die intensiv blaue Farbe des Himmels der Mittelmeerländer, aber er ist doch in seiner matten Bläue rein und klar. Die ausgezackten Rämme der Gebirge stehen scharf gezeichnet da und zeigen sich in ganz anderer Beleuchtung als

gestern im Lichte der untergehenden Sonne. Die westlichen Berge, deren Einzelheiten gestern beim Sonnenuntergang von Schatten verschlungen wurden, baden sich jetzt im Morgenlicht, während der Ruh-i-tschest eine geschlossene Silhouette unter der aufgehenden Sonne bildet. Die Berge bei Tschupunun sind noch so weit von uns entfernt, daß sie nur in leichten, miteinander verschmelzenden Farbentönen hervortreten, und doch sind sie das Ziel unserer heutigen Wanderung. Inshallah! In der frühen, beinahe horizontalen Beleuchtung zeigen sich die Formen der Sanddünen ganz in ihrem eleganten Relief und ihren feinmodellierten Kuppen und energisch geschwungenen Kämmen, Flügeln und Abhängen. Schärfere Schatten füllen die Lücken zwischen den Dünen aus, und über der Fläche der Sandwüste, deren regelmäßige Struktur eine Arbeit der Winde ist, erhebt sich im Norden der Ruh-i-nigu.

Obgleich wir hier umgeben sind von lauter Wüsten, Flugsand und den kümmerlichen Ruinen ehemaliger Kettengebirge, die noch eigensinnig gegen die zerstörenden Kräfte der Atmosphären an kämpfen, ist die Landschaft dennoch erhebend und heiter, und das helle, windstille Winterwetter war gerade so, wie ich es im Innern Persiens erwartet hatte. Wir brachen zur gewöhnlichen Stunde und in gewöhnlicher Zugordnung auf. Von dem nordnordöstlichen Vorsprung des Rigugebirges sollen es nur 4 Farsach nach Dschandaq sein. Wenn man aber diese Berge von Sand sieht, die sich in dieser Richtung angehäuft haben, so freut man sich, daß man nicht gezwungen ist, die Kamele sich dort anstrengen zu lassen, und statt dessen auf dem bequemen, festen Pfade ziehen kann, der nach dem Dorfe Tschupunun führt, wenn er auch einige Farsach länger ist. Von unsern dreizehn Kamelen sind zwei recht angegriffen; trotzdem sie nur leichte Lasten tragen, schleppen sie sich mühsam vorwärts und lassen sich von den vor ihnen gehenden Kamelen, an deren Packsätteln ihr Halfterstrick festgebunden ist, soviel wie möglich ziehen. Die übrigen dagegen sind in bestem Zustand und scheinen noch ziemliche Strapazen ertragen zu können.

In dem starken, fast blendenden Morgenlicht schreiten unsere Wüstenschiffe sicher und majestätisch wie immer auf ihrem Wege nach Osten dahin (Abb. 74). Das Leitkamel, einer unserer größten, stärksten Hengste, sieht aus, als ob es die Menschen aufs tiefste verachte. Keiner braucht es am Halfterstrick zu führen; Habibullah hat die Leine über den Hals des Kamels gelegt und geht hinter ihm her. Es hat also niemand vor sich, folgt aber dem Pfade so treu wie ein Straßenbahnwagen den Schienen, ohne sich umzusehen und ohne das geringste Interesse an allem, was hinter ihm vorgeht. Nur manchmal dreht es den Kopf langsam und feierlich und regelrecht horizontal ein wenig seitwärts und mustert mit souverän gleichgültigem Blick aus seinen großen, braunen Augen das öde Land, das sich nach allen Seiten hin erstreckt und das trotz aller seiner Endlosigkeit für seinen ruhigen, gemessenen Schritt nur ein kleiner Bissen zu sein scheint. Es ist gar nicht hochmütig darüber, daß es an der Spitze des Zuges geht, denn es erscheint ihm als die natürlichste Sache der Welt, daß gerade es vorangeht und die Karawane still und ruhig nach der Gegend von Tschupunun führt. Es hört an dem taktfesten Klange der Glocken, daß die andern ihm folgen. Bleibt aber der Zug stehen, weil eine Last herabzugleiten droht, und hören die Glocken dann auf zu läuten, so bleibt auch das Leitkamel stehen, wendet langsam den Kopf, verläßt den Pfad und geht zum nächsten Steppengrasbüschel, um zu fressen. Wenn die Ursache der Verzögerung beseitigt ist, braucht Habibullah das Kamel nur ein paar Schritte am Strick zu führen, bis von neuem die gewöhnliche Marschmelodie erklingt; dann tut es wieder allein seine Pflicht, und man hört wieder schwach durch das Glockenspiel hindurch das huschende, tastende, durch Sand und Kies gleitende Auftreten der weichen Fußschwielen.

Schon beim Lager lag eine Schlammfläche, deren gelbe Tonscheibe in polygonale Schollen zersprungen war; sie hatte sich durch das vom Kuh-i-tschest kommende Regenwasser gebildet. Eine Strecke weiter benutzen wir eine zweite, die viel größer ist und an Glätte mit der Eisdecke eines gefrorenen Sees wetteifert. Sie bietet uns eine Bahn, die so bequem ist wie eine Asphaltstraße. Dann folgt eine ganze

Reihe solch ebener Flächen, die uns verraten, daß wir uns tatsächlich in einer Depression befinden, die ohne sie dem Auge unerkennbar bliebe. Sicherlich hebt sich der Boden von hier aus südwärts nach dem Fuße der Berge von Tschest und nordwärts nach dem Fuße des Rigugebirges hin. Wenn es in jenen regnet, schwenmt das abfließende Wasser den Schlamm mit herab und lagert ihn auf dem Grunde der Depression ab, die sich dadurch im Laufe der Zeiten langsam hebt. In einem feichten Schlammbett stand noch ein 2 Quadratmeter großer Wasserpfuhl, auf dem nach den 5,7 Grad Kälte der letzten Nacht eine dünne Eishaut lag. Alle meine Leute lagen natürlich sofort auf dem Bauche — an frischem Wasser mit Eis stolz vorbeizuschreiten, war ja unmöglich; das bißchen, was blieb, wurde zweien der Kamele und Newent überlassen.

Als wir den halben Weg hinter uns haben, taucht im Ostsüdosten ein neues, ziemlich schneereiches Bergmassiv auf; es heißt *Kuh=i-hidscher* und auch wohl *Kuh=i-basio*, nach den Dörfern *Hidscher* und *Basio* an seinem Fuße, die 8 und 9 *Farfah* von uns entfernt liegen.

Die Straße entfernt sich jetzt ein wenig von dem großen, zusammenhängenden Sandgürtel und dem Streifen der *Saxaule*, aber einer seiner Vorsprünge oder Ausläufer zwingt uns, nach Südosten abzubiegen. Wir schneiden diesen kleinen Vorsprung an einer Stelle ab, wo er nur schmal ist, und lassen rechts eine Sandhalbinsel liegen, deren 10—12 Meter hohe Dünen so gut wie völlig vegetationslos sind. Dieser beinahe isolierte Dünenkomplex ist recht eigentümlich; die verschiedenen Dünen haben nur auf dem Kamm eine kleine, nach Süden steil abstürzende Leiste, sind aber sonst ohne erkennbare Ordnung orientiert, entschieden ein Spielzeug der Launen wechselnder Winde. Es erscheint uns sonderbar, daß der Sand gerade auf diesem Flecke haltmacht und sich hoch anhäuft, während wir so lange an seinem Rande entlang gezogen sind, ohne irgendwelche Vorsprünge zu passieren. Dies kann nur daran liegen, daß gerade hier sich eine Abzweigung der südlichen Berge bis in die unmittelbare Nachbarschaft des Südvorsprungs hinzieht, und dieser Bergarm verursacht sicherlich

einen Windwirbel, der den Flugsand zum Niederfallen zwingt. Mittels zweier kleiner Stiele oder Landengen ist diese Dünenansammlung an dem großen Sande im Norden befestigt; die erste Landenge war 200 Meter breit und bestand nur aus kleinen, freistehenden Einzeldünen, die scharf abgegrenzt waren und wie aufgestellte Modelle und Klöße auf dem harten Untergrunde standen. Ihre Höhe betrug nur 3—4 Meter. Die zweite Landenge gleicht der ersten, ist aber schmaler. Zwischen beiden entsteht auf diese Weise eine wirkliche Lagune sandfreien Bodens, und in ihrer Mitte ist man auf allen Seiten von Dünen umgeben. Warum das Erdreich gerade an dieser Stelle sandfrei ist, läßt sich schwer sagen; vielleicht ist die Ursache in der Ablenkung zu suchen, die der Wind durch das benachbarte Gebirge erfährt.

Um 1 Uhr sind es 12 Grad Wärme, und da uns die Sonne ins Gesicht scheint, finden wir es glutheiß, um so mehr, als es völlig windstill ist. Die Kamele, die von Teheran her in ihren dicken Winterpelzen stecken und sie noch nicht verloren haben, sind wirklich zu bedauern. Allerdings kann man sich noch nicht auf das Wetter verlassen, und die Nächte sind recht kalt; wenn wir im Ernst warmes Frühlingswetter erhalten, wird die Wolle den Kamelen schon schnell genug ausfallen. Die Perser sagen, es werde noch drei Monate kalt bleiben; aber mir scheint, als faßten sie diese „Kälte“ nur als einen Gegensatz zu der großen Sommerhize auf, die die Wüsten in Gluthöfen verwandelt.

Wir sind um einen südlichen Zipfel des großen Sandes herumgezogen, nachdem wir von Allem an die schönste Gelegenheit gehabt haben, der Südgrenze der Sandwüste, die ich auf dem ganzen Wege in meiner Karte verzeichnet habe, genau folgen zu können. Über ihre Ausdehnung nach Norden hin habe ich einstweilen bloß ungewisse Angaben erhalten, hoffe aber, in kurzer Frist selbst die Gegend zu erblicken, wo die Sandwüste in die Kewir übergeht.

Hin und wieder ziehen wir über eine kleine Düne oder eine ebene Schlammfläche und lassen nach kurzer Rast (Abb. 75) rechts zwei

niedrige Hügel hinter uns. Endlich taucht das Dorf Tschupunun am Ostrand eines ebenen Lehmbodens auf. Tschupunun gehört zu demselben Typus wie Kerim Chan und Alem; alle Häuser mit zwei Ausnahmen sind aneinandergebaut, und die vereinigte Häuserreihe trägt eine Reihe aus Lehm hergestellter Kuppeln (Abb. 76, 77). Die Dorfbewohner (Abb. 78) liefen herbei und betrachteten uns mit größter Verwunderung, als wir unmittelbar auf der Ostseite des Dorfes unser Lager Nr. 17 aufschlugen. Aber ihre Scheu war bald verschwunden, als Kerbelai Madali ihnen erzählte, daß wir auch Alem besucht hätten, ohne den Leuten dort das Geringste zuleide zu tun, und daß wir alle Lebensmittel, die sie uns überlassen könnten, bar und gut bezahlen würden. Bald kamen sie denn auch mit zwei kürzlich geschossenen Gazellen an, wodurch sie bewiesen, daß sie geschicktere Schützen waren als meine Kosaken, und ich ersah daraus, daß sie teilweise vom Ertrag ihrer Jagd lebten. Auch Stroh und Baumwollsaat wollten sie uns verkaufen. Während ich im Sitzen ein Panorama des Ruh-i-nigu zeichnete, kam ein alter Mann zu mir herangehinkt, erzählte mir, daß er schon seit vierzig Jahren krank sei, und fragte mich, ob ich ihm nicht helfen könne. Ich hatte allerdings auf dieser Reise eine Apotheke bei mir, die mir Burroughs, Wellcome & Co. in London geschenkt hatten, aber daß eine so lange Krankheit sich durch ihre Mittel kurieren ließe, wäre doch zuviel verlangt gewesen. Der Alte erhielt anstatt der Medizin einige Bran und fühlte sich augenscheinlich auf der Stelle wiederhergestellt.

Tschupunun erhält sein Verieselungswasser durch einen Kanat, dessen unterirdischen Lauf eine Reihe kleiner Erdhügel anzeigt. Das Wasser wird nach einem Teiche geleitet, in dem ein wenig Schilf wächst, und von dem Teich aus verbreitet es sich in offenen Kanälen über die Felder. Am Abend, als das Stimmengewirr und das Schwagen im Lager verstummt war, hörte ich das Wasser über kleine Schwellen und Wehre rieseln, ein ebenso ungewöhnlicher wie lieblicher Ton in diesem ausgetrockneten Lande.

Wir hatten heute 26 Kilometer und gestern 33 Kilometer zurückgelegt; es war daher nur recht und billig, daß die Kamele sich den



77. Am Teich von Tschupunun. (S. 296.)



78. Die neugierigen Dörfler. (S. 296.)

ganzen 25. Januar in Tschupunun ausruhen durften. Auch an diesem Tag war das Wetter wieder herrlich, und nur einige leichte Wolken schwebten über den Himmel hin. Zuerst besichtigte ich die Kamele, die während der Rasttage ganz besonders gepflegt und verzogen werden. Gestriegelt und gebürstet werden sie täglich, aber nun werden ihnen ihre Packsättel ganz abgenommen, und sie werden nur mit Filzdecken, die zwei Löcher für die Höcker haben, zugedeckt. Zeigt sich irgendwo auf dem Rücken eine Neigung zum Wundwerden, so wird die empfindliche Stelle gewaschen und beplastert und an der ihr entsprechenden Stelle des Packsattels eine Ausbuchtung gemacht, damit er nicht mehr drücken und scheuern kann.

Dann spazierte ich, das Skizzenbuch unter dem Arm, nach dem offenen Plaze des Dorfes, wo ich mich niederließ und bald diesen, bald jenen aufforderte, mir Modell zu stehen. Die Männer lassen sich nicht lange bitten; sie sitzen gewöhnlich auch ganz still und stumm, ergriffen von dem Ernste des Augenblicks und lebhaft überzeugt, daß etwas außerordentlich Wichtiges vor sich gehe (Abb. 79, 80). Schwieriger ist es mit den Damen, die alle möglichen Bedenken haben, mir überhaupt zu sitzen (Abb. 81—84). Gehen sie endlich darauf ein, nachdem ich ihnen ein „Anum“, ein Trinkgeld, versprochen habe, so lassen sie sich ebenso schwer dazu bewegen, ihren Schleier wenigstens so weit zu lüften, daß man ihr Gesicht sehen kann. Wenn dann der Vater, Gatte oder Bruder, der über die Modell sitzende Schöne zu gebieten hat, ihr mit einem energischen Ruck den Schleier wegzieht, wird sie ängstlich und verlegen und schämt sich sehr, so ganz gegen ihren Willen den Blicken aller und besonders denen eines Heiden preisgegeben zu sein. Sie schlägt die Augen nieder und betrachtet ihre im Schoße ruhenden Hände, sie schneuzt sich und dreht sich um und sitzt keinen Augenblick still. Hat sie außerdem noch ein schreiendes Kind auf dem Schoße, so wird die Situation dadurch keineswegs verbessert, denn dann nimmt sie sich, durch das Brüllen des kleinen Untiers veranlaßt, obendrein noch allerlei Freiheiten heraus, die mit den Pflichten eines weiblichen Modells durchaus nicht übereinstimmen.

Sie sind alles andere als hübsch, und vergebens spähe ich in dem uns umgebenden Kreise von Gafferinnen und Schwägerinnen nach einem ansprechenden Gesicht umher, nach einer schönen Träumerin, die wie eine Verkörperung der Behmut und der Sehnsucht der Wüste dasteht, oder nach einer Tochter der Einöde, die niedlich und anmutig ist wie die Frühlingsblumen der Steppe. Statt dessen sind ihre Züge grob und ihr Teint schlecht und ungleichmäßig; sie können den Jahren nach jung sein, sehen aber dennoch alt und runzlig aus, und oft tragen sie Spuren und Narben der schwarzen Pocken und anderer entstellenden Krankheiten. Kaum ein Funken Feuer verbirgt sich in ihren Augen; der Mund ist ausdruckslos, die Lippen sehr fleischig, die Nase dick und stillos, und das glatte, strähnige Haar umrahmt das Gesicht nicht mit verschönernden Locken. Das Ganze ist obendrein in ein gar zu provisorisches Bündel häßlicher Tücher und Schale gewickelt, die früher einmal bunt gewesen sein mögen, jetzt aber in einer neutralen Eintracht gedämpfter, schmutziger, verblasster Farben zusammenschmelzen. Das Hauptkleidungsstück ist ein Tuch, das die ganze weibliche Gestalt umhüllt und auch noch als Schleier über den Kopf geschlagen wird; darunter tragen sie noch ein Kopftuch.

Die Männer tragen einen Kaftan, der bis an die Knie reicht und aus groben, blauen Baumwollstoffen angefertigt wird; sie haben einen schmutzigweißen Gürtel um den Leib, weite Beinkleider, grobe, bunte Strümpfe oder noch öfter überhaupt keine Strümpfe, plumpe, hellgelbe Schuhe und auf dem Scheitel eine „Kullah“, eine schwarze Lammfellmütze, wenn ihre Mittel ihnen diesen Luxus erlauben, sonst ein Scheitelfäppchen von gepreßtem weißem Filz. Der ganze Anzug ist verblichen, zerlumpt und geslickt; rote Lappen näht man ganz ungeniert mit grobem Zwirn auf die Löcher blauer Röcke, die sich mit der Abnutzung und dem Alter nach untenhin in Fransen und Fäden auflösen.

Mittlerweile erhalte ich einen flüchtigen Begriff von ihren täglichen Beschäftigungen. Die Weiber wickeln und drehen Garn auf dem „Tscharch“, dem Spinnrocken; sie backen Brot auf einem umgekehrten Tonkrüge, unter dem sich glühende Kohlen befinden; sie flicken Kleider,

lassen ihre ganz kleinen Kinder ein oder spielen mit den größeren, und suchen sich gegenseitig das Ungeziefer aus den Haaren — eine lohnende Jagd, bei der dem Wild keineswegs die Gefahr gänzlicher Ausrottung droht. Ein Tag gleicht hier dem andern, und sie müssen ein sehr langweiliges Leben führen; aber sie kennen nichts Besseres, vermessen also auch nichts und sehen ihre Söhne zu Kamelhirtten und Ackerbauern, zu Vorkämpfern des Lebens am Rande der Wüste heranwachsen.

Die Männer widmen den größten Teil ihrer Zeit den Kamelen, die morgens nach den Weideplätzen hinausgeführt und gegen Abend wieder heimgetrieben werden, wenn sie nicht so weit draußen auf der Steppe grasen, daß ihre Hirten bei ihnen lagern. Im Dorfe arbeiten sie an dem Kanat, halten seinen Lauf sauber und sorgen dafür, daß der „Haus“ oder Teich das richtige Niveau hat, dessen es zur gleichmäßigen Verteilung des Wassers an die einzelnen Felder bedarf. Auf diesen sieht man jetzt schon einen grünen Schimmer, die sprießende Saat, das Leben und eine Lebensbedingung, die aus Ahrimans dürrer Erde hervorgezaubert wird, sobald das kostbare, spärliche Wasser mit ihr in Berührung kommt.

Man baut hier Weizen und Gerste, Zwiebeln, Gemüse, Rübenfrüchte usw. und Baumwolle, letztere in solcher Menge, daß sie nach Anarek „verschifft“ werden kann. Gerade als wir ankamen, sollten einige mit Baumwollballen beladene Kamele dorthin ziehen. Daher konnten wir auch unsern Vorrat an „Pämbädaneh“ oder, wie sie die Baumwollsaat hier nennen, „Pämbätuf“ erneuern. In Gegenden, wo Sarcule und Tamarisken wachsen, legt man auch Meiler, „Maden“, an, um Holzkohlen zu gewinnen, die zu einem Toman für die Kamellast verkauft werden.

Tschupunun besteht aus zehn Häusern und Haushalten mit im ganzen 50 Einwohnern. In der Gestalt und an dem Platze, an dem wir das Dorf jetzt antreffen, ist es erst zwei Jahre alt (es wurde 1903 erbaut); das alte Tschupunun lag, wie man mir sagte, einen halben Farsach weiter nach Süden, eine Angabe, die mit der russischen Karte von Persien übereinstimmt.

Das Dorf besitzt 300 Kamele und 500 Schafe; die letztern weiden in den Bergen hinter Anarek. Es gibt hier auch ein halbes Duzend Esel, Tiere, die wir lange nicht gesehen haben, aber wir befinden uns ja auch in den Wüsteneien, wo nur Kamele und Dromedare gedeihen. Prinz Sil-i-Sultan, der Bruder des Schahs, hat einen Obersekretär oder „Munschi-baschi“, der Herr des Dorfes ist und die 200 Toman einsteckt, die es jährlich einbringt; die Bewohner sind also tatsächlich seine Leibeigenen und arbeiten wie solche, um dem kargen Erdreich die Saaten abzurufen, von deren Ertrag der Munschi-baschi, vermutlich ein verweichlichter Genußmensch, flott leben und sich einen Harem und andere Annehmlichkeiten leisten kann.

Die Häuser, richtiger die Lehmhütten sind, wie schon gesagt, alle aneinandergebaut und gleichen aus der Ferne einem Karawanserai. Diese Bauart ist durch das Klima bedingt; sie ist auch ohne Zweifel die praktischste, die man sich in einer Gegend wie dieser denken kann. Wenn jede Hütte frei dastände, wäre sie dem Winde und dem Fluglande vielmehr ausgesetzt, würde von allen Seiten her durch die Sommer Sonne durchhitzt und durch die Winterkälte durchkältet; dadurch aber, daß sie einen Komplex bilden, können die Bewohner es leichter mit Wind und Wetter aufnehmen und sich besser gegen beide schützen. Das Innere der Hütten ist sehr einfach, ärmlich und schmutzig; von Reinlichkeit haben sie hier ebenso wenig einen Begriff wie die meisten andern asiatischen Völker.

Von der Lebensbedingung und Pulsader des Dorfes, seinem Kanat, erzählte man mir, daß er aus zwei Brunnen komme. Von beiden Brunnen wird ein Kanak abgeleitet, und diese beiden Kanäle vereinigen sich bei dem alten Tschupunum und fließen dann in einem Arme nach dem jetzigen Dorfe weiter. Die bei Alt-Tschupunum beginnende Kanalkstrecke war vor zwei Jahren fertig geworden, nachdem man sechs Monate daran gearbeitet hatte. Man beschrieb mir die Art und Weise der Anlegung des unterirdischen Kanals genau wie in Kerim Chan und sagte ebenfalls, daß man erst Versuchsbrunnen grabe und das Wasser gewissermaßen nach der Seite hin locke, wohin

man es haben wolle, daß man dann in einer langen, abgesteckten Reihe einen Brunnen nach dem andern grabe und den Boden dieser Brunnen mit dem unterirdischen Gang verbinde, dessen Wölbungen teilweise aus getrockneten Ziegeln aufgeführt würden, damit sie nicht einstürzten; der Kanal sei ungefähr einen Meter hoch und ebenso breit, und seine Herstellung erfordere natürlich viel Mühe und Sorgfalt. Der Fremde ist erstaunt, solche feine, schwierige Arbeiten durch Persiens schlaffes, indolentes Volk ausgeführt zu sehen; aber Not kennt kein Gebot, und wollen die Menschen überhaupt leben, so müssen sie auch die Schwierigkeiten bekämpfen, die die Natur ihnen bereitet. In diesem Kampfe ums Dasein entwickeln sich auch ihre Sinne und ihr Scharfsinn gerade nach der Richtung hin, die die notwendigste ist. Sie sehen, ob der Boden einer bestimmten Gegend sich zum Feldbau eignet, ob das Gelände sich langsam und gleichmäßig dorthin abdacht und ob es in der Gegend, wo „das Haupt“ des Kanals gegraben werden soll, auch Wasser gibt. Erst nachdem sie sich überzeugt haben, daß alle diese Bedingungen erfüllt sind, machen sie sich daran, eine neue Ansiedlung in der Art wie Tschupunun zu gründen. Im Gegensatz zu Allem soll Tschupunun nicht auf die Niederschläge angewiesen sein. Doch, ob es regnet oder nicht, der Kanal versiegt nicht, denn er ist ein Abfluß des „Erdwassers“, das stets vorhanden ist.

Die Leute von Tschupunun haben weite Wege zurückzulegen, wenn sie ihre Nachbarn besuchen wollen; Aschin, Alem, Anarek und Abbasabad sind die nächsten Orte. Aber das Dorf ist deshalb keineswegs isoliert, denn Wege von und nach diesen Ortschaften führen über Tschupunun. Nach Anarek sind es 16 Farsach, nach Tezd rechnet man 40 Farsach. Nach der Dase Tebbes kommt man über die Brunnen und Quellen: Haus=i-verbend, Ab=i-germ, Mehredschun, Haus=i-mirza, Tscha=medschi, Dari, Dschaffaru, Chormau und Schur-ab.

Es erregt im Dorfe ein gewisses Interesse, wenn eine weitgereifte Karawane auf ihrem Wege vor seinen Toren haltmacht, um so mehr, wenn es sich um die Karawane eines europäischen Reisenden handelt. Sie bringt ja stets einen frischen Luftzug aus der Außenwelt jenseits

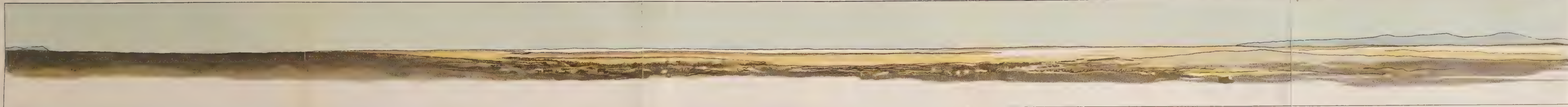
der Grenzen der Wüsten mit und bildet eine Abwechslung in dem eintönigen Leben.

Die Umgebungen von Tschupunun sind nicht ohne malerischen Reiz. Über der Wüste und ihrer nächsten Nachbarschaft schwebt stets ein Anflug feierlicher Stimmung. Besonders ansprechend waren die roten Hügel im Norden und Nordosten. Als die Sonne sank, flammten sie in so übersättigter Intensität auf, daß ich an rotglühendes Eisen denken mußte. Gleich einer unendlich langen Schnur schlängelt sich der Weg nach Tebbes ostwärts über diesen von der Sonne verbrannten und ausgedörrten Boden hin. Ich hätte ihn mit Zeiterparnis einschlagen können, wenn ich mir nicht vorgenommen gehabt hätte, erst noch Dschandak zu besuchen.

Im Süden rollt sich eine neue Gebirgswelt vor uns auf, deren im Südosten emporragende Berge eine achtbare Höhe haben und die wie eine mächtige Anschwellung jenes Teiles des Landes hervortreten. In derselben Richtung wechseln Teile der Sandwüste mit Steppenhoden ab (Panorama III, Abb. 2).

Der aus rotem, dichtem Kalkstein bestehende Hügel im Süden des Dorfes bildet einen nach Süden konkaven Bogen, in dessen Rahmen sich eine kleine ebene Schlammfläche ausbreitet, die eine so gleichmäßig glatte Oberfläche hat, daß sie in der Sonne wie Eis glänzt. Da wo der Kalk auf dem Kamm des Landrückens bloßliegt und Wind und Wetter direkt ausgesetzt ist, haben diese in ihm Figuren ausgeklüfft, die bis in die kleinste Einzelheit den „Ripplemarks“, der feinen Kräufelung, gleichen, die der Wind auf Wasserflächen und Sandfeldern hervorruft und die die Wellenbewegung auf dem Sandboden eines Sees erzeugt. Man sieht daraus, daß die Härte des Materials keine Rolle spielt; ein blanker Seespiegel kräufelt sich unter dem Winde in einer Sekunde; es dauert Jahrhunderte, bis dasselbe feine Muster in dem harten Steine ausgeklüfft ist.

In den Wüsteneien und auf den Steppen um Tschupunun herum gab es viele Gazellen, und die drei frischgeschossenen Exemplare, die wir gekauft hatten, versahen uns zwei Tagereisen weit mit vortreff-



1. Aussicht von Haus-i-patil nach Norden über die Rewir. (II, S. 14.)



2. Die Berge im Südosten von Tschupunun. (I, S. 302.)



3. Der Kuz-i-ghuturi von Rabat-gur aus. (II, S. 40.)

lichem „Rebab“. Wildesel dagegen gibt es nicht; im Gebirge, wo Felsentauben häufig sind, kommen auch Füchse und Wölfe vor. Über dem Teiche summten Moskitos, die auch unsern Zelten in recht zudringlicher Weise Besuche abstatteten. Es ist kein Wunder, daß sie so weit in die Wüste hineingehen; sobald dort nur ein Fleckchen offenen Wassers ist, kommen sie mit den Menschen und Tieren dorthin.

Bei Tschupunun steht ein roter kristallinischer Kalkstein an, der Versteinerungen einschließt. Die absolute Höhe beträgt 904 Meter.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Gebirge der tausend Täler.

Im 26. Januar. Die Minimaltemperatur hält sich auf etwa 5 Grad unter Null; ein leichter Reif, der den Boden bedeckte, verschwand, als die Sonne aufging, und aus dem Spiegel des Teiches stiegen dünne, weiße Dampfwolken auf, die zeigten, daß es im Kanat wärmer ist als auf der Oberfläche des Bodens.

Täglich studiere ich mit wachsendem Interesse die in großem Maßstabe ausgeführten englischen und russischen Karten von Persien, die ich mitgenommen habe, und freue mich jeder Gelegenheit, sie vervollständigen zu können. Eine Tagereise, auch wenn sie eine 30 Kilometer lange Strecke umfaßt, ist auf diesen Karten kein großes Stück, und mir schwindelt beinahe, wenn ich an die kolossale Entfernung zwischen dem Ararat und dem „Berg des schwarzen Königs“ denke, hinter dem ich ein anderes Land zu betreten beabsichtige. Persien ist arm an allem, außer — an Quadratkilometern; ihre Zahl beträgt 1 645 000, das Land ist also mehr als dreimal so groß als das Deutsche Reich, und dabei ist die Einwohnerzahl Persiens mit rund 9 Millionen fast nur ein Siebtel der des Deutschen Reichs.

In dem allgemeinen Relief und dem orographischen Bau gibt es viele Züge, die Persien mit dem tibetischen Hochland teilt. Auch hier, obgleich auf einem Niveau, dessen Höhe hinter dem tibetischen um etwa 4000 Meter zurückbleibt, ziehen wir durch lange, breite und offene Längentäler mit sehr ebenem Boden aus feinem, zerteiltem Material,

begrenzt durch relativ niedrige, weit auseinanderliegende Ketten und Rämme; das Land ist steril, tot und öde, und selten stößt man auf Menschen. Und dennoch sind die Unterschiede groß! Der größte ist das Auftreten verhältnismäßig reichlicher Niederschläge in Tibet, wo ewiger Schnee die Gebirge krönt, wo süße Quellen an den Ufern großer Seen entspringen, wo infolge der Höhe strenge Kälte herrscht und wo Gras und wilde Tiere häufiger sind. Was aber vor allem den, der Tibet durchreist, an Persien erinnert, das ist die Lage der Gebirge und ihre gegenseitige Gruppierung. In beiden Ländern sind sie im Westen am dichtesten zusammengedrängt und divergieren nach Osten hin. Im westlichen, südwestlichen und südlichen Persien bildet ein nach Süden konverges System ein treues Abbild des Bogens des Himalaja; die Bergketten, die sich über Kaschan, Sezd und Kirman hinziehen, entsprechen dem Transhimalaja, und der Elburz und die Gebirge von Chorassan im Norden sind eine Wiederholung des Kwen-lun. Aber anstatt des hochalpinen Landes im Süden des Kwen-lun dehnen sich im Süden des Gebirges von Chorassan die große Wüste und die Kewir aus. Die Ähnlichkeit erstreckt sich noch einen Schritt weiter nach Osten, wo Tibet in das indochinesische System übergeht, Persien aber in die Gebirge von Afghanistan und Belutschistan. Die Erdoberfläche hat sich hier in regelmäßige Falten gelegt, die wie Draperien nach Süden hängen, wie die Gebirgsbogen an den Ostküsten Asiens, wo sie besonders hübsch in den Bogen von Japan, Kamtschatka und der Aleuten hervortreten.

Das alte Tschupunun rechts hinter uns zurücklassend, steigen wir nach Nordosten aufwärts und kommen dabei endlich auch aus dem Längental heraus, dem wir zwei Tage gefolgt sind. Das Relief des Geländes wird jetzt lebhafter und abwechslungsreicher; vor uns und auf den Seiten tauchen neue Gebirge auf, und oft sieht man durch die Lücken zwischen ihnen ferne Rämme und Landrücken. Busa-i-wer-bend ist der rote Gipfel, der rechts liegen bleibt, und links zeigt sich eine Kette, die den poetischen Namen Kuh-i-hesar-dere, das „Gebirge der tausend Täler“ führt, und von der die Niguberge ein Teil sind.

Hinter der Kette Kuh-i-seruman im Nordosten liegt ein Brunnen, der Tscha=tſchebrun. Im Norden erblickt man in weiter Ferne den Kuh-i-Dſchandaſ, an deſſen anderer Seite Dſchandaſ liegt.

Der Weg, auf dem wir uns jetzt befinden, iſt die große Straße von Anarek nach Schahrud und Semnan, die quer durch die Kewir geht. Sie kann eigentlich auf keine andere Bezeichnung als auf die eines Fußpfades Anspruch erheben, aber ſie iſt ausgetretener und tiefer in den Boden eingegraben als der Weg, den wir bisher benutzt haben.

Nachdem wir die Ebene überſchritten haben, gelangen wir in die Vorberge des Buſa=i-verbend, die aus demſelben Verſteinerungen führenden Kalkſtein, der bei Tſchupunun anſteht, beſtehen, und paſſieren eine Eroſionsrinne, die außergewöhnlich tief und energisch in den Boden eingefchnitten iſt. An ihrem Austritt in die Ebene befinden ſich verſchiedene Seng-ab, was eigentlich „Steinwaſſer“ bedeutet, d. h. kleine natürliche Behälter, in denen Waſſer im Schutze der Felſen längere Zeit ſtehen bleibt. Bald haben wir den „Gudar“ oder Engpaß zwiſchen den Bergen paſſiert und biegen wieder links ab, bis unſere Marſchrichtung nordnordweſtlich wird; dann ziehen wir in dieſer weiter. Erſt hier haben wir alſo den ſüdlichen Zipfel des gewaltigen Ausläufers der Kewir ganz umgangen, der uns ſchon zwei Tagereifen hinter dem Kuh-i-naſſchir zwang, uns ſüdöſtwärts zu wenden.

Wieder breitet ſich ein Gürtel ebenen Landes vor uns aus, der ſich bis an den Fuß des Kuh-i-seruman erſtreckt. Auf der linken Seite haben wir Flugſandgebiet mit ziemlich mächtigen, vollkommen ſterilen Dünen. Wir haben alſo noch nicht die Fühlung mit der großen, ſcharf begrenzten Sandwüſte verloren, die einen ſo außerordentlich charakteriſtiſchen Zug der phyiſchen Geographie des Landes bildet und die nicht auf den Karten angegeben iſt. Der Bezeichnung Rig=i-dſchin (Sandwüſte der Geiſter), die ich ſchon ſo manches Mal gehört hatte, bedienen ſich die Leute von Tſchupunun dann, wenn ſie von dem Sandgürtel ſprechen.

Ich war über zwei Stunden zu Fuß gegangen und nahm wie gewöhnlich mit Vergnügen wieder meinen ſichern Beobachtungsposten

ein, die kleine Lücke zwischen den Höckern meines Lieblingskamels. Gerade hier kommen an zwei Stellen mehrere hundert wilde Melonen vor, die, nicht größer als Äpfel, hübsch anzusehen und frisch und fest anzufassen sind. Sie duften wie Tomaten, und, warm vom Gehen, möchte man gleich in sie hineinbeißen. Aber sie sind gallebitter wie Chinin. Eines der Kamele, das eine solche gelbe, saftige Frucht kostete, spuckte sie schleunigst wieder aus, schnitt die entsetzlichsten Grimassen und ließ den Kopf hängen. Dagegen eigneten sich die Melonen vorzüglich zu einem improvisierten „Schneeballkrieg“, den meine Leute angingen, indem sie einander tüchtig mit den trügerischen Früchten warfen. Abbas Kuli Bek warf Habibullah ein solches Projektil gerade an den Kopf, so daß es um das arme Opfer herum klatzte und spritzte. Um sich zu rächen, sammelte dieser einige zwanzig Melonen in seinem Rockschuß und verfolgte damit den gewandten Kosaken, allerdings ohne Erfolg. Die Perser nannten diese Früchte Sahara-Melonen.

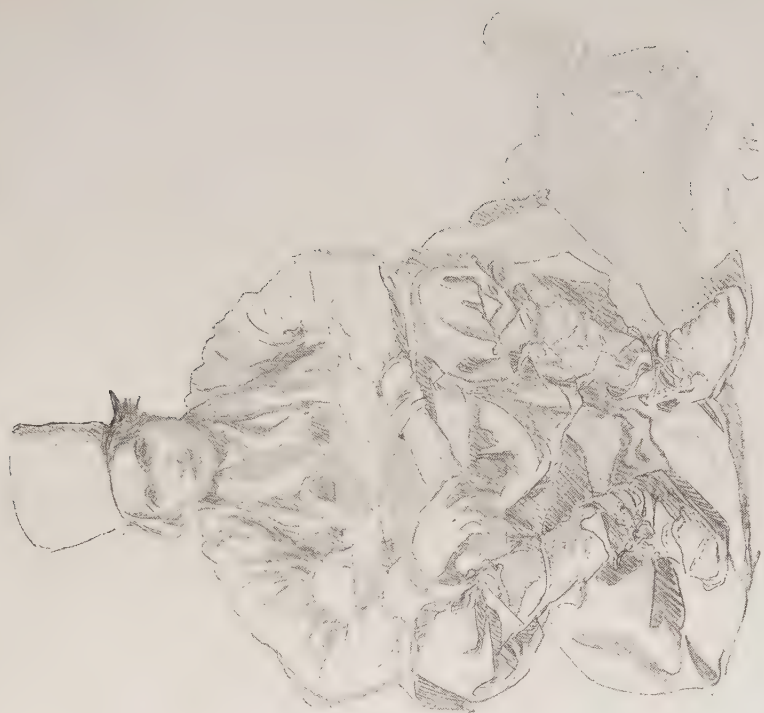
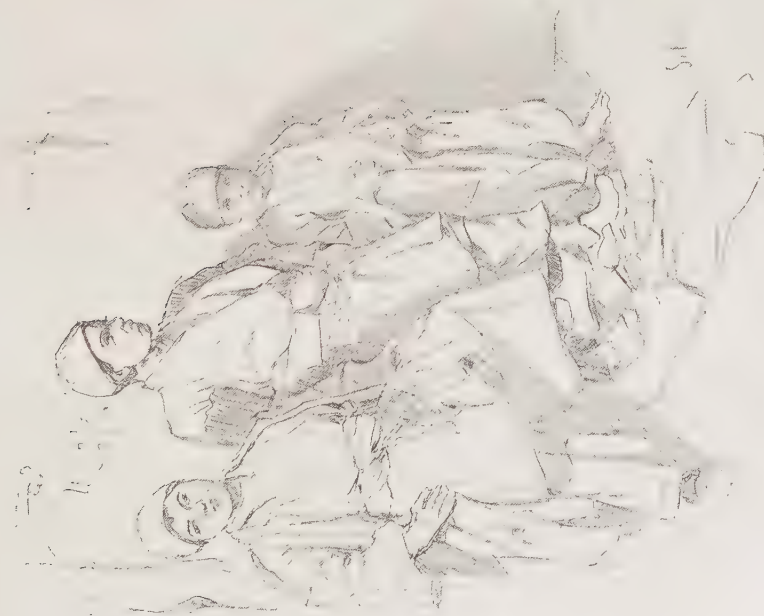
Bald lassen wir den Kuh-i-seruman hinter uns. An seinem Nordfuß liegt eine Süßwasserquelle, Seruman genannt, an der eine Steinhütte errichtet ist. Habibullah geht mit einem Kamel und zwei Schläuchen dorthin, um Wasser zu holen. Links haben wir 20—30 Meter hohe Dünen, und im Westnordwesten sieht man das Sandmeer sich ausdehnen; die Dünenrücken sind scharf markiert und haben täuschende Ähnlichkeit mit mehreren der umliegenden kleinen Berge, besonders wenn die Farbe in denselben rötlichen Tönen schillert. Zwischen dem Nordrande des Sandgürtels und dem Südfuße des Hejar-dere ist der Boden sandfrei; gerade hier ziehen sich mehrere Rinnen nach der im Westen liegenden Kewir hin. Diese ist eine allerdings ungeheuer seichte, flache Depression, ein enormes Aufnahmebecken für alles Regenwasser, das in den benachbarten Gebirgen fällt; aus allen Himmelsrichtungen sucht es sich einen Weg dorthin, wie nach einem See. Die persische Wüste ist nur ein Glied der Wüstenkette, die sich von der Mandschurei durch die Gobi, die Takla-makan, Turkestan, Iran, Arabien, Libyen und die Sahara bis an die West-

küste Afrikas erstreckt, ein riesenhafter Wüstengürtel, den Beschel sehr treffend mit einem ausgetrockneten Flußbett verglich. Hier ist das Klima trocken, und die Niederschläge, die innerhalb der hydrographischen Grenzen der Kewir fallen, reichen zur Bildung eines Sees in ihrem Becken nicht aus. Dennoch fungiert die Kewir noch heute als See und macht in vielen Beziehungen den Eindruck eines Sees.

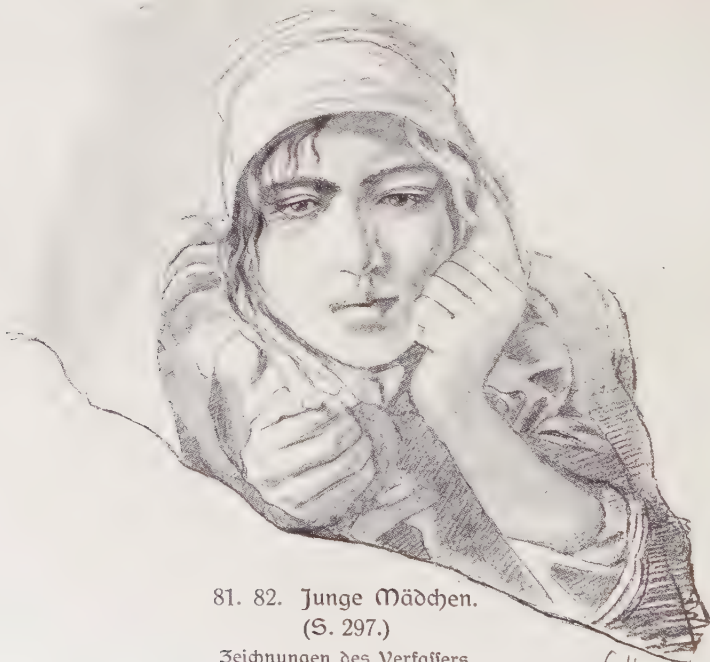
Unser Weg kreuzt ein breites, offenes Längental, das im Westen in die Kewir ausläuft, sich nach Osten aber in die Ferne weiterzieht, bis der Horizont durch kleine Berge abgesperrt wird, deren steiler Absturz nach Süden und flaches Gefälle nach Norden andeuten, daß das Streichen und Fallen des Gesteins hier in der Gegend überall gleich ist. Die Aussicht über den Sandgürtel zur Linken wird immer freier, und weiter westwärts sehen wir die Dünen sich bis 40 Meter, ja vielleicht noch höher, erheben.

Über eine Reihe kleiner Rinnen hinweg steigen wir nach einem kleinen Paß hinauf, dessen einzige Bedeutung darin besteht, daß er eine Grenze zwischen dem oben erwähnten Längental und dem nächstfolgenden bildet, dem wir bis zu unserem abendlichen Lager treu bleiben. Der Boden ist sandig und sehr unfruchtbar; Lokalnamen gab es hier auch nicht, was, nach der Aussage meiner Führer, daher kommt, daß weder Quellen noch Brunnen in diesem Tale liegen. Ein kleiner, etwa einen Kilometer breiter Sandgürtel besteht aus kleinen, freistehenden, höchstens 3 Meter hohen Dünen, zwischen denen der Pfad im Zickzack läuft. Nachher überwiegt Kies, und es zeigen sich keine Dünen mehr, aber die Steppenpflanzen stehen dichter.

Man fragt sich, weshalb die Verhältnisse in zwei beinahe parallelen, einander so naheliegenden Tälern so verschieden sein können. Warum hat sich der Flugand in dem Längentale, das wir eben verlassen haben, in nahezu zentralasiatischen Dimensionen angehäuft, während in dem Tale, in dem wir uns jetzt befinden, nur einige minimale Dünen an einer einzigen Stelle haben festen Fuß fassen können? Alle Bedingungen zur Entstehung mächtiger Dünen scheinen hier ebenso gut vorhanden zu sein wie dort. Doch, vielleicht auch nicht! Denn



79. 80. Öffnungsvolle Jugend in Tschupunun. (S. 297.)
Zeichnungen des Verfassers.



81. 82. Junge Mädchen.
(S. 297.)

Zeichnungen des Verfassers.

S.H.

jenes Tal öffnet sich nach Westen und mündet in die Kewir, und vielleicht sind es zum nicht geringen Teile die während gewisser Jahreszeiten trockenliegenden Flächen der Kewir, die den Flugsand liefern und ihn dem Westwind auf seinem Wege über das Feld der Flugsanddünen mitgeben.

Ein schwarzer, magerer und elender Hund hat sich unserer Karawane freiwillig zugesellt; er war aus der Hütte an der Serumanquelle fortgelaufen, wo es wohl nichts anderes als Wasser gibt. Er huscht wie ein Gespenst an mir vorüber, als ich der Karawane vorausgehe, und wirft seinen Schatten vor sich hin, der jedoch nicht halb so schwarz ist wie er selbst. Wenn ich reite, bleibt er an der Seite meines Kamels. Die Männer können ihn nicht leiden und bombardierten ihn zuerst mit Steinen, aber er kommt stets wieder. Aus Newenks unfreundlichem Benehmen machte er sich gar nichts, und es hatte den Anschein, als ob er eine bestimmte, geheime Mission auszuführen habe, da er uns um jeden Preis begleiten wollte. Er war wie das unvermeidliche Omen, wie das „Kismet“, das Schicksal, oder Ahriman, das böse Prinzip, in Hundegestalt. Abends legte er sich vor mein Zelt und er begleitete später die Karawane durch die Wüsten; aber er wurde nie wirklich zahm. Er lief philosophisch und in seine eigenen Gedanken vertieft mit uns, ohne sich überhaupt um uns zu kümmern; er erhielt sein Futter gratis und hielt gute Wacht, blieb uns allen aber fremd. Er hieß bei uns Siah-sek, „der schwarze Hund“, und kohlschwarz, wie er bis an die Schwanzspitze war, stach er grell gegen den gelben Erdboden ab, wenn er vor, hinter oder neben der Karawane herlief, als ob er ohne Raft und Ruh' eine verlorene Spur suche (Abb. 85).

Es ist 4 Uhr, und noch immer läuten unsere Glocken am Fuße des „Gebirges der tausend Täler“, das seinen Namen verdient, denn eine unendliche Reihe kleiner, kurzer, aber ziemlich breiter Täler wird zwischen den Gabelungen seiner Ausläufer sichtbar. Der Kamm der Kette steht schwarz unter der Abendsonne; wir gehen immerfort nach Nordwesten und steigen langsam nach einer kleinen Schwelle in dem Tale hinauf. Bevor wir sie erreichten, hatten wir für heute genug

und schlugen das Lager Nr. 18 in der Wildnis auf. Das Gestein ist hier überall dichter Kalkstein. Die absolute Höhe beträgt 1097 Meter.

Die beiden Invaliden unter unseren Kamelen sind erbärmlich mager, und die beim Liegen entstandenen Wunden an ihren Brustschwielen wollen gar nicht heilen. Sie haben sich auch die Haut auf der innern Seite der Fußknöchel abgescheuert, und da diese wunden Stellen sich beim Gehen aneinander reiben, müssen sie mit Binden umwickelt werden. Sie können sich wenigstens eines unverwüsthlichen Appetits rühmen und würden sich ganz gewiß wieder erholen, wenn sie nur eine Zeitlang ausruhen könnten. Sie werden natürlich soviel wie möglich geschont und tragen nur ganz leichte Lasten.

Als wir am andern Tag zur gewöhnlichen Zeit, um 8 Uhr, weiterzogen, war es so kühl, daß man gehen mußte, wenn man einigermaßen warm werden wollte. Gleich hinter dem Lager erreichen wir endlich die kleine Schwelle des Längentals, von deren Höhe aus sich eine neue Aussicht über eine reich mit Steppengrasbüscheln bestandene Steppe und die höheren Partien des Kuh=i=Dschandak eröffnete, den ich schon gestern auf dem Marsche erblickt hatte. Nach einer Weile sind wir am Haus=i=pendsch, dem „Hünfer=Becken“, so genannt, weil es von diesem kleinen Wasserbehälter 5 Farsach bis Dschandak sein sollen, obgleich diese Farsach kürzer als sonst sein müssen. Das Längental zieht sich hier von Westnordwest nach Ostsüdost hin, und es stellt sich bald heraus, daß die Schwelle, die wir eben überschritten haben, ein Paß zweiter Ordnung war, denn der Boden steigt noch immer in der Richtung unseres Weges an. Hier oben zieht sich in der Mitte des Tales eine breite Abflußrinne hin, die nach Osten geht und im Ostsüdosten in eine weiter östlich liegende Südbucht der Salzwüste, die Kewir=i=Chur und Kewir=i=Meridschun heißt, ausmünden soll; ich sollte sie später noch genauer kennenlernen. Jetzt befanden wir uns tatsächlich auf einer Halbinsel des festen Landes, die sich nach Norden hin in den Schlammsee der Kewir hineinzieht.

Sinter einem höheren Paß (1194 Meter), der den Kamelen saurer wird, gelangen wir wieder an einen „Haus“ oder „Abambar“

namens Haus=i-seh, weil man von hier aus 3 Farsach bis Dschandak rechnet.

Eine aus sechs Treibern und 26 Kamelen bestehende Karawane rastete hier auf ihrem Weg nach Semnan, das sie in 11 Tagereisen zu erreichen gedachten. Sie kamen aus Tezd und hatten 16 Tage gebraucht, um nach dem Haus=i-seh zu gelangen. Die Leute erzählten mir, daß sie im Dienst des Seid Muhamed Bager Erdekuni ständen, eines reichen Kaufmanns, der in Anarek wohne, aber aus Ardekau gebürtig sei, wobei sie den Namen dieser Stadt Erdekun aussprachen. Sie transportierten Tee, Zeugstoffe, weißes indisches Garn und „Henna“, einen gelben Farbstoff aus der Wurzel von Lawsonia inermis, in großen Ballen aus dem Süden Persiens nach dem Norden; die englischen Waren werden in den Häfen des Persischen Meerbusens ausgeschifft, hauptsächlich in Buschehr, und von dort nach Tezd gebracht. Die Leute am Haus=i-seh beförderten sie von Tezd nach Semnan weiter. Sie pflegten stets nachts zu marschieren und legten, wie sie sagten, manchmal 7, auch wohl 8 Farsach in einer Nacht zurück; die Kamele ständen sich auch besser dabei; sie seien seit Generationen an eine derartige Marschordnung gewöhnt, bedürften aber der hellen Stunden des Tages, um sich an den Grasbüscheln der Steppe sattzufressen. Nachts, in der kühlen, windstillen Luft, würden sie nicht müde und spürten das Gewicht ihrer Lasten kaum. Wir überanstrengten unsere Kamele dadurch, daß wir sie nur bei Tag arbeiten ließen. Sie rieten uns, ihrem Beispiel zu folgen und unsere Gewohnheiten zu ändern, aber ich erklärte ihnen, daß ich einzig und allein hierhergekommen sei, um das Land zu sehen und daß dies nicht geschehen könne, wenn ich es in pechfinsterner Nacht durchreiste.

Sie bildeten in der toten Landschaft eine malerische Gruppe, als sie im Windschatten des Brunnengewölbes saßen, rauchten, Brot aßen und ihre Wasserschalen vor sich und einen gefüllten Tonkrug in der Mitte ihres Kreises stehen hatten (Abb. 86). Einer von ihnen beschäftigte sich mit den Kamelen (Abb. 87), die ihr Mittagfutter erhielten,

bevor aufgebrochen wurde, denn gerade heute sollte die Karawane einmal im Sonnenlicht wandern, um vor Dunkelwerden in Dschandak einzutreffen. Während meine Kamele an ihren fressenden Kameraden vorbeizogen, begannen diese, dumpf und zornig zu gurgeln und ihre großen violetten Halsblasen zitternd aus den Mundwinkeln heraushängen zu lassen. Als die Leute den schwarzen Hund erblickten, sagten sie, daß er ihnen gehöre; wir baten sie, ihr rechtmäßiges Eigentum ja zu behalten. Aber wir waren auf unserm Weg nach Norden noch nicht weit gelangt, da fauste der schwarze Hund schon wieder an uns vorbei, um immer eine Strecke weit vor uns zu bleiben. Er war augenscheinlich von den Leuten aus Tezd schlecht behandelt worden, und als er in einem Fort mit der Nase am Boden vor uns herlief, war es entschieden nicht ihre Fährte, die er suchte.

Am Haus-i-seh vereinigt sich mit unserer Straße der untere Wüstenweg von Mem. Nun macht die vereinigte Straße, die immer deutlicher und ausgetretener wird, einen Bogen nach Nordosten und führt immer näher an den westlichen Fuß des Kuh=i=Dschandak heran. Jenseits des violetten Kammes des Bo=nigu im Westen zeigt sich in der Ferne ein noch hellerer Bergstock, der am Rande der Kewir steht, wo es keinen Sand geben soll. Dieser Gebirgsstock heißt Kuh=i-ein-ul-waher. Alle die trocknen, oft ziemlich tief in das Erdreich geschnittenen und uns sehr hinderlichen Abflußrinnen, die wir jetzt überschreiten, gehen nach Nordwesten und münden in die Kewir.

Nachdem wir einen kleinen, isolierten Hügel links hinter uns zurückgelassen und die zusammenhängenden Berge noch immer zur Rechten haben, liegt das Land offen vor uns. Ich sehe im Norden die Kewir wie ein Meer in abwechselnd violetten, gelben und blauen horizontalen Streifen glänzen. Wenn die Luft klar wäre, würde man die fernen Gebirge, die sich auf der Nordseite der Salzwüste erheben, erblicken können, aber der jetzt herrschende Wind macht die Luft diesig, und die Kewir erweckt insolgedessen den Anschein, als ob man ein Meer vor sich habe mit unendlich fernem, vollkommen ebenem Horizont, an dem man nur eine schwache Andeutung von Erhebungen zu ahnen glaubt.

Der Haus-i-geßsum ist ein neuer Wasserbehälter am Weg in 1½ Farsach Abstand von Dschandaq. Unsern Weg sehen wir weit vor uns einem hellen Bande vergleichbar in Schlangenlinien über die Bodenerhebungen zwischen den verschiedenen Abflusrrinnen hinziehen, die oft ein paar Meter tief und voller Grus sind. Immer deutlicher tritt der Kuh-i-Dschandaq hervor; auf der Nordseite seiner höchsten Partie, die der Salzwüste zugewandt ist, liegt noch ein wenig Schnee.

Aus einem mächtigen Tale zu unserer Rechten tritt ein mit deutlichen Terrassen versehenes Flußbett heraus, das scharf nach Norden abbiegt und sich nach Dschandaq hin weiterzieht. Hier beginnt auch der Kanat, der Dschandaq mit Wasser versorgt und dessen Reihe von Erdhügeln wir jetzt getreulich abwärts folgen. Sie werden immer kleiner, und schließlich tritt das Wasser aus seinem unterirdischen Tunnel heraus, um in einem geraden, offenen Kanal weiterzufließen, der so in den Ramm eines Erdwalls eingegraben ist, daß er einen Meter über dem ihn umgebenden ebenen Boden liegt; er wird durch fußbreite Gras- und Schilfgürtel vor Verdunstung bewahrt. Neben dem Kanal ist eine unterirdische Mühle, „Seng=asiab“, angelegt. Eine kleine Treppe führt nach ihrer Höhle hinab, wo das Kanalwasser einen horizontalen Mühlstein in Bewegung setzt. Bald darauf schlagen wir unsere Zelte im Lager Nr. 19 am Südrande von Dschandaq auf, einem großen Dorfe, das ebenso gelb und öde ist wie die Gegend ringsumher.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Reise durch die Kewir.

Bei der Ankunft in Dschandak schwebte ich noch in einiger Ungewißheit darüber, welchen Weg ich jetzt einzuschlagen habe. Sollte ich mich wirklich all den Mühen und Strapazen unterziehen, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem 400 Kilometer langen Kamelritt hin und zurück durch die Kewir verbunden waren, anstatt geradewegs nach Tebbes und Seïstan zu gehen? Aber ich wollte ja gerade die Salzwüste in der Nähe sehen, und noch ehe die Zelte aufgeschlagen waren, hatte ich auch schon meine eigene Unentschlossenheit besiegt und mir einige wegtkundige Männer holen lassen, mit denen ich sofort zu unterhandeln begann.

„Ei freilich,“ antwortete mir einer von ihnen, „Kamele können Sie hier mieten und ‚Dschambas‘ (Eildromedare) können wir Ihnen auch besorgen. Mit diesen Dromedaren kann man den schlimmsten Teil der Salzwüste in einem Tag durchziehen; aber vielleicht ist der Sa’ab nicht daran gewöhnt, mit solcher Schnelligkeit vorwärtzujagen; vielleicht würde es Sie anstrengen, Tschapari, im Kuriertempo, zu reiten.“

„Wenn Ihr es selber vertragen könnt, Tschapari zu reiten, werde ich es wohl auch aushalten können.“

„Wir pflegen es auf der Reise so einzurichten, daß wir so lange reiten, bis uns das Schaukeln müde macht; dann gehen oder laufen wir eine Strecke, und nachher sitzen wir wieder auf. Durch die Kewir geht es im Eilmarsch; wir durchziehen sie in einer Tour von Süden

nach Norden und halten dabei nur einmal oder höchstens zweimal eine halbe Stunde Rast, damit die Kamele ein bißchen von dem Futter, das wir mitnehmen, fressen können. Auf festem Boden wandern wir nur nachts.“

„Ich bin bereit, Sie zu begleiten,“ rief plötzlich ein Mann aus der Menge, „ich bin schon oft in der Kewir gewesen; aber ich muß gut bezahlt werden!“

„Und ich kann Ihnen drei vorzügliche Dschambas vermieten; sie weiden jetzt 5 Farsach von hier, aber wenn Sie sie haben wollen, sollen sie morgen hier sein, und ich kann Sie dann durch die Wüste begleiten, wenn die Sache abgemacht ist.“

„Wieviel nehmt Ihr Miete?“ fragte ich. „Wir gehen direkt nach Husseinan und dann von Turut nach Chur zurück.“

„Dreißig Toman“, antwortete der Mann. Ich war erstaunt über die bescheidene Forderung, um so mehr, als er auch noch ein viertes Kamel mitnehmen wollte, für das wir, da es sein eigenes Reitkamel war, nichts zu bezahlen haben sollten.

„Wie lange dauert eine solche Reise durch die Wüste?“

„Das hängt ganz davon ab, wieviel der Sa'ab aushalten kann und was wir für Wetter haben. Falls es regnen sollte, wenn wir den Rand der Kewir erreichen, müssen wir dort besseres Wetter abwarten. Überfällt uns mitten in der Salzwüste Regen, so können die Kamele dort keinen Schritt weit gehen, und wir müssen wieder liegenbleiben und so lange warten, bis der Boden trocken wird. Haben wir aber günstiges Wetter, dann läßt sich die Reise in zehn Tagen machen, einschließlich eines Ruhetages in Husseinan und eines zweiten in Turut.“

Weiter gingen unsere Beratungen an diesem Abend nicht; aber je mehr wir darüber sprachen, desto größer wurde in mir die Lust zu einem solchen Eilmarsch durch die Wüste. Jetzt gab es kein Zaudern mehr. Ich wollte gern die zehn Tage Zeit und das bißchen Komfort opfern, das ich in meinem durch die Mangalglut erwärmten Zelte immerhin hatte; jetzt wollte ich, koste es, was es wolle, die Wüste endlich ganz in der Nähe sehen. Von meinen eigenen Leuten sollte mich

nur Gulam Hussein begleiten; er ist aus Chur gebürtig und hat die Kewir schon früher besucht. Zelt und Bett waren überflüssig, wir bedurften nur warmer Kleider und auf einige Tage Lebensmittel.

Bisher war die Reise einförmig und ungefährlich gewesen; jetzt würde ich wenigstens etwas wagen und einige Abwechslung in den gewöhnlichen Schlendrian bringen; und wenn es wirklich eine so anstrengende Sache war, wie die Leute hier sagten, würde es ja nachher nur eine willkommene, angenehme Erholung sein, wieder zu dem friedlichen Leben in der eigenen Karawane zurückkehren zu können. Auf wertvolle geographische Entdeckungen durfte ich allerdings kaum hoffen, denn es hatten schon zwei Europäer die große Kewir oder Descht=i-Kewir, wie die Wüste auf unseren Karten gewöhnlich genannt wird, durchquert, aber ich würde dadurch, daß ich sie auf zwei verschiedenen Linien durchzog, einen gründlicheren, vielseitigeren Überblick erhalten.

Gegen 7 Uhr abends ertönte das dumpfe, langsame Läuten herannahender Glocken; die Karawane aus Fezd kam, die auch durch die Wüste weiterziehen wollte. Kerbelai Madali, der uns bis hierher begleitet und mir durch seine gründliche Kenntniß der Geographie des Landes vortreffliche Dienste geleistet hatte, der überdies stets ein heiterer, lustiger Gesellschafter gewesen war, erhielt jetzt seinen Lohn. Er wollte am nächsten Morgen wieder nach Anarek zurückkehren.

Am Abend war der Himmel klar und die Luft kalt, die Temperatur sogar unter Null; das war ein gutes Zeichen — man hatte mir ja gesagt, daß ich in der Wüste schönes Wetter haben müßte. Der Mond nahm allmählich zu; er mußte also bald eine der ödesten Gegenden der Erde grell beleuchten, auch ein Vorteil für nächtliche Wanderer. Freilich, man konnte mich ausplündern, wenn ich von den Meinen getrennt war, aber mußte es darum auch geschehen? Ich weihte alle meine Leute in den Plan ein, ernannte Abbas Kuli Bek zum Führer während meiner Abwesenheit und sagte den andern, daß jeder, der dem neuen Führer nicht gehorche, seine Entlassung erhalten werde. Ich war ganz verblüfft, als Mirza bemerkte: „Abbas

Kuli Bek wird also unser *Chargé d'affaires*"; es stellte sich heraus, daß er das Wort in einer Gesandtschaft in Teheran aufgeschnappt hatte und daß es das einzige französische Wort war, das er kannte.

Auch der 28. Januar brach nach — 5,5 Grad in der Nacht klar an und versprach meiner Reise guten Erfolg. Jetzt erforschte ich die Zeichen des Himmels eifriger als je, denn jetzt hing alles vom Wetter ab. Der Tag wurde zu Vorbereitungen und Beratungen benutzt, und wie gewöhnlich fragte ich einige ortskundige Leute nach den Verhältnissen des Dorfes, der Geographie der Gegend und den Wegen aus.

Die vornehmste Verwaltungsbehörde in Dschandak ist ein Beamter, der den Titel „*Keluntar*“ führt und direkt unter dem „*Naib-i-hakim*“, dem Gouverneurssekretär in Chur steht, der seinerseits der Untergebene des Hakim oder Gouverneurs in Semnan ist. Obgleich die ganze Wüste eine natürliche Grenze zwischen ihnen bildet, wird also Dschandak von Semnan aus regiert. Das Dorf hat ungefähr 250 Häuser und 800—1000 Einwohner. Seine Seehöhe beträgt 998 Meter.

Man baut hier Melonen, Trauben, Granatäpfel, Äpfel, Birnen und Aprikosen, Feigen und Maulbeeren, weiße und rote Rüben, Zwiebeln, Gemüse, Weizen, Gerste, Hirse und Baumwolle. Außerdem beschäftigen sich die Bewohner mit Viehzucht und Warentransport. Das Dorf besitzt 3000 Schafe und 600 Kamele nebst vielen Eseln und Maultieren, aber nur ein einziges Pferd; Rindvieh fehlt hier ganz, Hühner aber werden in jedem Hause gehalten. Im Winter sind die Kamele größtenteils unbeschäftigt, sonst gehen sie im Karawanendienst nach Schiras, Tezd, Schahrud, Teheran, Sebsewar, Mesched, Isfahan und Tebbes. Die meisten Karawanen, die aus Tezd und andern Gegenden im Süden nach Semnan ziehen, schlagen die über Dschandak führende Straße ein. Beinahe täglich bricht von Dschandak aus irgendeine Karawane auf, um die Kewir zu durchqueren, und in der Hauptverkehrszeit kann man auf 100—200 Kamele täglich rechnen. Während der kalten Jahreszeit scheinen die meisten Karawanen zu kommen, obschon das Durchziehen der Kewir im Sommer leichter ist, weil dann selten oder nie Regen fällt und die Oberfläche

des Bodens trocken ist; doch ist dann wieder die Hitze unerträglich und das Brunnenvasser noch salziger als sonst.

Die nordwärts ziehenden Karawanen sind gewöhnlich mit Zeugstoffen, Baumwoll- und Wollballen, indischem Tee, Henna und andern Farbstoffen, Zimt, Pfeffer und ähnlichen Gewürzen beladen. Die Karawanen, die nach der entgegengesetzten Richtung ziehen, bringen Zucker, Petroleum, Öl, russische Kleiderstoffe, Eisen und verschiedene Kolonialwaren nach Tezd. Dschandak ist, um es kurz zu sagen, einer der Knoten- und Ruhepunkte einer ziemlich großen, wichtigen Karawanenstraße zwischen dem nördlichen und südlichen Persien; das Dorf ist daher weniger von der Berührung mit der Außenwelt abgeschnitten als z. B. die Oase Tebbez. Mit Chur steht Dschandak durch einen 17 Farsach langen direkten Weg in Verbindung, der über das Dorf Nisch-i-gefu, Tschano, Ser-i-gudar und Abbasabad führt. Wie Hussein am Nordrand der Kewir ist Dschandak an ihrem südlichen ein Stütz- und Rückzugspunkt für die Karawanen, die in die Wüste hineinziehen. Beide Orte gleichen Küstenstädten an einem Binnenmeer. Eine nordwärts ziehende Karawane rastet meistens ein bis zwei Tage in Dschandak und macht sich erst dann auf den Weg, wenn das Wetter beständig aussieht; dann aber beeilt sie ihren Marsch, um möglichst ohne Schaden nach Hussein zu gelangen. Die Karawanen, die von Norden her in Dschandak ankommen, gönnen sich nach ihrem Eilmarsch dort ebenfalls ein wenig Ruhe und sind froh, daß sie die gefährliche Wüste glücklich hinter sich haben.

Die Perser selbst haben in Dschandak das Gefühl, an einer Küste zu wohnen. Der Tradition zufolge bildete die Kewir zu Anuschirwans Zeit, d. h. vor 1350 Jahren, noch einen einzigen kolossalen Binnensee, in dessen westlichen Teil sich ein großer, aus Hamadan und Sewah kommender Fluß, der Kara-tschai, ergoß. In dieser Tradition liegt gewiß eine Wahrheit. Der Reisende, der durch die Kewir zieht, erhält unwillkürlich den Eindruck, daß sie ein verschwundener See ist. Im großen und ganzen wird das Klima hier wie in Zentralasien immer trockner, aber es hat den Anschein, als ob die Austrocknung nicht

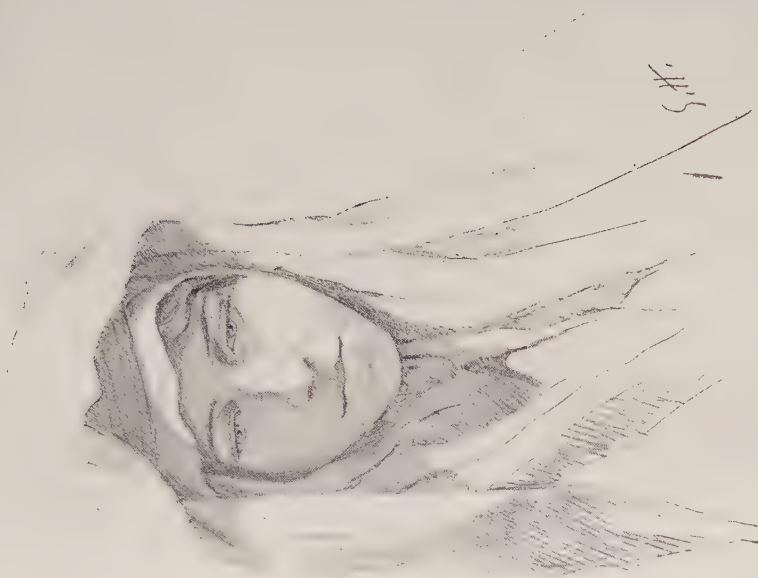
überall regelmäßige Fortschritte mache. Wenigstens versicherten mir die Leute in Dschandak, daß vor 200 Jahren von ihrem Orte aus eine gerade Straße durch die Kewir nach Semnan geführt habe. Dieser Weg sei jetzt allerdings ganz verwischt; man habe ihn aufgegeben, weil sich im Süden der Stadt Semnan ein Salzsee gebildet habe, der durch einen aus Westen, von Char, kommenden Fluß gespeist werde. Man darf daraus keineswegs den Schluß ziehen, daß die Wasserzufuhr oder die Feuchtigkeit der Luft und die Niederschläge in gewissen Gegenden im Zunehmen begriffen seien. Die außerordentlich seichten, flachen Salzseen in der Kewir sind sehr ephemere Erscheinungen, und sie verändern ihre Lage wahrscheinlich noch schneller und leichter als die Seen im Loplande in Ostturkestan. Ein seichter Salzsee füllt sich leicht mit festem Material, und das Wasser ist dann gezwungen, eine tieferliegende Senke aufzsuchen. Auf diese Weise wandern die Seen im Laufe der Zeiten hin und her, und jetzt war an die alte Straße zwischen Dschandak und Semnan die Reihe gekommen, wenigstens teilweise unter Wasser stehen zu müssen.

Die Bewohner von Dschandak wußten auch von dem Wege, der einst von der Tscheschme-Kerim nach ihrem Orte geführt und die Kewir diagonal durchschnitten hat; aber sie sagten, daß man ihn schon längst aufgegeben habe, weil die Wüste heutzutage in jener Gegend unpassierbar geworden sei. Ich brauchte also nicht zu bereden, daß ich mein Heil nicht auf ihm versucht hatte, wenn ich auch am Kuh-i-nakshir Luft verspürt hatte, das Unternehmen zu wagen. Der alte Hirt, der mir dort erklärt hatte, daß ein solches Unternehmen unmöglich sei, hatte wahr gesprochen.

Aus derartigen Mitteilungen über ehemalige Wege lassen sich allerlei interessante Schlüsse ziehen. Allerdings scheinen sie mit der Tatsache, daß das Klima immer trockner wird, im Widerstreit zu stehen. Denn wenn die Kewir in ihrer Gesamtheit austrocknet, müßten Wege, die vor zwei Jahrhunderten gangbar waren, jetzt in viel größerem Maße benutzt werden können. Dieser Umstand hängt aber eng zusammen mit der außerordentlichen Ebenheit und dem daraus folgenden

Standortswechsel der Wasseransammlungen. Die Bodensenkung, die hier ursprünglich existiert hat und ihrerzeit mit Wasser gefüllt war, ist seitdem stets mit dem außerordentlich feinen, festen Material, das aus allen umliegenden Berggegenden vom Wasser hierhergeschwemmt worden ist, angefüllt und allmählich bis zum Rand gefüllt worden. Denn wenn die Kewir dem bloßen Auge auch als eine vollkommen ebene, wasserglatte Fläche erscheint, so hindert dies doch nicht, daß sie von sehr flachen Wellen durchzogen ist. Zunächst ist es sehr wahrscheinlich, daß ihre zentralen Teile Aushöhlungen bilden, weil sie vom Rande, an welchem Flüsse und Bäche ihren Schlamm abladen, am weitesten entfernt liegen. Auch die Perser haben ein ganz richtiges Gefühl von einer Hebung des Bodens infolge neuer Ablagerungen; sie antworteten mir auf meine Frage, ob sie glaubten, daß man noch Anzeichen des alten Wegs nach Tscheschme-Kerim finden könne: „Nein, Herr, die Salzwüste ist hoch geworden“, d. h. neue Schlammisichten haben sich auf den alten abgelagert und jede Spur des ehemaligen Weges verdeckt.

Nun sollte ich selbst Gelegenheit haben, mir diese verkannte und verrufene Kewir anzusehen. Auch ich hatte das Gefühl, an der Küste eines gefährlichen Meeres zu warten, das mit gebrechlichen Booten befahren werden mußte. Soviel war klar: die einzige Gefahr, die dabei droht, ist Regen; mir drohte diese Gefahr zweifach, denn wenn es auch gelang, ohne Hindernis seitens des Wetters nach Norden zu kommen, konnte mir der Rückzug durch Regen abgeschnitten werden, und es war immerhin möglich, daß ich wochenlang am Nordrande warten mußte, ohne mich mit meinen Leuten vereinigen zu können. Jedenfalls würde ich aber die genauen Werte für die Breite der Wüste auf zwei verschiedenen Linien feststellen und auf eine bedeutende Strecke hin ihre Uferlinie verfolgen und auf der Karte eintragen können; mit Hilfe der Erfahrungen, die andere Reisende in der Kewir und in ihrer Umgebung gesammelt hatten, würde es mir dann möglich sein, eine ziemlich genaue Karte der Grenzen der Salzwüste zu zeichnen.



83. 84. Bewohnerinnen der Wüste. (S. 297.)
Zeichnungen des Verfassers.



85. Meine beiden Hunde. (S. 309.)
Links Newenk, der gelbe Hund, rechts Shiah-fek, der schwarze Hund.

In Erwartung der neuen Wüstenschiffe hatte ich nichts weiter zu tun, als bei den Dorfleuten zu sitzen, mit ihnen zu plaudern, zu zeichnen und zu photographieren (Abb. 88—90) und in dem großen Dorfe umherzustrifen. Als sich um 1 Uhr der ganze Himmel mit einem leichten Wolfenschleier überzog, sagte man mir, daß dies noch durchaus nicht Regen zu bedeuten brauche, denn manchmal könnten die Wolken hochgestiegener Nebel sein, ohne daß es regne. Die Dschandaker freuen sich ebenso aufrichtig über den Regen, wie die Karawanen über ihn klagten.

Der Sommer ist in Dschandak wohl warm, aber nicht glühend heiß wie in Thur oder Tebbes. Daß die Wärme sich jedoch auch hier recht fühlbar machen kann, ergibt sich schon aus den „Badgir“, den Windfängen, die man auf dem Dache mehrerer Häuser sieht. Sie bestehen aus viereckigen Türmen, die oben längliche, senkrechte Spalten haben, in denen der über die hemmenden Hausdächer hinziehende Wind sich fängt und aus denen dann die Zugluft in ein Zimmer hinuntergeleitet wird, das dadurch einigermaßen kühl und frisch erhalten wird. Einige Badgirtürme haben an allen vier Seiten Windspalten, andere nur nach Norden hin, was anzudeuten scheint, daß hier im Sommer nördlicher Wind vorherrscht.

Die Straßen und Gäßchen von Dschandak sind im wahrsten Sinne des Wortes nichtsagend; es sind schmale Gänge und Passagen, 2 Meter breit und zwischen 2—3 Meter hohen Mauern eingeklemmt, die man zum Schutze der Gärten und der Häuser erbaut hat. Fenster gehen nicht auf diese Gassen, nur jämmerliche, kleine schmale Pforten mit schlechten Türen. Eiferfüchtig verbirgt man das Innere des Hofes vor den Blicken der Welt; es wäre ja entsetzlich, wenn ein profanes Augenpaar eine Susanna erblicken würde, die drinnen in einem Bassin oder in einem kleinen Kanal badet. Zwei kleine Moscheen mit gelbgrauen Kuppeln tun ihr Möglichstes, um unter der übrigen Mosaik unbedeutender Fachwerkhäuser vornehm auszusehen; aber hier ist einmal alles gelb und grau wie die Wüste, die Tag und Nacht draußen vor den Toren brüht. Am südlichen Ende des Dorfes liegt der Friedhof mit seinen einfachen Lehmendenkmalen; an

seiner Grenze erheben sich unsere Zelte, und die Toten sind unsere nächsten Nachbarn. Karawanjerai gibt es hier nicht, nur die Ruine einer alten Karawanenherberge. Die reisenden Händler, die mit ihren Kamelen das Dorf besuchen, lagern außerhalb des Dorfes auf dem großen Plage. Dort gibt es auch einen ganz kleinen „Meidan“ oder Markt.

Heute sah man kaum einige Menschen im Freien. Als ich bei der alten Festung stehenblieb, waren nur zwei Personen in Sichtweite; aber das Gerücht von meinem Umherspazieren muß sich schnell durch das Dorf verbreitet haben, denn nachdem ich draußen zwei Stunden gezeichnet hatte, geleiteten mich wohl an zweihundert Männer und und Knaben nach Hause.

Die Festung ist die einzige Sehenswürdigkeit von Dschandak, obgleich sie schon zum großen Teil in Trümmern liegt. Sie besteht aus einem Mauerviereck mit Ecktürmen und einem Tore und bietet einen malerischen, echt mohammedanischen, asiatischen Anblick. Das Fundament der Mauer ist aus Steinen gebaut, im übrigen hat man an der Sonne getrocknete Ziegel als Baumaterial benutzt. Wenn man nach dem Alter der Festung fragt, so antworten die Dorfweisen, daß der große, ruhmreiche Anuschirwan, der König mit der „unsterblichen Seele“, sie erbaut habe, jener König, der Persien von 531—578 ebenso kraftvoll wie gerecht regiert hat. Wie es sich damit auch verhalten mag, man sieht es schon an dem Zustand und der Bauart der Festung, daß sie sehr alt sein muß, und man kann überzeugt sein, daß Dschandak mindestens ebenso alt ist wie seine Festung. Und selbst wenn sie nicht mehr als ein paar hundert Jahre alt sein sollte, so erheben sich doch ihre Mauern als ein sprechender Beweis der Tatsache, daß diese Gegend früher größere Bedeutung als heute gehabt hat und daß die Straße, die nordwärts durch die Kewir führt, starken Schutzes und wirklicher Befestigung bedurft hat. Damit ist auch bewiesen, daß die Straße zwischen Dschandak und Husseinan ein alter Weg ist und die Salzwüste da, wo dieser Weg sie durchschneidet, ihren Charakter seit Jahrhunderten nicht verändert hat. Man erhält

den Eindruck, daß möglicherweise sich quer durch die Kewir meridional eine Anschwellung zieht, die die Salzwüste in zwei Becken oder zwei Depressionen teilt, und daß der Weg von Dschandak nach Housseinan und die Straße von Chur nach Turut sich auf eben dieser Anschwellung hinziehen. Sie braucht vielleicht nur 1—2 Fuß höher zu sein als die übrige Umgebung, um den Karawanen eine hinreichend sichere Bahn zu bieten.

Im Westen von Dschandak liegt ein kleines Gebirge, der Kuh-i-berentsch, in dem Kupfer vorkommen soll; das wertvolle Metall wird jedoch nicht ausgebeutet, weil es hier niemand gibt, der sich darauf versteht. Zum Distrikt Dschandak gehören 23 kleine unbedeutende Dörfer, die fast alle im Süden des Hauptdorfes liegen.

Die versprochenen Kamele erschienen rechtzeitig vor unsern Zelten, aber sie waren mager und klein und sahen mir nicht danach aus, als ob sie eine anstrengende Reise aushalten könnten. Sie wurden daher ohne weiteres zurückgewiesen. Im rechten Augenblick stellte sich ein anderer Mann ein, der mir versicherte, daß er taugliche Kamele habe, von denen ich mir die vier besten aussuchen dürfe. Wenn er mich nicht in zehn Tagen hin und zurück durch die Wüste bringe, brauchte ich ihm auch nicht einen Kran der vereinbarten 30 Toman zu zahlen. Außer dieser Summe verlangte er noch, daß ich ihm das zur Reise nötige Kamelfutter vergüten solle.

Ich mußte infolgedessen noch einen Tag in Dschandak bleiben. Zwei Ruhetage vor einem solchen Unternehmen sind auch wirklich nicht zu viel. Schlimmer war es, daß der befürchtete Umschlag im Wetter heranzunahen schien. Bei nördlichem Wind wurde der Himmel stark bewölkt, und spät abends begann ein feiner Sprühregen zu fallen. Das Barometer ging herunter, und die Temperatur war höher als gewöhnlich, nur — 0,1 Grad in der Nacht.

Der schwarze Hund tut, was er kann, um uns den Schlaf zu verjagen. Er bellt sein eigenes Echo aus Dschandaks Mauern stundenlang an, und vergebens hofft man, daß eine der Parteien ermüde; aber der Hund ist unermüdlich, und das Echo muß ja immer das letzte

Wort behalten. Wenn es still werden soll, müssen wir entweder den Hund fortjagen oder Dschandaks Mauern niederreißen.

In der Nacht und am Morgen regnete und schneite es abwechselnd, und den ganzen Tag verhüllten dichte Wolken den Himmel; wenn sie sich entluden, müsse die Wüste in kurzer Zeit ganz unpassierbar werden, behaupteten die Leute in Dschandak. Nach kurzem, aber heftigem Regen werde die oberste Schicht des Wüstenbodens so glatt und schlüpfrig, daß die Kamele darauf wie auf Eis ausglitten und stürzten; dauere der Regen aber lange und halte er ununterbrochen an, so erweiche er den salzhaltigen Lehm der Kewir 2—3 Fuß tief; die Kamele sanken rettungslos in den Schlamm ein, und eine Karawane, die sich unter solchen Umständen mitten in der Wüste befinde, könne in Notlage geraten. Die Kamele seien sich über die Lage klar; sie strengten ihre Kräfte aufs äußerste an, aber sie erschöpften sich dabei, sanken ein und seien verloren. Bei solchem Wetter, wie es jetzt war, hätte ich also auf jeden Fall warten müssen. Ich tröstete mich daher leicht über das Ausbleiben der neuen Kamele. Doch endlich kam die Nachricht, die kleine Wüstenkarawane werde am nächsten Morgen in der Frühe marschbereit vor meinem Lager stehen.

Auch in Dschandak versicherte man mir, daß südöstlicher Wind um diese Jahreszeit Regen zu bringen pflege, während Westwind den Himmel klar mache. Eine Ausnahme von dieser Regel trat jedoch gegen 9 Uhr abends ein, als starker Südostwind die Wolken vertrieb und die Temperatur um mehrere Grade erhöhte; um 1 Uhr hatten wir $+10,1$ Grad gehabt, und um 9 Uhr waren es $+11,5$ Grad; in der Regel ist es sonst abends 7 oder 8 Grad kälter.

Die Karawane hatte Befehl, drei Tage in Dschandak liegen zu bleiben und dann in fünf Tagereisen nach Chur zu ziehen und mich dort zu erwarten. Abbas Kuli Bek sollte die Reisefasse verwalten und alle nötigen Ausgaben bestreiten, während Mirza darüber Buch führen und sich Rechenschaft ablegen lassen sollte. Die Sache verteuert sich auf diese Weise immer, denn der Perser muß seine Provision haben. Eine möglichst knappe Ausrüstung wurde angeschafft; der

Proviant bestand aus sechs Hühnern, vierzig Eiern, Granatäpfeln, Butter, Tee und „Pänir“, einer Art Käse, und frischgebackenem Brot; für die Kamele wurden Säcke mit Häcksel und Baumwollsaat mitgenommen; wir hatten einen Schlauch mit süßem Wasser, zwei Säcke Brennholz und Holzkohlen; die Instrumente und Notizbücher, deren ich unterwegs bedurfte, wurden in eine weiche Tasche gesteckt. Anstatt des Zeltes nahm ich das Stativ meines großen photographischen Apparates mit, das, wenn eine kaukasische „Burcha“ darüber gehängt wurde, mir bei Regenwetter einigermaßen genügenden Schutz gewähren konnte.

Noch schien der Erfolg dieses Unternehmens sehr unsicher zu sein. In der Nacht sank die Temperatur auf nur $+ 3,5$ Grad, und am Morgen des 30. Januar weckte mich der Regen, der auf mein Zelt niederprasselte. Das sah aussichtslos aus. Nebel verhüllte die Berge im Osten und im Westen, und im Norden, wo uns das gefährliche Reich der Salzwüste erwartete, hingen die Wolken wie dunkle Wände und Vorhänge herab. Aber die vier Kamele standen bereit (Abb. 91). Dschambas oder Läufer waren sie nicht; sie stießen scheußlich, als ich sie probeweise in schnellem Schritt laufen ließ. Doch was machte das aus; falls das Wetter fortfuhr, unfreundlich zu bleiben, mußten wir doch entweder vom Wüstenrande wieder umkehren oder langsam weiterziehen.

Am Vormittag langte eine 100 Kamele starke Handelskaravane aus Tezd an und lagerte sich auf der Ebene unterhalb Dschandak. Ihr Führer sagte mir, daß sie es nicht wagen könnten, bei solchem Wetter in die Wüste hineinzugehen, und deshalb die Absicht hätten, hier zu warten, bis es sich aufkläre. Ich wollte aber nicht länger bleiben und bestieg mein neues Reitkamel, das bei gewöhnlichem, langsamem Marsch 220 Schritte auf 150 Meter machte und $3,6$ Kilometer in der Stunde zurücklegte.

Die Männer und Knaben von Dschandak hatten sich versammelt und sahen zu, als ich abzog. Die dominierende Festung, die langweiligen Lehmhäuser und die armseligen Gärten verschwanden hinter mir, und die Einöde, grau und gelb, umgibt mich wieder auf allen Seiten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Vergebliches Warten.

Unsere vier Kamele sind widerspenstig. Sie wissen, daß der Pfad, dem wir folgen, nach der Wüste führt und daß sie einige Tage lang mit knapper Kost werden vorliebnehmen müssen. Doch bald finden sie sich in ihr Schicksal und folgen ruhigen, gleichmäßigen Schrittes dem Manne, der das Leitkamel führt; mich selbst trägt eine „Arwane“, eine Stute, deren Gang so weich und behaglich ist, daß ich glaube, lange Ritte auf ihrem Rücken aushalten zu können. Zu unserer Linken zieht sich ein mächtiges Erosionsbett hin, in dem sich noch eine Karawane aus Fezd niedergelassen hatte; die Leute lagerten dort, beobachteten die Wüste, warteten auf gutes Wetter und fragten sich, ob der Himmel, der nichts weniger als vertrauenerweckend aussah, sie mit noch mehr Regen überraschen werde. Als sie uns nach der Wüste hinabgehen sahen, fragten uns zwei Treiber, ob wir einen besondern Anlaß hätten, an baldiges Eintreten guten Wetters zu glauben, aber wir antworteten ihnen, daß wir nahe am Rande der Wüste zu sein wünschten, wenn es sich aufklären sollte.

Auf beiden Seiten unseres Weges liegen niedrige Hügel, die nach Norden hin immer flacher und niedriger werden, um schließlich in ganz ebenen Boden überzugehen. Auch der Pfad, dem wir bald zwischen spärlichen Grasbüscheln, bald auf sterilem Boden folgen, zeigt ein langsames Abfallen nach der Kemirdepression. In einigen kleinen Mulden hat man schon ein Vorgefühl der Salzwüste; der Boden ist locker,

weich und mit weißem Salzpuder bestreut. Man ahnt kaum die Berge im fernen Osten, die über Chur=i=ges und Arusun emporragen, jener Gegend, wo wir „landen“ werden, nachdem wir zweimal das Meer der Wüste durchschiffen haben. Unser Führer ist sehr gesprächig und verkürzt uns die Stunden des Marsches, indem er uns alles erzählt, was er weiß. Er versichert, die östliche Linie sei am gefährlichsten; wenn es unterwegs Regen gebe, müsse man auf der westlichen zwei bis drei Tage liegenbleiben und warten, bis der Boden wieder so trocken sei, daß die Kamele auf ihm gehen könnten; auf der östlichen Linie aber dauere es fünf Tage, bis der Boden wieder trockne. Hinsichtlich des Regenwassers, das zeitweise in den Rinnen, die wir überschreiten oder denen wir folgen, nach Norden strömt, sagt er, daß es in der Kewir niemals an der Oberfläche sichtbare Seen bilde, wohl aber unterirdische, deren Spiegel ziemlich dicht unter dem Boden liege; er glaubt, daß es aus diesem Grunde so gefährlich sei, über diese Wasseransammlungen zu gehen.

Wir sind zwei volle Stunden unterwegs gewesen, als wir an dem Haus=i=dehene, einem eingestürzten Brunnenhause, vorbeikommen. Von hier aus halten wir uns in der Nähe einer sehr ausgeprägten Erosionsrinne, Rudchaneh=i=haus=i=dehene genannt, auf deren westlichem Ufer sich 20 Meter hohe Lehmhügel erheben; ihre Böschungen sind gerieft wie die Schale einer Melone. Als wir das Bett verlassen, um seine es westlich begrenzenden Hügel an einem Punkte zu überschreiten, der Kotel oder Paß genannt wird, haben wir den halben Weg zurückgelegt und sind in drei Stunden 2 Farsach weit geritten. Das Gelände wird kuppierter, ein wahres Labyrinth von Rinnen zwischen weich abgerundeten, kleinen Hügeln. Die Rinnen werden jedoch nach und nach immer kleiner, die Hügel immer niedriger, je weiter wir nach Norden vordringen, das Land wird ebener und horizontaler.

Immer ebener wird der Pfad, immer feiner der Grus; aus den niedrigen Lehmrüden stehen Gipschichten wie schräge Tischplatten hervor. Wir sind jetzt vier Stunden unterwegs und haben 3 Farsach

zurückgelegt; sind die Angaben des Führers richtig, so werden wir 40 Stunden brauchen, um die 30 Farsach der Salzwüste zurückzulegen. Mein Reitkamel hat die Kewir während der acht Jahre, die es Arbeitskamel ist, dreißigmal durchzogen; es ist jetzt zehn Jahr alt. Hier in der Gegend beginnen die Kamele schon mit zwei Jahren zu arbeiten, und daher bleiben sie auch so klein; unsere großen Kamele sind erst angelernt worden, als sie schon drei oder vier Jahre alt waren.

Das Land wird immer öder und unfruchtbarer, wenn man sich der großen Wüste nähert; die durch ihre Nähe hervorgerufene Stimmung wird noch erhöht durch die finstern, dunkelvioletten Wolken, die beim Sonnenuntergang über uns schweben. Es beginnt zu dämmern; die Nacht ist nahe, vor uns hüllt der Nebel die Wüste in seine Schleier ein. Der Führer eilt voraus, um Brennmaterial zu sammeln, Gulam Hussein führt die Kamele (Abb. 92), deren letztes das meine ist. Wir ziehen in der sich herabsenkenden Dunkelheit weiter, kein Laut unterbricht die Einsamkeit; es ist still wie im Grab; der Boden ist vollkommen vegetationslos. Vergeblich versucht der Mond die schweren Wolkenmassen zu zerteilen, die sich bald wieder so dicht zusammenballen, daß keine helle Stelle am Himmel den Platz ahnen läßt, wo die Leuchte der Nacht sich versteckt hält.

Jetzt kommt unser Führer mit einem ganzen Armvoll Brennholz wieder. Er zeigt auf eine Anhöhe vor uns, die wir in der Dunkelheit kaum wahrnehmen, und sagt, dies sei das Gewölbe über einem „Haus“ oder Wasserbehälter; hier wollten wir die Nacht verbringen, um morgen so früh wie möglich aufzubrechen. Wir lagern uns an einer zerfallenen Mauer; das Lager Nr. 20 ist im Handumdrehen in Ordnung, das Gepäck ist ja so leicht. Das Stativ wird aufgestellt und die „Burcha“ darüber gebreitet (Abb. 93); das Licht wird angezündet, ich packe meine Notizbücher aus, um die heutigen Beobachtungen einzutragen, während die beiden Männer ein Feuer anzünden und Tee bereiten. Dann serviert man mir das erste kalte Huhn mit Brot und drei gekochten Eiern. Jetzt, da wir so wenige sind, genießen wir unsere Freiheit noch besser als gewöhnlich. Meine Reisegefährten

rauchen, unter freiem Himmel sitzend, ihre Pfeife; andere lebende Wesen als uns drei gibt es in dieser gottverlassenen Gegend nicht.

Da fährt plötzlich ein aus Norden kommender Windstoß über unser einsames Lager hin; er hätte mir mein provisorisches Zelt umgeweht, wenn ich nicht noch im letzten Augenblick das Stativ festgehalten hätte. Zwei Minuten Ruhe, dann ein neuer Windstoß, aber ein heftigerer als der erste; um das Lagerfeuer stieben die Funken. „Bad-i-Kewir, der Wüstenwind“, sagte der Führer mit ernster Miene. Um uns her herrscht undurchdringliche Nacht, und auch der Himmel ist pechschwarz. Einige schwere, große Regentropfen prasseln auf die Burcha, der Wind wird stärker und weht jetzt ununterbrochen; es heult und pfeift um die Ecken der verfallenen Mauer, man merkt, daß ein Unwetter heraufzieht. Auch der Regen wird stärker und dichter und fällt in eigensinnigen Schauern, die lärmend auf meinem Zeltdach trommeln. Die Männer bleiben am Feuer sitzen und binden sich nur ihre Mäntel um, ich verkrieche mich unter der Burcha so gut es geht und will nicht merken, wie es von ihr herabtropft und herabrieselt; ich muß meine Mahlzeit beenden, und daß es regnet, läßt sich einmal nicht ändern.

Doch bald wird es wirklich zu arg; einen solchen Regen hatte ich seit meinem Aufenthalt in Trapezund nicht erlebt. Es gießt wie mit Mulden vom Himmel, es spritzt und plätschert im Schmutz; man hört, wie es nah und fern herabrauscht und wie verschiedene Schauer gleichsam in Bogen das Erdreich begießen; es ist ein kompakter, dichter, erbarmungsloser Regen, und man hört es seinem eigensinnigen Rauschen an, daß er sobald nicht aufzuhören gedenkt. Wir hatten gerade den Rand der Kewir erreicht und wollten die Reise über ihr trügerisches schwanfendes Moor wagen, als das einzige Wetter losbrach, das unsere Pläne durchkreuzen konnte. Was nützt es jetzt, energisch zu sein und waghalsige Entschlüsse zu fassen; mit den Elementen zu kämpfen, ist aussichtslos. Mit einem Gefühl ernstlicher Verstimmung hört man es draußen plätschern und weiß, daß jede Minute den Marsch in die Wüste noch unmöglicher machen wird. Man glaubt zu hören,

wie ein mächtigeres Wesen eine unübersteigbare Mauer um die Wüste baut, eine Mauer, die uns zur Umkehr zwingen wird.

Länger konnten wir diese Dürste nicht aushalten. Die Männer fanden in der Ruine ein nichts weniger als einladendes Schlupfloch, eine wirkliche Grotte unter dem verrußten Gewölbedach. Dorthin begaben wir uns durch Schmutz und Regen und beeilten uns, unsere Sachen unter Dach zu bringen und das erlöschende Feuer wieder anzufachen. Dort saßen wir alle drei, starrten in die Flammen und ohne einander es zu sagen, sahen wir ein, daß unser Plan, morgen früh um 3 Uhr aufzubrechen, schon jetzt zu Wasser geworden war. Newenk, der ungebeten mitgekommen war, lag draußen, heulte und war vertrießlich darüber, daß er bis auf die Haut naß wurde und dennoch nichts zu trinken hatte. Aber die Perser dulden keine Hunde im Hause, und Newenk mußte daher bei den Kamelen bleiben.

Es ist 9 Uhr; wir haben 5 Grad über Null, der Wind hat sich gelegt, es gießt noch immer, und das Plätschern dieses gründlichen Regens schallt wie ein Hohn gelächter in die Grotte hinein. Ich gehe hinaus, um die Instrumente abzulesen, und fühle dabei, daß der Boden schon weich geworden ist; man sinkt in den Lehm ein, und es quatscht unter den Schritten. Triefend naß kriech ich wieder in unser Schlupfloch, dessen schmutzige, übelriechende Höhle obendrein beißender Rauch füllt.

„Wie lange Zeit braucht die Wüste zum Trocknen, wenn es die ganze Nacht weiterregnet?“ fragte ich.

„Drei oder vier Tage.“

„Und wenn es morgen fortfährt zu regnen?“

„Zehn Tage.“

„Wir werden sehen, wie es morgen mit dem Wetter wird; aber zehn Tage warten wir in diesem Loche nicht, das ist ja gerade die Zeit, deren man bedarf, um zweimal durch die Wüste zu ziehen.“

„Schon jetzt ist es unmöglich, in die Wüste hineinzugehen, Sa'ab; wir können morgen solange schlafen, wie wir wollen.“

Um mir die Zeit zu vertreiben, beginnen sie mir von ihren Erfahrungen und Schicksalen in der Kewir zu erzählen. Wieviele Perser

waren schon in dieser unheimlichen Wüste umgekommen! Gulam Hussein hatte vor zwei Jahren eine Karawane begleitet, die dort infolge eines sehr starken Schneefalls nicht weniger als fünf Kamele verlor. Der Schnee schmolz freilich sofort wieder auf dem salzhaltigen Boden, aber dieser wurde davon so feucht und glatt, daß die Karawane mitten in der Kewir lagern mußte. Da obendrein heftiger Nordwind wehte, starben die Kamele vor Kälte, und einem Mann erfroren die Füße, so daß er sein ganzes Leben ein Krüppel blieb. Der Führer sagte, daß man sich nichts Hoffnungsloseres, Anstrengenderes und Aufreibenderes denken könne, als im Schlamm zu Fuß zu gehen; bei jedem Schritt sinke man bis an die Knie ein; beeile man sich, um weniger tief einzusinken, so verliere man bald seine Schuhe und werde todmüde; und gehe man langsam, so sinke man so tief, daß man kaum imstande sei, die Füße wieder herauszuziehen, so zäh und so einsaugend sei dieser Schlamm.

Von den drei Karawanen, die noch in Dschandaq lagerten, als wir heute aufgebrochen waren, sagte er, daß sie, wenn es auch morgen noch regnete, alle ihre Ballen bis zum Frühling im Dorfe lassen und ihre Kamele mit Holzkohlenlasten zurückführen würden. Die Holzkohlen werden hier aus einem Baume gebrannt, der „Badam=talch“, wilder Mandelbaum, heißt und in den Tälern des Kuh=Dschandaq wächst. Wenn eine Handelskarawane in der Wüste von Platzregen überfallen wird, werden die Kamele schleunigst von ihren Lasten befreit, die Lasten so gut es geht zugedeckt und an Ort und Stelle zurückgelassen, wo sie dann manchmal einen oder gar zwei Monate lang liegen bleiben. Sie versinken während dieser Zeit nicht im Schlamm; doch wenn die Last aus Weizen besteht, keimen und sprießen die Körner, so daß die Säcke ganz grün dastehen, wenn man im Frühling kommt, um die Last zu bergen. Nachdem man den Kamelen die Lasten abgenommen hat, versucht man, sie so schnell wie nur möglich nach demjenigen „Ufer“ hin zu retten, das gerade das nächste ist. Sieht aber der Regen aus, als werde er nicht lange anhalten, so bleibt man, wo man ist, und wartet, bis der Boden so weit

getrocknet ist, daß die Tiere auf ihm nicht mehr ausgleiten. Es geschieht jedoch auch, daß neue Regenschauer kommen; man wartet wieder und sieht sich wieder getäuscht. Schließlich ist der mitgenommene Wasservorrat erschöpft, und das Leben steht auf dem Spiel. Dann eilt man nach dem „Lande“ hin; man arbeitet sich durch den Schlamm vorwärts; die nachfolgenden Kamele vermeiden die Spuren der vorausgegangenen, die wie schwarze Löcher klaffen. Man ist noch nicht weit gelangt, so muß das erste Opfer, dessen Kraft erlahmt ist, aufgegeben werden; und dann werden sie, eines nach dem andern, im Schlamm zurückgelassen. Wenn das letzte dem Tod überliefert ist, haben die Männer nur noch an sich selbst zu denken. Oft fassen sie einander paarweise an, um besser im Gleichgewicht zu bleiben; ihre Schuhe sind sie längst los, und bald bleiben auch die Beinkleider im Schlamm stecken. Sie sehnen sich nach den Flächen in der Wüste, die aus steinhartem Salz bestehen; allerdings stehen auch sie unter Wasser, aber über sie hinzuschreiten, ist doch, mit dem Gehen im Schlamm verglichen, eine Erholung. Es ist indessen außerordentlich gefährlich, sich bei Nebelwetter, wenn keine fernen Bergkonturen als Leitmarke dienen können, oder gar bei Nacht auf diese Salzfelder hinauszubegeben. Natürlich gibt es dort keinen Pfad, und selbst wenn es dort einen gäbe, würde man ihn durch das Wasser hindurch nicht erkennen können; man irrt sich daher sicher leicht in der Richtung, verläuft sich in der Kewir, verlegt sich die Füße an den scharfen Rändern der Salzschollen, bis sie bluten, und geht schließlich an Ermattung, Blutverlust und Durst zugrunde.

Gulam Hussein und der Führer behaupteten, die Wanderer, die sich in der Kewir befänden, seien nicht mehr Herren ihrer Sinne; sie würden dort auf seltsame Weise beherrscht. Sei das Wetter gut und blieben alle zusammen, so schade das weiter nicht; man habe dann nur den Kamelen zu folgen, die niemals die Herrschaft über ihren Ortsinn verlieren und in ihrem eigenen Interesse möglichst schnell auf der kürzesten Querlinie durch die Wüste hindurchzukommen suchen. Doch wenn eine Karawane ein oder zwei Stunden in der Nacht gerastet habe, um



86. 87. Aus der Jezd-Karawane. (S. 311.)
Zeichnungen des Verfassers.



88. Die Jugend von Dschandak. (S. 321.)

auszuruhen, und wenn bei ihrem Abzug ein noch schlafender Mann vergessen worden sei und dieser beim Erwachen die Karawane nicht mehr vorfinde und sich schleunigst aufmache, um seine Gesellschaft bald wieder einholen zu können — dann schlage er stets die verkehrte Richtung ein. Er habe seinen Ortsinn gänzlich verloren. Die Fährten könne er auf dem harten Boden nicht sehen, dazu sei es zu dunkel. Er höre in der Ferne den Glockenklang, glaube aber, daß er aus der entgegengesetzten Richtung komme. Er laufe dem lockenden Tone nach, und wenn das Läuten infolge der wachsenden Entfernung schwächer werde, glaube er, daß der Wind den Schall dämpfe. Wenn aber der Klang schließlich ganz verhallt sei und er überdies beobachte, daß sich kein Lüftchen rege, merke er, daß er verkehrt gegangen sei, und kehre wieder um. Erst wenn die Sonne aufgehe, werde ihm die Sachlage klar, und er komme dann in vollständig erschöpftem Zustand wieder bei den Seinen an.

Meine beiden Begleiter hatten solche Abenteuer erlebt. Gulam Hussain hatte einmal die festgesetzte Zeit verschlafen und war nach dem Erwachen nach der verkehrten Richtung geeilt. Er hatte schon einen Farsach hinter sich gehabt, als ihm eingefallen war, die Spur zu untersuchen, und dabei hatte er seinen Irrtum erkannt. Doch als er das Ohr auf die Erde gelegt und jetzt auch das Läuten der Glocken ganz schwach gehört hatte, hatte er ganz deutlich vernommen, daß es aus einer Richtung kam, die derjenigen der Fährte gerade entgegengesetzt war. Da hatte er geglaubt, daß er verrückt geworden sein müsse, und hatte sich weder für die nördliche noch für die südliche Richtung entscheiden können, sondern war still sitzen geblieben und hatte das Tageslicht abgewartet; erst als der Morgen angebrochen war und er die Spur deutlich gesehen hatte, war es ihm klar geworden, welche Richtung die richtige war. Wie lebhaft erinnern nicht diese Erzählungen an Marco Polos Schilderungen der Lopwüste! Man möchte beinahe glauben, daß er die Lopwüste mit der großen persischen Wüste verwechselt habe!

Über den Weg durch die Kewir, den wir hatten benutzen wollen und der uns jetzt mit jeder Minute mehr zu Wasser wurde, teilte mir

Ali Murat, unser Führer, folgendes mit. Von dem naheliegenden „Ufer“ hatten wir zunächst 4 Farsach Kewir, nachher 2 Farsach Remek, harte Salzlagerungen, darauf 12 Farsach Kewir, dann wieder 1 Farsach Remek und zuletzt noch 9 Farsach Kewir nach Husseinan zurückzulegen. Von dem Lager Nr. 20, in dem wir uns jetzt befanden, rechnete man nach jenem Dorf im Norden im ganzen 30 Farsach. Von Turut nach Chur hat man zuerst 4 Farsach nach dem eigentlichen Rande der Salzwüste, dann 6 Farsach Kewir, 1 Farsach harten Salzes, 12 Farsach Kewir und wieder 1 Farsach Salz, 4 Farsach Kewir, 2 Farsach nach Chur-i-geš, 1 nach Arusun und 8 nach Chur; auf dieser Route muß man im ganzen 26 Farsach durch schlechte Wüste zurücklegen. Man konnte es als sicher ansehen, daß, wie jetzt drei Karawanen in Dschandak warteten, auch einige in Husseinan lagerten und dort gutes Wetter abwarteten. Wenn während dieser Wartezeit eine Karawane aus der Wüste kommt und berichtet, daß der Weg leidlich gewesen sei, so machen die Wartenden sich gleich auf den Weg, falls sie nicht schon vorgezogen haben, wieder umzukehren.

So plauderten wir, während draußen der Regen strömte. Um 10 Uhr ging der Regen in Schnee über, man hörte es draußen nicht mehr plätschern und spritzen; die Nacht war trügerisch still, und dennoch kam es noch ebenso stark wie vorher von oben hernieder, und der Schnee taute auf, sobald er den Boden berührte. Der einzige Trost, den wir hatten, war, daß das Innere des rauchigen Loches wenigstens trocken blieb. Nachdem Gulam Hussein die in einer Ecke liegenden Lumpen, auf denen schon viele Karawanenleute geruht hatten, zusammengekrakt und hinausgeworfen hatte, machten wir uns unser einfaches Nachtlager zurecht und legten uns schlafen.

Als ich gegen 7 Uhr erwachte, kauerten meine beiden Reisegefährten am Feuer und verhielten sich mäusehinstill, um mich nicht zu stören. Sie wärmten sich die Hände über den Flammen, was sehr nötig war, denn draußen wehte ein heftiger Westwind; das Minimum hatte während der Nacht — 1,7 Grad betragen, und wir hatten noch Frostwetter; der Himmel war stark bewölkt, und das Wetter sah nichts

weniger als einladend aus. Der Westwind, der hier „Bad=i=ſchahrijar“, der Stadtwind, heißt, weil er von der Seite herkommt, wo Teheran liegt, ist um diese Jahreszeit stets sehr kalt und rauh; aber er pflegt gewöhnlich keine Niederschläge zu bringen, wie es der Ostwind, der „Bad=i=Chorassan“, tut. Für uns war der Wind ein Vorteil, denn wenn er lange anhielt und trocken blieb, mußte er das Trocknen der obersten Schichten des Wüstenbodens beschleunigen; und wenn die Sonne, die sich jetzt so eigensinnig versteckt hielt, nur aus den Wolken hervorgucken wollte, würde es damit noch schneller gehen.

Draußen stöbert und heult es; es ist richtiger Winter; es zieht und pfeift in der Grotte der Ruine, und die Windstöße treiben den Rauch wieder hinein. Wir sitzen in unsere Mäntel gehüllt am Feuer, unschlüssig, was jetzt geschehen soll. Wir haben zwischen zwei Entschlüssen zu wählen: entweder hier liegenzubleiben und zu warten, bis die Wüste wieder trocken ist, oder nach Dschandak zurückzukehren und nach Chur zu ziehen, um von dort aus mit besserem Glück die Kewir zu durchqueren und schließlich auf dem großen östlichen Umweg über Tun nach Tebbes zu gehen. Daß der heutige Tag verloren ist, sehe ich ein. Nur 2 Farsach, so weit, wie der Boden sandig ist und nach dem Ufer hin abfällt, kann man ohne Schwierigkeit zurücklegen, dann aber folgen 4 Farsach Kewir, die das gefährlichste Stück der ganzen Strecke sind und auf denen das salzige Grundwasser so dicht unter dem Boden steht, daß dieser zum Trocknen außergewöhnlich langer Zeit bedarf; im Norden des harten Salzgürtels, der „Nemef“, sind die Verhältnisse günstiger, und der Kewirboden wird dort schneller trocken. Wenn nur eine der Dschandakkarawanen vorausgehen und einen Pfad austreten wollte, so würden wir ohne Gefahr in ihrer Spur hindreinziehen können. Nach dem nächtlichen Regen kann der Schlamm noch nicht sehr tief geworden sein, und wenn eine Reihe hindurchwandernder Kamele gleichsam eine Furche aufgepflügt hat, pflegt der Boden in dieser Rinne schneller zu trocknen und weniger glatt zu sein.

Hier in unserm Wartelager befinden wir uns in einer flachen, auf allen Seiten durch niedrige Hügel umgebenen Senke, und da dies

der letzte Punkt ist, an welchem sich Regenwasser aufspeichern läßt, hat man hier zu verschiedenen Zeiten fünf Zisternen gegraben und ausgemauert, von denen zwei aus gebrannten Ziegelsteinen, die übrigen aus Lehmziegeln bestehen, die nur an der Sonne getrocknet und infolgedessen zerbröckelt sind. Diese Zisternen werden nur nach heftigen, anhaltenden Regengüssen durch oberirdisches Abflußwasser gespeist und stehen nicht mit Quellen oder dem Grundwasser in Verbindung; letzteres soll hier 8 Klafter tief unter dem Erdboden stehen und salzig sein.

Die neueste Zisterne war vor vier Jahren angelegt worden; die dazu erforderlichen Mittel hatte ein Mann aus Anarek testamentarisch vermacht. Über ihrem „Haus“, dem rechteckigen Becken, ist ein Ziegelbau in Form einer Kuppel aufgeführt; in der unterirdischen Krypta, die dadurch entsteht, beträgt die Höhe zwischen dem Boden der ausgemauerten Zisterne und der gewölbten Decke wenig mehr als 4 Meter. Das Ganze heißt „Abambar“, Wasserbehälter (Abb. 94). Das Becken ist 6 Meter lang, $2\frac{1}{2}$ Meter breit und der Boden liegt $3\frac{1}{2}$ Meter tief; wenn das Becken einmal mit Wasser gefüllt ist, bleibt also kaum ein Meter zwischen seinem Wasserspiegel und der gewölbten Decke, in der zwei kleine Scharten das Tageslicht durchlassen. Eine schräge Treppe führt nach dem Boden der Krypta hinunter, wo man bequem auch dann Wasser schöpfen kann, wenn es seinen tiefsten Stand hat.

Netzt war der Boden der Zisterne trocken. Die anhaltenden Frühlingsregen pflegen aber die Zisterne so reichlich zu speisen, daß der Wasservorrat den Sommer über ausreicht. Von Norden kommende Karawanen erlauben sich bisweilen die Ungebühr, ihre Kamele aus der Zisterne zu tränken, anstatt damit zu warten, bis sie das 4 Farsach südlich liegende Dschandak erreicht haben. Sie tun es aber heimlich, denn die Zisternen sind nur für Menschen bestimmt, und diejenigen, welche ihre Kamele daraus tränken, werden, wenn sie jemand dabei ertappt, von den Dschandaker Behörden in Strafe genommen.

Die Ruine, die uns eine Freistatt gewährte, stand mit dem Haus-i-Hadschi-Kamasan in Verbindung, der nach einem Manne aus dem Dorfe Ferruchi bei Chur so genannt wird. Dieser Hadschi Kamasan

hatte vor 20 Jahren in seinem Testament 100 Toman zu diesem Zweck ausgesetzt. Ein „Haus“ am Rande der Wüste ist eine Wohltat für die Reisenden; manch einer ist schon, halbverschmachtet, aus der Wüste herausgetaumelt und hat seine ausgedörrte Kehle mit dem kühlen, süßen Wasser erquickt. Der Mann, der seinen Mitmenschen durch seine Freigebigkeit ein solches Labfal schenkt, erwirbt sich bei Allah Verdienste; daher kommen derartige Werke der Barmherzigkeit in Persien sehr häufig vor.

Doch wie kommt das Wasser in einen solchen „Haus“ hinein, fragt vielleicht der eine oder andere. Besuchen wir also noch eine dieser kleinen, ebenso einfachen wie sinnreichen Einrichtungen, die, obgleich sehr verfallen, uns einen deutlichen Begriff von dem System geben wird. Auch sie hat ihr Treppenhaus, durch das man in eine Zisterne hinuntergelangt, die hier jedoch rund ist, 7 Meter Durchmesser hat und durch ein Gewölbe vor Sonnenschein und Verdunstung geschützt wird. Die aus gebrannten Ziegelsteinen bestehenden Wände dieses Brunnens sind mit Kalk abgeputzt, damit das Mauerwerk das aufgefangene Wasser nicht durchläßt. Von einer Schlammfläche, die 4000 Quadratmeter umfaßt und die ein niedriger Wall umschließt, führt ein kleiner Kanalar in die Rotunde hinein. In diese schlammige kleine Depression münden mehrere Erosionsrinnen, die aus den südlichen Gebirgen kommen. Das Regenwasser hat sie ausgemeißelt, aber nur nach starken, anhaltenden Regen erreichen die Reste der verschiedenen Fluten, die auf ihrem Wege hierher nicht verdunstet oder in die Erde eingesickert sind, die Depression, in der sich ein großer Teil ihres mitgeschwemmten Schlammes zu neuen Schichten absetzt, während das Wasser durch den kleinen Kanal in die runde Zisterne fließt. Gewöhnlich bedarf es nur eines ordentlichen Regens, um diese bis an den Rand zu füllen, da ihre Tiefe 2 Meter beträgt und sie etwa 60 Kubikmeter Wasser aufnehmen kann. Die Gewölbe und die undurchdringlichen Brunnenwände bewirken, daß das Wasser lange stehen bleibt und auch im Sommer vergleichsweise kühl ist, weil es unter der Oberfläche des Erdbodens steht.

Um mir die langsam vergehende Zeit zu vertreiben, machte ich mit Ali Murat einen Spaziergang nordwärts. Nach dieser Seite hin umgibt unser Lager eine Bastion von niedrigen Hügeln, von denen herab man den Boden sich nach dem Rande der Salzwüste hin senken sieht; das Erdreich ist hier sehr stark mit Sand und Gips vermischt und ist auch nach Regen nicht schlüpfrig. Bald aber betreten wir einen Gürtel, auf dem man seinen Stock in alte, ausgetretene und durch den Regen weich gewordene Kamelspuren 2 Fuß tief hineinstecken kann, und wenn man ihn wieder herauszieht, gurgelt es in dem Loche, das sich sofort mit Wasser angefüllt hat. Vom Haus-i-Hadschi-Kamasan kann man ohne Gefahr bis an eine Stelle gehen, die Ser-i-do-farsach oder „Anfang von zwei Farsach“ genannt wird, weil dort die eigentliche Kewir mit ihrem schwierig zu passierenden, gefährlichen Schlamm beginnt. Doch schon lange vorher kommen wir an Armen und Abzweigungen echter Kewir vorüber, deren Oberfläche dunkelbraun und eben, aber höckerig und wie in kleinen Glocken und Blasen aufgesprungen ist. Da, wo das abfallende Terrain in das ebene übergeht, hat man wirklich das Gefühl, an einem Ufer zu stehen; nach Norden hin dehnt sich die Wüste unabsehbar aus wie ein Meer. Die kleinen Wasserlachen, die noch auf dem Pfade standen, waren bis an das „Ufer“ hinunter-tief, aber draußen auf der ebenen Kewir ist das Wasser salzig; dort saugt der Boden die Lachen jedoch sehr schnell auf und verwandelt sich unter ihrem Einfluß in Schlamm.

Auf der kurzen Strecke, die wir zurücklegten, sahen wir mehrere Gerippe von Kamelen, die, als noch Leben in ihnen war, nicht mehr die Kraft gehabt hatten, noch das nahe Dschandak zu erreichen, nachdem sie die ganze Wüste durchquert hatten und so leicht hätten gerettet werden können. Ali Murat sagte, die Kamele, die in der Wüste zurückgelassen wurden, stirben stets in ihrer gewöhnlichen Liegestellung, d. h. auf allen vier Knien ruhend. Sie sollen nur den Hals recken und den Kopf vorstrecken, aber einen ausgeprägten Widerwillen dagegen haben, sich auf eine Seite zu legen, wahrscheinlich wohl deshalb, weil ihr Instinkt ihnen sagt, daß sie sich nicht wieder

aufrichten können, wenn sie einmal in dem zähen Schlamm festgeklebt sein würden. Ali Murat erzählte mir auch, wenn man von Norden komme, die Wüste glücklich durchquert habe, den sandigen Boden bei Ser-i-do-farsach betrete und in der Ferne die Kuppeln der Zisternen erblicke, werde man unbeschreiblich froh und heiter und glaube in das „Bihecht“, in das Paradies, gekommen zu sein.

Sandinseln oder anstehendes Gestein ragen auf den beiden Linien, auf denen wir ziehen wollen, nirgends aus der ebenen Oberfläche der Kewir empor; es gibt dort auch nicht die kleinste Fläche festen Bodens, auf die man im äußersten Notfalle flüchten könnte; auf allen Seiten dehnt sich, soweit der Blick reicht, das ebene, türkische Meer aus, auf dessen Fläche man an einer „Platzangst“ oder richtiger gesagt an einer „Strandsehnsucht“ leidet. Man hat erst dann Ruhe, wenn man wieder am „Lande“ ist; man gönnt sich selbst und den Kamelen nur die mindestmögliche Zeit zum Ruhen und Essen, man eilt und hastet nur immer vorwärts, um aus der Wüste herauszukommen, ehe man von Regen überrascht wird. Welch ein Unterschied gegen die Tafla-makan! Dort späht man sehnächtigen Blickes nach jeglichem Anzeichen einer Regenwolke aus und würde einen Regen wie eine vom Himmel geschickte Rettung begrüßen; hier in der Kewir fürchtet man ihn und sucht ihm wie einem bösen Geiste zu entfliehen.

Ich selbst war nicht mehr als einen halben Farsach weit nach Norden gegangen. Als ich wieder in der Grotte ankam, schickte ich Gulam Hussein nach Ser-i-do-farsach, damit er sich den Zustand der Wüste ansehe und mir sage, ob wir uns auf den Weg machen könnten. Gleichzeitig begab sich Ali Murat mit seinen vier Kamelen nach einer Stelle zwischen den Hügeln, wo ein wenig mageres Steppengras wuchs und wo er auch Brennmaterial suchen wollte. Ich saß daher ganz allein und friedlich inmitten dieser erbärmlichen Brunnens, die kein Wasser enthalten, und vor der Tür der Grotte lag Kewenk im Winde und ließ sich von der Sonne bescheinen. Der Himmel hatte sich jetzt aufgeklärt, und ich hoffte bestimmt, die Sonne würde im Verein mit dem Winde die Oberschichten des Wüstenbodens bald austrocknen.

Während der vier Stunden, die ich hier wartete, lag der Hund still und ruhig da; nichts verriet die Nähe lebender Wesen in dieser öden Gegend, dieser äußersten Klippe auf dem Wege in das Wüstenmeer.

Ich aß zum Frühstück Pistazien und las einen französischen Roman, machte mir Notizen und grübelte mit der Karte in der Hand über das widrige Geschick nach, das mich gerade hier gefesselt hielt, am Rande der Wüste, die ich mit solcher Leichtigkeit besiegen zu können geglaubt hatte. Sie hatte uns ihre Tür gerade vor der Nase zugeklappt; mir war zumute wie auf einer Brücke, die in dem Augenblick, da man sie betreten und überschreiten will, aufgezogen wird. Ich ging wieder ins Freie und sah mich dort um, voll aufrichtiger Freude über den Wind, der sein Bestes tat, um die Wirkungen des Regens zu neutralisieren.

Endlich begann Newent zu knurren und zu bellen; Ali Murat kam mit seinen Kamelen angezogen, die mit vorzüglichem Brennholz, lauter dünnen Sakaustämmen, beladen waren. Sofort mußte er ein Feuer anzünden, da es in der Grotte wieder kalt zu werden anfang. In Ermangelung besserer Beschäftigung setzte ich mich, von Rauch und Staub umhüllt, hin, um meinen redlichen Wegweiser abzuzeichnen (Abb. 96). Das Porträt war noch nicht fertig, als Gulam Hussein mit der Erklärung angestelzt kam, daß es geradezu unmöglich sei, vor drei oder vier Tagen an eine Durchquerung der Kewir zu denken, vorausgesetzt, daß es nicht wieder zu regnen beginne. Um ganz sicher zu gehen, hatte er einen Klumpen des Breibodens mitgebracht, um ihn mir zu zeigen. Er hatte es versucht, eine kleine Strecke in die Kewir hineinzugehen, hatte aber dort den Boden so glatt wie Schmierseife gefunden. Man verliere dort die Herrschaft über seine Bewegungen, man versuche zu balancieren, gleite auf kleinen Wölbungen aus und rutsche in Gruben hinein; man könne die richtige Länge seiner Schritte nicht berechnen und versuche vergebens, auf irgendeiner Stelle festen Fuß zu fassen. Die Kamele hätten es dort noch schlimmer; sie würden umfallen und sich dann weigern, wieder aufzustehen. „Nein,“ meinte er „Allah bewahre uns vor der Kewir! Sie wird auch nicht sobald wieder trocken;

sie ist so naß wie ein durchnässter Schafpelz, der auf feuchtem Boden zum Trocknen ausgebreitet wird; dazu gehört Zeit.“

Wieder hielten wir Rat, überlegten die Sache hin und her und gelangten schließlich zu dem Entschluß, daß es klüger sein werde, wenn wir nach Thur gingen und von dort aus quer durch die Wüste nach Turut zögen. Während wir hierüber noch sprachen, hörten wir aus der Ferne bekannte Töne, Karawanenglockenklang! Wir eilten alle drei hinaus; keine lebende Seele war zu sehen, aber die Glocken erklangen immer heller von der Seite von Dschandak her. Schließlich zeigten sich zwischen und auf den gelben Hügeln im Süden einige schwarze Punkte; ihnen folgten andere, eine ganze lange Reihe. Eine Karawane zog heran, entschieden eine der drei, die wir in Dschandak gesehen hatten. Es war ein feierlicher Anblick, als sie so herannahen, wie Kriegsschiffe, die nach der äußersten Klippe kreuzen, bereit, sich auf das öde Meer hinauszuwagen. Die Glocken läuten immer heller, aber die Kamele werden nur langsam größer. Ein auf einem Esel voranreitender Mann führt den langen Zug. Beabsichtigen sie wirklich, sich in die Wüste hineinzuwagen? Sollen wir ihnen sagen, daß dies unmöglich ist, oder sollen wir hoffen, daß sie um jeden Preis hindurch müssen? In solchem Fall wollen wir ihnen gern erlauben, uns einen Weg zu bahnen, denn auf dem Pfade, den eine Karawane ausgetreten hat, trocknet der salzige Ton ziemlich schnell, jedenfalls wird der Weg dadurch weniger schlüpfrig.

„Weshalb seid ihr aufgebrochen, obwohl es über Nacht geregnet hat?“ fragte ich. „Ihr zieht doch wohl nicht zum ersten Male durch die Rewir?“

„Ne nun“, antwortete der Führer, „als wir euch gestern nachmittag nach der Wüste hinabziehen sahen, beschloßen wir, eurer Fährte zu folgen. Wir trankten und beluden unsere Kamele und brachen in der Dämmerung auf; doch als wir den Kotel, den Paß, erreicht hatten, überfiel uns Regen, und wir mußten Lager schlagen. Wir glaubten, ihr wäret nach Norden weitergezogen und wir könnten den Pfad benutzen, den euere Kamele in der Wüste ausgetreten hätten.“

„Wir haben die Wüste untersucht und gefunden, daß es ganz unmöglich ist, sie jetzt zu durchqueren.“

„Ja, das kann ich mir denken“, erwiderte der Mann. „Es wäre gewiß besser gewesen, in Dschandak zu bleiben als hier zu lagern, um zu warten, da es hier weder Wasser noch Weide gibt.“

Währenddessen marschierten die Kamele auf (Abb. 95), eine Katar nach der andern; jede Katar oder Gruppe von sechs bis sieben Kamelen führte ein Treiber. Ihre aus Farbstoffen, Gewürzen, Tee und Zeugballen bestehenden Lasten wurden in anmutiger Unordnung abgeladen, und die Kamele, 55 an der Zahl, mußten sich zu je zehn oder zwölf in einen Kreis legen, in dessen Mitte ein Laken ausgebreitet wurde, auf das man Häcksel schüttete. Während die Kamele mit gutem Appetit fraßen, bereiteten sich die Männer ihr aus Brot, Reis, Tee und Rosinen bestehendes Abendessen, rauchten ihre Pfeifen und unterhielten sich miteinander.

Abends um 10 Uhr — wir waren gerade mit unserer Mahlzeit fertig — begannen ihre Glocken wieder zu läuten. Anstatt hier still zu liegen, von ihren Vorräten zu zehren und ihre Kamele durch zu langes Dursten krank zu machen, zogen sie lieber nach Dschandak zurück. Der Karawanenführer Agha Muhamed aber und einer seiner Diener blieben am Haus-i-Hadschi-Kamasan, um dort an der ausgetrockneten Zisterne das zurückgelassene Gepäck zu bewachen. Ali Murat begleitete die Abziehenden mit seinen vier Kamelen, die ebenfalls des Wassers und des Häckfels bedurften; der unvorhergesehene Zeitverlust hatte ja meine Verproviantierungsrechnungen gänzlich in Unordnung gebracht. Es war ein Glück, daß ich Abbas Kuli Bek befohlen hatte, drei Tage in Dschandak zu bleiben. Mit Hilfe einer kleinen persischen Grammatik, die ich stets bei mir trug, setzte ich einen etwas holperigen Brief an ihn und Mirza auf; sie sollten mir Brot, Eier, Hühner, Roghan, Bündhölzer, Kerzen und Kohlen auf noch sechs Tage schicken und im übrigen ihre Dispositionen nicht ändern, sondern ruhig meine Ankunft in Chur abwarten.

Bei der Erfahrung, die ich schon jetzt vom Wüstenleben und seinen Gefahren hatte, sah ich ein, daß wir nach der ersten Durchquerung

auch in Turut wieder zurückgehalten werden konnten. Es konnte jeden Augenblick von neuem zu regnen beginnen; dabei gilt der östliche Weg als viel schwieriger zu durchziehen als der westliche, an dessen Anfangspunkt wir lagerten. Jener ist viel feuchter, trocknet langsamer und ist durch und durch schlecht, während der westliche wenigstens stellenweise festeren Boden hat. Doch im ärgsten Falle konnte ich immer noch den östlichen Umweg nach Tebbes machen und die Meinen durch einen Eilboten dorthin holen lassen. Jetzt galt es nur, mit heiler Haut nach dem nördlichen Rande der Wüste zu gelangen; nachher mochten die Ereignisse sich von selbst entwickeln.

Ali Murat hatte auch Befehl erhalten, mehr Wasser zu besorgen, denn der Vorrat, den wir mitgenommen hatten, nahte sich seinem Ende. Er bestieg das erste seiner Kamele und schloß sich der andern Gesellschaft an. Geisterhaft unter dem Monde hingleitend, verschwanden sie bald im Dunkel der Nacht, und in der Ferne verhallte der Klang ihrer Glocken, die in schnellerem Takt als gewöhnlich läuteten; denn nun befanden sich die Kamele wieder auf dem Heimweg und entfernten sich von der abscheulichen Wüste, froh in der Hoffnung, einem forcierten Marsche zu entgehen und überdies von ihren Lasten befreit zu sein.

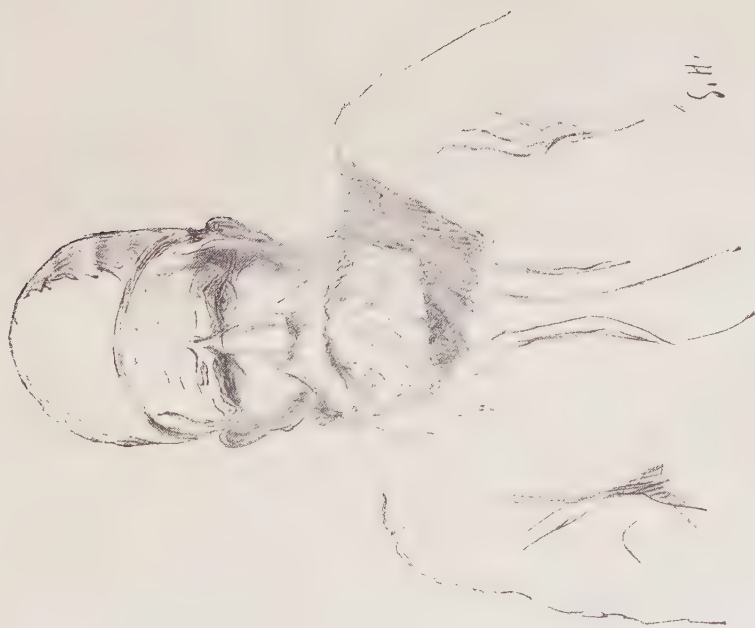
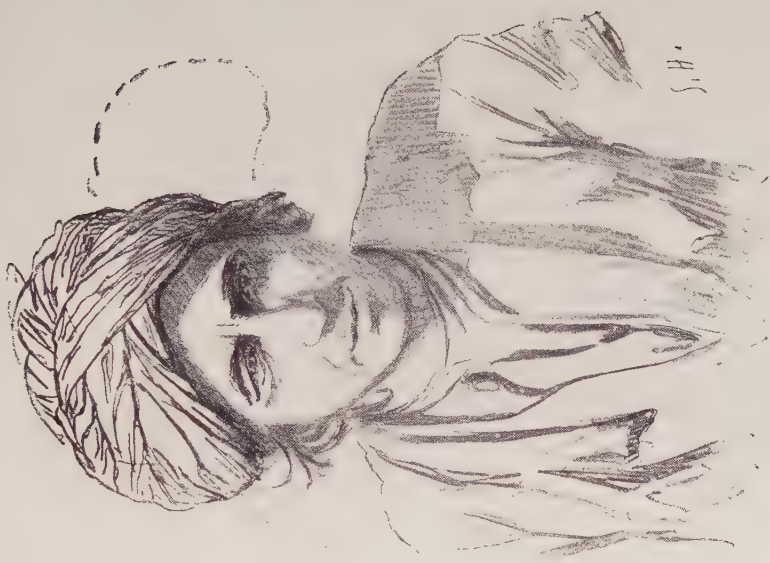
Dreißigstes Kapitel.

Eine nächtliche Wüstenreise.

Süchtiger Frost in der Nacht auf den 1. Februar, 5,1 Grad unter Null! Aber um 1 Uhr mittags war die Temperatur auf 11,9 Grad gestiegen.

Heute wußte ich wenigstens, daß aus dem Aufbrechen nichts werden konnte, denn unsere Kamele waren nach Dschandak zurückgegangen und sollten erst morgen wiederkommen; es war daher gleichgültig, ob eine Karawane an dem trocknen Brunnen vorbeizog oder nicht, obgleich sie immerhin eine angenehme Unterbrechung unseres einförmigen Lebens gewesen wäre. Wir gliehen beinahe Schiffbrüchigen, die auf einer kleinen Insel liegen und dort auf Rettung warten, nachdem sie ihre Schiffe verloren haben.

Unsere kleine Kolonie besteht aus mir, Gulam Hussein, Agha Muhamed und seinem Diener, Newerk und einem Esel; wir sind also sechs Mann hoch. Die Nachbarn lagern zwischen ihren Warenballen, wo sie sich mittelst einiger Teppiche und leerer Säcke zwischen den Lasten einen Schlupfwinkel hergestellt haben. Wir waren in unserer Grotte geblieben, ließen uns aber durch das herrliche warme Wetter und den leichten, angenehmen Nordwestwind hinauslocken. Mein Teppich und meine Filzdecke wurden im Freien ausgebreitet, die über das Stativ gehängte Burcha gewährte mir den nötigen Schatten, und so lag ich denn draußen und las einen Roman, als ob ich in der Sommerfrische sei. Währenddessen machte Gulam Hussein in unserm



89. 90. Männer aus der Salzwinde. (S. 321.)
Zeichnungen des Verfassers.



91. Mein Sührer Ali Murat mit seinen vier Kamelen. (S. 325.)

Loche rein und fegte allen Staub und Kehrlicht hinaus. Still und ruhig ist es um mich her; kein Laut läßt sich vernehmen, keine Glocken von Norden her verkünden, daß eine Karawane es wagen will, der Wüste und ihrem nach dem letzten Regen noch sumpfigen Boden Trotz zu bieten.

Dann zeichnete ich ein Panorama der öden Umgegend. Im Norden erscheint das oberhalb des Ortes Husseinan liegende Gebirge in gleichmäßig hellblauem Farbenton. Agha Muhamed behauptete, daß man mitten in der Wüste dieses Gebirge nicht sehen könne und den Kuh-i-Dschandak ebenfalls nicht, selbst wenn das Wetter noch so klar und windstill sei. Er fügte hinzu, dies liege daran, weil man in der Kewir „so tief hinabkomme“, daß alle Aussicht verdeckt werde.

Agha Muhamed war in Ardekän zu Hause und erst 22 Jahre alt; ihm gehörten 25 Kamele der Karawane, deren Führer er war. Er kam in mein Skizzenbuch. In seinem umfangreichen Turban, dessen Binde er sich mehreremal ums Haupt gewunden hatte, und seinem dicken Halstuch sah er pittoresk aus (Abb. 98). Auch ihm und den übrigen an seiner Karawane Beteiligten war es ein Strich durch die Rechnung, durch einen Regen aufgehalten zu werden. Ihre 55 Kamele waren 3500 Toman wert, und der Warenwert der Karawane belief sich auf 100 Toman pro Kamellast, 5500 Toman im ganzen. Agha Muhameds Karawane war von Tezd nach Dschandak neun Tage unterwegs gewesen, hatte in Dschandak zwei Tage gerastet und verlor nun wider Erwarten noch zwei Tage. Er wollte nach Schahrud ziehen und rechnete auf die Reise von Tezd dorthin 25 Tagereisen. Jeder Tag kostete ihm, wie er mir sagte, 30 Toman an Kamelfutter, Beköstigung der sieben Treiber und Leutelohn. Jeder verlorene Tag verteuert also die Reise und verringert den Gewinn. Wenn die Kamele Wüstengegenden durchziehen, müssen sie mit Stroh und Baumwollsaat gefüttert werden; wenn sie nicht arbeiten, müssen sie sich ihr Futter auf der Steppe suchen.

Der lebhafteste Karawanenverkehr beginnt ungefähr am 5. März und dauert zwei Monate; während dieser Zeit ziehen 200 Karawanen nach beiden Richtungen durch die Wüste. Im Sommer passieren sie

nur sehr wenige, denn Anfang Juni wird es in der Wüste grauenhaft heiß. Wasser gibt es dort nicht, und man wird so durstig, daß man jede Stunde von dem mitgenommenen Vorrat trinken muß. Die Kamele bleiben im Sommer, wenn sie kein Wasser erhalten, drei Tage leistungsfähig, im Winter aber sechs und, wenn es sein muß, noch länger. Agha Muhamed sagte, genau wie meine übrigen Gewährsmänner, daß nur die beiden Wege, die ich zu erproben beabsichtige, zum Karawanenverkehr benutzt würden und daß er keinen direkten Weg von Turut nach Tebbes kenne. Auch die gewöhnliche Straße von Turut nach Chur meide man, wenn es sich einrichten lasse, weil sie sehr uneben sei und selbst bei gutem Wetter die Kamele sehr anstrengen solle. Sei das Wetter unsicher, so mache eine Karawane aus Chur, deren Bestimmungsort Turut sei, lieber den Umweg über Dschandak nach Husseinan oder Bejestan.

So vertrieben wir uns die langen Stunden auf beste Art und Weise. Unsere Nachbarn kuden Weizenbrot auf einem eisernen Topfdeckel über einer Grube im Boden, in der sie ein Feuer angezündet hatten (Abb. 97), und als sie mit dem Backen fertig waren, schenkten sie uns ein paar „warme Semmeln“. Als Erwiderung wurden sie in meine Grotte zum Tee eingeladen und erzählten dabei, während die Pfeife in der Gesellschaft herumging, ihre eigenen Erlebnisse in der Kewir. Draußen wurden die Abend Schatten immer dichter, und wir legten uns früh schlafen.

Am folgenden Morgen wurde ich durch Glockenklang geweckt; die Karawane aus Tezd kehrte aus Dschandak zurück, um den Tag über hier liegen zu bleiben, nach Mitternacht die Tiere zu beladen und noch vor Sonnenaufgang die Wüstenreise anzutreten. So würden sie den gefährlichsten Teil der südlichen Kewir bei Tageslicht überschreiten können; es war natürlich ein Vorteil, daß man sehen konnte, wohin man trat, wenn die obersten Schichten aller Wahrscheinlichkeit nach so glatt waren wie Eis. Ali Murat war auch wieder da; seine vier Kamele hatten getrunken und gefressen und trugen jetzt die von uns begehrte Proviantverstärkung nebst zwei gefüllten Wasser-

säcken. Im Hauptlager stand alles gut, und Mirza theilte mir in seiner schriftlichen Antwort mit, daß sie noch einen Tag in Dschandak zu bleiben gedächten, weil unser Aufbruch so sehr verzögert worden sei.

Der Tag sah unsicher aus. Am Morgen war das Wetter leidlich; es wehte aus Nordwesten, und der Himmel wurde zur Hälfte durch Wolken verhüllt; aber um 1 Uhr umzog sich das Firmament mit drohenden Wolken, der Wind hörte auf, es wurde vollkommen windstill, das Barometer fiel — alles schien auf einen neuen Witterungswechsel hinzudeuten. Ich glaube, wir gingen alle mit klopfendem Herzen umher und fragten uns, was wohl kommen werde. Wenn wir wenigstens schon unterwegs wären — ich sehne mich nach Abwechslung, nach etwas Neuem nach diesen drei Tagen vergeblichen Wartens, meine Geduld ist schon sehr auf die Probe gestellt worden. Wenn doch der Regen, der wieder im Anzug ist, wenigstens so lange warten wollte, bis wir in die Wüste hineingelangt sind, damit ich ihn dort erleben und mich selbst von seinen Wirkungen überzeugen könnte! Gutes Wetter wäre freilich das Allerbeste, und es wäre doch hart, wenn jetzt ein neuer Regen das Trocknen, das in den drei schönen Tagen vor sich gegangen war, wieder zunichte machte; dann hätten wir hier vergeblich gewartet, und da die Wüste bereits naß ist, muß sie nach einem neuen Regen ganz unpässierbar werden.

Dennoch ist es recht anziehend, sich auf diese Weise, freiwillig oder gegen seinen Willen, in das Leben und Treiben einer großen Handelskarawane einzuleben und es aus der Nähe zu studieren. Sonst sieht man sie nur auf ihren langen Reisen an sich vorbeiziehen; nun bin ich selbst ein Mitglied einer solchen Gesellschaft, ein Reisegefährte wandernder Männer, und beobachte drei Tage lang ihr Tun und Treiben von Stunde zu Stunde. Der größte Teil ihrer Zeit ist der Wartung der Kamele gewidmet. Strohhäcksel und Baumwollsaat wird den eßlustigen Tieren eingepfropft; sie fressen den ganzen Tag, als wüßten sie, daß es mit der Verpflegung bald schwach bestellt sein wird und daß sie gut gesättigt aufbrechen müssen. Die Packsäcke werden ihnen abgenommen; alles, was sich zwischen Sattel und Haut

geschoben hat und dort scheuern kann, wird entfernt; der Rücken wird ihnen gestriegelt und gebürstet, so daß eine Staubwolke sie umwirbelt.

Dann überlassen die Leute ihre sterbliche Hülle dem Schläfe und liegen, die Nase in die Luft gestreckt, auf dem Rücken zwischen ihren Kamelen; am Nachmittag backen sie Brot, flicken ihre Kleider und bessern ihre Geräte aus, trinken Tee, plaudern und rauchen an ihrem Feuer, ziehen sich nackt aus und drücken mit dem Daumen-nagel unzählige Insekten tot — man ängstigt sich vor dieser Nachbarschaft, um so mehr, als die Männer uns nur zu oft in unserer Grotte besuchen, wo sie sich unausgesetzt fragen und leicht einen oder den andern ihrer Bewohner vergessen können.

Der Tag schreitet vor, die Wolken stehen noch am Himmel, aber kein Tropfen Wasser fällt auf die Erde. Über Nacht wird sich unser Schicksal entscheiden; regnet es dann, so gehen unsere Reisegefährten nach Sezä zurück, bleibt es gut, so ziehen sie nordwärts.

Um 8 Uhr wurden der Himmel und unsere Hoffnungen lichter — wenigstens die meinigen. Ich habe Ali Murat in Verdacht, daß er Regen herbeiwünscht und sein Versprechen bereut; er redet vom „Kamelwetter“, wie man hier das Wetter nennt, wenn es trübe und bedenklich aussieht und man den Tieren die Wüste erspart. Er behauptet, daß die Kamele selber wüßten, daß Niederschläge ihnen nützlich sind und schönes Wetter ihr Feind ist.

Es wird Abend, das Wetter klärt sich immer mehr auf. Ali Murat bittet mich schlafen zu gehen, denn zwei Stunden vor Sonnenaufgang solle es losgehen; diesmal würden die Kamele sich verrechnet haben, wie es scheine. Wir packten unsere Sachen; in einer kleinen Umhängetasche hatte ich Karten, Skizzen- und Notizbuch sowie Kompaß bei mir; alles andere wurde regelrecht verschmürt. Wir sollten den ganzen Tag reiten, bis die Sonne unterging, und dann erst eine kurze Rast halten, um den Kamelen Häcksel zu geben, nachher aber wieder die ganze Nacht hindurch reiten, um mit heiler Haut aus der Kewir hinauszukommen. Von Schlaf konnte also nicht die Rede sein. Für die Leute war das nicht so schlimm, sie konnten auf den Kamelen

im Sitzen schlafen, aber ich mußte die ganze Zeit über, im Sonnenlicht sowohl wie bei Mondschein, beobachten und Aufzeichnungen machen. Daher ist es am besten, die Zeit wahrzunehmen, ehe es zur Schlacht kommt — und die Schlacht muß gewonnen werden, ich weiß, daß ich es vermag! In der Dämmerung war bei der Karawane aus Fezd lebhaftere Tätigkeit wahrzunehmen. Sie rüsteten sich zur Abreise; schon um 7 Uhr war es ganz still in ihrem Lager, und nachher hörte man nur noch gelegentlich ein Kamel gurgeln oder eine Glocke läuten, wenn ihr Träger sich im Schlafe bewegte. Ich dachte gar nicht daran, mich für diese kurze Nacht noch zu entkleiden, sondern legte mich in meinen Mantel gehüllt nieder und schlief gut.

Schlag 4 Uhr wurde ich geweckt, und kurz vor 5 Uhr waren wir marschbereit, mußten aber noch eine gute Viertelstunde auf die Fezdeleute warten. Schwer lag das nächtliche Dunkel über der Erde, der Mond war bereits untergegangen, aber helle Sterne funkelten über der Wüste, und die Nacht war ruhig, windstill und voller Erhabenheit. Stumm wie Geister beluden unsere Nachbarn ihre Kamele beim Schein eines lodernden Feuers, das die Kamele beleuchtete und sie in schreiendem, feuerrotem Relief aus der Dunkelheit herauswachsen ließ. Nur das Klingeln der Glocken und der Schellen und das Knistern des Reisigs unterbrechen das tiefe Schweigen, mit dem sich das Nahen eines neuen Tages ankündigt. Man hat nichts miteinander zu reden; jeder weiß, was er zu tun hat, für welche Lasten und Kamele er verantwortlich ist, und daher schweigt jeder und ist erfüllt von einem Gefühl innerer Unruhe. Nur dann und wann einmal fährt einer ein widerspenstiges Kamel mit einem Scheltwort an.

Das Wetter ist schön und angenehm; allerdings ist es in der dunklen Morgenstunde kühl, aber es weht nicht, und auch nicht ein Wölkchen verdeckt die Sterne. Nachdem alles zum Aufbruch bereit war, sammelten die Fezdeleute alle umherliegenden Zweige und Reisigbündel und stapelten sie mitten im Feuer auf, dessen Flammen in einer lotrechten, glänzenden Säule zum Himmel aufloderten und die öde Gegend am wasserlosen Namasanbrunnen erhellten, wo ich vier

lange Nächte und vier Geduld erfordernde Tage zugebracht hatte. Ich kletterte sofort in den Sattel; es reitet sich am besten, solange der Boden noch fest ist. So ziehen wir denn ins nächtliche Dunkel hinaus, das der starke Feuerschein doppelt finster erscheinen läßt, und die Glocken der Kamele läuten, bald heftig, bald schwach, je nach ihrer Entfernung von uns. Nach einer Minute dringt der Feuerschein nicht mehr bis zu mir, und der Scheiterhaufen hinter den Hügeln entschwindet den Blicken wie ein Leuchtturm an der fernen Küste.

Die große Gezdkarawane zeichnet sich nur wie eine dunkle Masse vor mir ab, während ich auf dem ersten meiner vier Kamele thronen und mit Hilfe einer Zigarette Kompaß und Uhr ablese und meine Aufzeichnungen mache. Vom Pfad ist nichts zu sehen; aber auch wenn die Leute ihn nicht erkennen, finden die Kamele sich noch zurecht. Es herrscht eine außerordentliche Dunkelheit. Ich sehe überhaupt nicht, wohin es geht, und kann mir von der Beschaffenheit des Geländes gar keinen Begriff machen; aber ich fühle, daß meine Kamelstute sicher auf den Füßen ist und ich mich ihren Schritten ruhig anvertrauen kann. Wir gehen dem Polarstern beinahe gerade entgegen.

Um 6 Uhr beginnt es über den niedrigen Hügeln im Osten matt zu tagen. In der Masse der vor mir herziehenden Karawane treten die Einzelheiten immer mehr hervor, und der eben noch so dichte Klumpen löst sich in eine Menge Einzelheiten auf. Dann kommt die Reihe an die Farben, die sich in schwachen Tönen geltend machen; die Sterne erbleichen und verschwinden schnell. Der Pfad läßt sich, wenn auch einstweilen undeutlich, in Gestalt zweier paralleler Steige im ganz vegetationslosen Wüstenboden erkennen; dunkle Flecke verraten hier und dort Feuchtigkeit, die tiefer in das Erdreich eingedrungen ist. Der äußerste Saum des oberen Sonnenrandes funkelt mit elektrischem Glanze über den Gebirgen im Osten, Licht und Leben flutet über die öde Fläche; die anfangs nur leicht angedeuteten Schatten der Kamele verdichten sich allmählich, und man möchte glauben, daß die Glocken nun, da die Sonne ihr Erz vergoldet und man den Klöppel schwingen und anschlagen sehen kann, viel heller läuten, als sie es eben noch getan haben.

Nach anderthalb Stunden wendet sich Ali Murat, der mein Kamel führt, um und sagt, daß wir über den ersten Farsach hinaus seien. Noch habe ich 29 vor mir! Gerade hier lassen wir auf der linken Seite eine unbedeutende Bodenerhebung hinter uns zurück, die Bend-i-bala-Hassan oder „Hassans oberer Damm“ heißt. Die von Norden kommenden Karawanen jubeln, wenn sie diesen Platz erreicht haben, ja schon dann, wenn sie ihn aus der Wüste zuerst erblicken; dann liegt alle Gefahr hinter ihnen.

Im Norden steigen leichte, helle Wölkchen wie ein Schleier oder Nebeldunst über den Bergen hinter Husseinan auf, die man jetzt kaum ahnt. Noch ist das Gelände nicht ganz eben; wir haben zwei Ero-sionsrinnen überschritten, die allerletzten Fühlhörner der von Süden kommenden Gewässer; weiter dringt das Regenwasser nicht vor, höchstens bei Wolkenbrüchen. Wir sehen, wie die nördliche Horizontlinie ihre Lage von Zeit zu Zeit im Verhältnis zur Karawane verändert, die bald unter ihr, bald über ihr, bald von ihrer Kontur durchschnitten dahinschreitet. Der Erdboden bildet hier also noch Wellen, die freilich außerordentlich flach sind und die das Auge nicht wahrnehmen würde, wenn man nicht die ganze Karawane zum Vergleich hätte.

Jetzt schwebt die Sonne frei über dem Horizont, und obgleich sie sich kaum aus ihrem nächtlichen Schlummer erhoben hat, fühlt man sich durch eine wärmere, sanftere Hand geliebkost. Und doch sind es um 7 Uhr noch 2,9 Grad Kälte; aber es geht kein Wind, und der Himmel ist fast ganz klar, was einen schönen Tag und eine glückliche Reise erwarten läßt.

Noch sind wir nicht am Rande der Kewir angelangt. Das Wasser in einem Tümpel war süß; wir befinden uns in dem Übergangsgebiet zwischen festem Boden und Kewir, an dem äußersten Rande des Schutt- und Verwitterungskegels am Fuße der südlichen Berge. Hier überschreiten wir eine Reihe Vertiefungen, die zwar sehr flach, aber deutlich sind und mit unserer Marschrichtung einen rechten Winkel bilden; sie liegen oft, durch niedrige Rücken getrennt, sehr

dicht nebeneinander. Ich kann mir den Grund ihrer Entstehung nicht erklären, vermute aber, daß sie eine Art Furchung oder Faltung sind, die von Verschiebungen und Tangentialdruck gerade in dem Saume erzeugt worden sind, wo das feste Land die Wüste berührt und in die Kewir übergeht.

Die Sonne scheint schon eine Stunde, und die Temperatur beginnt behaglich zu werden. Es ist schön, die Sonne im Rücken zu haben; auf dem Wege von Turut nach Chur wird das Tagesgestirn unsere Augen blenden und uns die Gesichtshaut schwärzen. Wir nähern uns der Kewir! Der Boden, der eben noch abwechselnd dunkelbraun und grau gewesen ist, wird jetzt ausschließlich hellgrau; seine Oberfläche zeigt kleine Wölbungen und Höcker. Wie lebhaft erinnert mich diese Bodenform an Zaidam mit seiner sterilen Salzwüste, die auch nur auf einigen wenigen Linien durchzogen werden kann! Ohne Zweifel ist die persische Kewir eine Beckenfüllung derselben Art.

Der Weg ist deutlich; viele Karawanen haben ihn ausgetreten, und der letzte Regen hat ihn nicht verwischt; jetzt besteht er aus wohl zehn nebeneinander laufenden Pfaden.

Agha Muhamed ist der vornehmste Mann in meiner Wandertruppe; er besorgt, auf seinem Esel sitzend, die Führung, aber lange dauert es nicht, so wird das Terrain derartig, daß er sein Reittier schonen muß. Einstweilen ist der Boden noch trocken und sicher; wir haben die beiden Farsach, die uns vom „Ujer“ trennen, noch nicht ganz zurückgelegt.

Jetzt ist der Boden völlig eben und gleicht, die kleinen Höcker abgerechnet, der Decke eines gefrorenen Sees. Die Spitze der Karawane erscheint beständig über der Linie des Horizonts, wenn auch nur in geringer Höhe. Streckenweise ist der Weg glatt wie eine asphaltierte Straße. Ich sitze in meinem provisorischen Sattel so bequem wie in einem Lehnstuhl; aber mein Kamel hat auch einen sehr angenehmen Gang, denn eine Stute tritt meistens nicht so schwer auf wie ein Hengst. Dann und wann breitet sich ein weißer Salzanflug über die Oberfläche des Bodens, ein Vorzeichen der Salzwüste. Auf

diesem Boden, der so tot ist wie die Oberfläche des Mondes, zieht sich der Weg im allgemeinen schnurgerade hin, und ich sehe die vor mir marschierende Fezdkarawane in stärkster Verkürzung.

Auch ein Nachkomme des Propheten, ein Seide, ist unter den Reisenden. Als ich bat, ihn zeichnen zu dürfen, antwortete er ablehnend; es sei mit seiner religiösen Würde nicht vereinbar. Heute morgen bei Sonnenaufgang hielt er an, um sein Gebet zu verrichten. Er ist der einzige, der auf einem Kamele reitet, alle andern gehen zu Fuß; jeder führt seine Katar, und zwei müssen aufpassen, daß die Lasten im Gleichgewicht bleiben. Jeder kleine Stillstand an der Spitze der Karawane wirkt auf uns ein, die wir hinterdrein bummeln. Es genügt schon, daß Agha Muhamed eine Minute anhält, um seine Pfeife anzuzünden, um alle Kamele der Reihe nach, vom ersten bis zum letzten, ebenfalls eine Weile zum Stehenbleiben zu zwingen; es ist, als ob sich eine Wellenbewegung durch ihre lange Reihe fortpflanze.

Die niedrigen Berge von Dschandak sind in immer schwächer werdenden Tönen zu sehen, aber das nördliche Gebirge ist deutlich, wenn auch in matten Farben sichtbar. Wir befinden uns an dem kritischen Punkte, dem Tschil-i-do-farsach, dem „Zeichen der zwei Farsach“. Hier beginnt die Kewir! Der Übergang von dem trocknen Erdreich zu dem glatten, zähen und tückischen Tonboden ist sehr schnell und scharf. Während das Ende der Karawane noch auf festem Grund marschiert, merkt man, daß ihre Spitze bereits auf Kewirboden einerschreitet, denn das Marschtempo verlangsamt sich sofort. Mein Kamel hatte auf dem glatten Ton noch nicht viele Schritte balancierend zurückgelegt, als es schon hinpurzelte. Es war das erste der Kamele, das fiel, aber es benahm sich dabei so geschickt, daß es gleich auf allen vier Knien lag und ich ruhig im Sattel sitzen blieb. „Hier geht's los“, sagt Ali Murat. Bei Haus-i-Hadschi-Kamajan hatte die Seehöhe 779 Meter betragen; jetzt befanden wir uns 758 Meter hoch.

Der Boden besteht aus gelbem Lehm, dem am feinsten zerteilten Material, das sich denken läßt. Aber er ist höckerig und erinnert

an schwedisches Fladenbrot mit dicht nebeneinander sitzenden Löchern, bloß mit dem Unterschied, daß der Fladen, mit dem wir hier es zu tun haben, so glatt ist wie eine polierte Holzplatte, die man mit Seifenseife eingerieben hat.

Die Glocken läuten ungleichmäßig und stoßweise; ihr Rhythmus verrät, wenn ihre Träger ausgleiten; bald schlägt hier, bald dort wieder ein Klöppel lauter als gewöhnlich an. Es geht verzweifelt langsam vorwärts; der Führer marschirt zu Fuß und prüft den vor ihm liegenden Weg. Ich folge, was das Gehen betrifft, seinem Beispiel, denn auf dem Kamel sitzt man in ewiger Aufregung, ob man nicht nächstens heruntergeschleudert wird. Hier kann man aber nicht wie auf einer gewöhnlichen Straße marschieren, wo man sich umsieht und ruhig seine Aufzeichnungen macht. Hier heißt es genau aufpassen, wie und wohin man seinen Fuß setzt; man sucht die kleinen Gruben und weicht den Höckern aus. Den Weg sieht man jetzt überhaupt nicht mehr; er wird in diesem weichen und doch so zähen Material von jedem Regen fortgewaschen.

Stellenweise ist der Erdboden fast schwarz, dazwischen wieder graugelb. Im erstern Falle ist er noch sehr naß; in letzterm ist eine Schicht, kaum dicker als eine Apfelschale, trocken; aber auch auf dieser gleitet man ebenso leicht aus, denn unter der trocknen Oberfläche liegt der Lehm glatt und weich. Natürlich hat sich der Weg zwischen Dschandak und Housseinan, der die Hauptpulsader durch die Kewir ist, gerade diejenige Gegend ausgesucht, wo die Wüste am schmalsten ist. Man kann es als sicher ansehen, daß die Kewir sich von diesem eingeschnürten Teile aus nach Osten und Westen hin erweitert. Gerade da, wo unser Weg sie durchschneidet, trocknet die Kewir schneller als anderwärts; in den östlichen und westlichen Depressionen hält sich die Feuchtigkeit länger, und selbst dann, wenn die Rinde des Bodens dort an und für sich nicht gefährlicher wäre als hier, würde das Wagnis doch infolge der Breite der Wüste und der Gefahr, durch Regen überrascht zu werden, größer sein.

Über dem gelben Boden sieht man fern im Norden eine schwarze, schmale Linie gleichsam über dem Horizont schwimmen; über dieser

Linie schwebt das Gebirge, kaum wahrnehmbar, hoch über der Erde. Die Behauptung, daß es gänzlich verschwinden würde, hat sich einstweilen noch nicht bewahrheitet. Eine Stelle, an der Spuren mehrerer Karawanenlager, Strohreste und Kamelmist, zu sehen waren, heißt Barindas=i=ser=i=nemet, weil der Platz am „Anfang des Salzes“ liegt. Ehe man sich dessen versieht, ist man auf den Salzscheiben, die eine sehr dünne Moor- und Schlammsschicht bedeckt. Trotzdem ist der Grund auch hier tückisch, denn durchtritt das Kamel die hier kaum dezimeterdicke Salzkruste (Abb. 99), so schwebt es in Gefahr, sich das Bein zu brechen, und wenn gar eine ganze Scholle unter ihm birst, sinkt es in den durch und durch nassen Tonschlamm ein, der, wie mir die Leute sagen, unter der Salzkruste ein $1\frac{1}{2}$ Meter tiefes Moor bildet. Diese Kruste ist also wie eine Eishaut über den Untergrund gespannt. Unmittelbar auf beiden Seiten des Weges hat die Salzkruste Löcher und Waken, und oft erscheint es mir wie ein Wunder, daß die Kamele nicht in diese offenen Stellen treten.

Es war leicht zu erkennen, daß Agha Muhamed einem wirklichen Wege folgte und sich nicht aufs Geratewohl vorwärts wagte. In Ser=i=nemet haben die Karawanen einen Haltpunkt auf dem Wege nach Süden. Auf der Salzscheibe sah man längliche Wasseransammlungen, die gerade in den Rinnen standen, die von unzähligen Kamelen ausgetreten worden sind. Gewöhnlich ist dieser harte Salzgürtel im Winter fußhoch unter Wasser; in diesem Jahr aber hatte es weniger Niederschläge gegeben als sonst. Sogar dann, wenn Wasser die Salzkruste bedeckt, überschreiten die Karawanen sie ungehindert; die Kamele machen sich nicht das Geringste aus dem Fußbade, und die ganze Strecke beläuft sich nur auf 2 Farsach. Im Sommer ist die Salzrinde ganz trocken, aber das Wasser steht dann in dem darunter liegenden Schlamm. Jetzt war ihre Oberfläche eben wie eine Eisdecke; hier und dort sah man jedoch noch kleine, gelbe, seichte Wassertümpel mit weißen Ringen; in den Löchern, die hier durch die Salzkruste gehen, stand klares Wasser. Von nun an zeigt sich nicht die geringste Spur irgendeiner Straße, da jeder Winter sie durch seine

Niederschläge verwischt; trotzdem ist es nicht schwer, sich hier zurechtzufinden; die Kamelgerippe, die zum Verfallen noch nicht Zeit genug gehabt haben, liegen als Meilensteine am Wege.

Der Tag vergeht; wir erobern die Salzüste Schritt für Schritt. Auf der harten Kruste kann man wieder reiten, sie ist nirgends glatt. Um 1 Uhr sind es 11,6 Grad; ein schwaches Lüftchen aus Nordwesten läßt sich verspüren, und der größere Teil des Himmels hat sich umwölkt. Ob wir dem Regen wohl entgehen? Man hat das Gefühl, draußen auf dem Meere zu sein, und sehnt sich nach einer Küste.

Das Wasser auf der Salzrinde hört auf, aber das Grundwasser schaut aus allen Löchern hervor. Aus einem solchen Loche nahm ich eine Probe des losen, porösen Salzes und ein Bröckchen des darunterliegenden Schlammes, nachdem Ali Murat und Gulam Hussein die Salzkruste durchstoßen hatten (Abb. 100). Im Nordwesten zeigt sich ein gelbroter Berg, den die Karawanenleute Kuh=i-tscha=i-schirin, den „Berg des süßen Brunnens“, nennen und über den die Straße von Mehelleman nach Semnan führt.

Endlich haben wir diesen Gürtel festen Salzes überschritten, und nun beginnt wieder feuchte Kewir. Gerade hier beim Übergang überzeugt man sich davon, daß die Leute die Richtung nicht verloren haben, denn auf diesem neuen „Ser=i-nemek“ zeigen sich wieder zahlreiche Spuren alter Karawanenlager. Hier macht auch die Fezdkarawane halt; sie befreit ihre Kamele von den Lasten und holt die Häckselsäcke hervor. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihrem Beispiel zu folgen; nach einer Tasse Tee und einem Stückchen Brot am Morgen und nach neun Stunden ununterbrochenen Marsches sind wir hungrig. Ich frage die Männer, wie lange sie zu rasten gedenken; sie erwidern, daß sie gerade so lange Zeit hier verweilen werden, als die Kamele brauchen, um sich satt zu fressen. Nur wenn das Wetter drohend aussieht, brechen sie gleich wieder auf, aber das ist heute nicht zu befürchten, da die Wolken ziemlich dünn sind. Die Höhe im Lager Nr. 21 beträgt 722 Meter.

Also das Stativ aufgestellt und die Burcha als Schattenpender und Schutz vor Zugluft darüber gebreitet. Gulam Hussein setzt schnell



92. Gulam Hussein und eines meiner besten Kamele. (S. 328.)



93. Mein primitives Zelt am Rande der Rewir. (S. 328.)



94. Ein Abambar. (S. 336.)



95. Die Kamele marschieren auf. (S. 342.)

Teewasser auf, und während es heiß wird, bringt er mir ein kaltes Huhn und einige hartgekochte Eier. Ich hätte nach dem Mittagessen gern ein Weilchen geschlafen, hatte aber keine Zeit dazu, denn die Aufzeichnungen mußten in das Tagebuch eingetragen werden.

Hier liegen wir mit unsern Schiffen mitten in der Wüste vor Anker; auf allen Seiten umgibt uns vollkommenste Sonntagsruhe und Stille. Man hört nur die Riefer der Kamele knirschen, wenn sie das Häcksel zwischen ihren Zähnen zermahlen. Feierlich und tot erstreckt sich die Wüste nach allen Seiten hin, und die weiße Salzscheibe im Süden hat täuschende Ähnlichkeit mit einem gefrorenen See, auf dem sich die Kamelgerippe infolge des Staubes, der sich auf ihnen und um sie herum angesammelt hat, wie schwarze Punkte abheben. Obgleich die Entfernung bedeutend ist, sehen sie unverhältnismäßig groß aus. Ein kleines Wegzeichen, eine aus Salzblöcken aufgeschichtete Pyramide, erscheint in irreführenden Dimensionen.

Sobald die Leute vor den Kamelen die Häckselsäcke geleert und dann selbst genug gegessen haben, legen sie sich auf ihre Mäntel oder Warenballen, um trocken zu liegen, und schlafen ein. Die Stunden verrannen nur zu schnell, und es hatte schon angefangen dämmerig zu werden, ehe ich meine Arbeit beendet hatte. Als ich endlich so weit war, auch ein bißchen einzunicken, wachten die Tezdmänner auf und fingen an, sich zum Aufbruch zu rüsten. Infolgedessen wurde aus meiner Ruhe nichts, auch unsere Kamele mußten beladen werden. Beim scheidenden Tageslicht rief Agha Muhamed sein „Bismillah“, als er beim Klange der Glocken mit großen Schritten wieder gerade auf den Polarstern zuging.

Man hatte mich auf eine 2 Farsach lange Strecke sehr schwierigen Terrains vorbereitet; ich ging daher zu Fuß. Der Mond stand hoch am Himmel, und da schon nächtliches Dunkel herrschte, konnte ich bei seinem Lichte den Kompaß ablesen und meine Aufzeichnungen eintragen. Doch es ging sich auf dem glatten Boden schwer und unsicher, und die Schatten in den kleinen Gruben täuschten das Auge. Sie sehen wie kassende schwarze Löcher aus. Man weiß nicht, wie

tief sie sind, und tritt auf die Höcker, um auf ihnen natürlich auszugleiten; man muß beständig balancieren, und ehe man sich dessen verfieht, ist man hingepurzelt. An den Sohlen der Stiefel hängen ganze Schollen nassen, plastischen Tones, die das Gehen noch anstrengender und schwieriger machen. Vor mir sehe ich die lange Karawane wie eine Reihe schwarzer Punkte. Manchmal hört man einen Aufschrei; ein Kamel ist gefallen und muß wieder auf die Beine gebracht werden. Währenddessen kann ich meine Notizen niederschreiben und vielleicht auch noch nach der Spitze des Zuges eilen, um von dort einen Ausblick auf das vor mir liegende Stück der Wüste zu erhalten. Bald aber bin ich wieder der letzte im Zuge und eile ihm in der Spur der Kamele nach, da dort der durch ihre Fußschwielen breitgetretene Ton weniger schlüpfrig ist.

Nach $1\frac{1}{2}$ Farsach passieren wir einen Punkt, der Barindas-i-bulutsch heißt; schwarze Flächen wechseln hier mit grauen ab. Um 9 Uhr bleibe ich eine Weile stehen, um die üblichen meteorologischen Ablesungen vorzunehmen; es sind nur $3,2$ Grad, und der Himmel ist beinahe klar. Die Seehöhe ist auf 685 Meter gesunken, und wir befinden uns in dem tiefsten Teile der überaus flachen Depression der Kewir. Auf dem Wege durch die Wüste tragen verschiedene Punkte Namen. Haben diese Benennungen auch sonst keinen Nutzen, so dienen sie doch zur Einteilung der kritischen Strecke in bestimmte Abstände; man weiß, wann man ein Drittel, die Hälfte, oder zwei Drittel der Route zurückgelegt hat. Wenn man über Dolaschi hinaus ist, sehnt man sich nach Kona-Omar, dann nach Kona-Osman und Dube-i-Ierdefi, einer Stelle, die an der veränderten Färbung des Bodens, der hier aus dem bisherigen Gelb in Schwarz und Weiß übergeht, leicht erkennbar ist.

Jetzt aber hatte ich für eine Weile vom Spazierengehen genug; ich bestieg daher mein Kamel und suchte mich vor dem eisigkalten Nordwind mittelst der als Sattelfissen dienenden Filzdecke zu schützen. Fünf volle Stunden blieb ich in meiner lustigen Position und konnte in dem hellen Mondschein leicht meine Beobachtungen machen. Schlüpfrig

war ich allerdings sehr, aber der Wind hielt mich wach, und eine Zigarette nach der andern ging in Rauch auf.

Die Nacht schreitet vor, und die müde werdenden Leute überwältigt die Schlaflust. Ohne daß der Zug deshalb ins Stocken gerät, klettert einer von ihnen auf das erste Kamel seiner Katar; er zwingt das Tier zum Senken des Halses, damit er Halt gewinnt. Wenn dann das Kamel den Kopf wieder aufrichtet, hilft es durch diese Bewegung dem Manne beim Aufschwingen auf seinen Rücken, wo er sich auf dem Bauche über die Last legt und bald einschläft. Die andern folgen der Reihe nach seinem Beispiel, und bald liegt die ganze Gesellschaft auf den Kamelen. Ali Murat und Gulam Hussein sind der Ansicht, daß auch sie nicht zu gehen brauchen, und besteigen je eines unserer Kamele; bald wiegen sie sich in süßem Schlummer, was man an den sonderbaren Kreisen, die ihre Oberkörper beschreiben, deutlich erkennt.

Jetzt schlafen alle außer Agha Muhamed, der auf seinem Esel voranreitet und die ganze Reihe nach sich zieht, und außer mir, der ich auf dem letzten Kamele des Zuges sitze. Man hört keinen andern Ton als das Läuten der Glocken. Plötzlich wird es vor mir ganz still, und mein Kamel bleibt stehen; nur in ziemlich großer Entfernung, ganz vorn an der Spitze höre ich noch schwachen, ersterbenden Glockenklang. Das erste Kamel einer Katar hat also geruht, stehenzubleiben; sein Reiter merkt es nicht, denn er schläft; alle folgenden Kamele haben ebenfalls haltgemacht. Wir könnten hier mitten in der Nacht und der Wüste Gott weiß wie lange stehen bleiben, wenn ich nicht wach geblieben wäre und nun meine Stimme über die Kolonne hinschallen ließe. Als der Schuldige, der erste der zurückgebliebenen Reihe, endlich zusammenfährt und erwacht, hört man die Glocke seiner Katar wieder läuten. Nun ertönen der Reihe nach auch die übrigen Glocken, und der Klang nähert sich uns, die wir als die letzten des Zuges noch warten, immer mehr; es klingt, als ob eine entgegenkommende Karawane an uns vorüberziehe, und doch sind es nur unsere eigenen Glocken. Schließlich kommt die Reihe auch an mein Kamel, das

allerlehte; wir schreiten wieder vorwärts, dem Polarstern entgegen, und das Glockenspiel klingt wieder einheitlich und gleichmäßig durch die dunkle Nacht.

Die Mondschatten werden immer länger, und die Nacht wird dunkler. Wie bin ich müde; mein Rücken tut mir ordentlich weh! Ein Feuer, das sich zur Linken der Spitze unserer Karawane zeigt, erregt meine Aufmerksamkeit, und ich sehne mich dorthin. Zwei der Sezbleute haben es im Vorüberziehen schnell angezündet, um sich die Hände daran zu wärmen. Man hört in der Karawane rufen und reden, ein Mann nach dem andern springt von seinem Kamel und eilt aus Feuer. Als wir die freundlichen Flammen erreicht haben, bitte ich Gulam Hussein, mit einigen unserer Sagaulstämme zum Unterhalt der Glut beizutragen; dann hocken wir eine Weile plaudernd am Feuer. Die Kamele marschieren jedoch weiter, einmal aus alter Gewohnheit und dann, weil der Führer nicht haltgemacht hat. Lange bleiben wir nicht am Feuer sitzen; ein Mann nach dem andern eilt der Karawane nach, und sobald ich durchwärmt bin, folge auch ich der Spur und dem schon fernen Glockenklang. Endlich haben wir die andern eingeholt, und nun muß Gulam Hussein zunächst meinen Schafpelz und meine russischen Filzstiefel auspacken; jetzt erst kann ich, als ich wieder zwischen den Höckern meines Kamels sitze, der Kälte mit Erfolg standhalten.

Auf der rechten Seite meiner Route liegt ein schwarzer Gürtel, eine Gegend namens Raschia. Die Kevir ist jetzt so hart und eben wie eine Asphaltstraße, und das Marschtempo wird geschwinder, die Glocken läuten schneller und die Schwankungen des Oberkörpers werden länger, hastiger und lästiger. Undurchdringliche Nacht umgibt uns. Der Polarstern ist verschwunden und hat das ganze Sternenheer des Himmels mitgenommen. Kein Sternenlicht vermag die Wolken, die sich über unserm Kopfe zusammenziehen, zu durchdringen. Es ballt sich droben ein Unwetter zusammen; ein heftiger nordöstlicher Wind weht, der feindliche Wind, der Bad=i-Chorassan, der Regen zu bringen pflegt. Ich kann meine Hand nicht vor mir sehen, ich

sehe nicht einmal die Umrisse des Kopfes meines Kamels; ich habe keine Ahnung, wohin es geht, und kann den Erdboden nicht erkennen. Um mich her ist es stockdunkel; ich schwanke nur hin und her, lausche dem gellenden Läuten der Glocken und höre die Filzdecken und die leeren Säcke auf den Kamelen im Winde flattern und klatschend gegen die Seiten der Tiere schlagen. Gesprochen wird nicht, der Abstand zwischen den einzelnen Treibern ist zu groß dazu, aber ich habe das Gefühl, daß sie jetzt alle wach sind und daß sie zu Fuß gehen. Es handelt sich darum, dem Regen zu entrinnen; der Marsch wird beschleunigt, und eine Stunde nach der andern vergeht.

Will diese ewige Nacht denn kein Ende nehmen? Den Schlaf kann man wohl einmal entbehren, aber dieses undurchdringliche Dunkel stellt meine Geduld gar zu sehr auf die Probe. Ich muß die ganze Zeit über rauchen, um Uhr und Kompaß ablesen zu können. Mit den Aufzeichnungen hat es keine Not; ich kann sie, dank einer Einrichtung, die weiter keinen Nachteil hat als den, daß viel Papier dabei verbraucht wird, sogar mit verbundenen Augen niederschreiben. Jetzt ist es 4 Uhr, gestern war es noch um $1\frac{1}{2}$ Uhr pechfinster! Geduld! Ich summe ein Liedchen und pfeife, um mir die Zeit zu vertreiben, und als ich das nächste Mal nach der Uhr sehe, ist es — erst 5 Minuten über 4 Uhr!

Einunddreißigstes Kapitel.

Noch eine Nacht in der Kewir.

Endlich sollte auch diese ewige Nacht ein Ende haben! Im Osten zeigte sich ein schwacher Lichtschein, und über das eben noch so dunkle Himmelsgewölbe breitete sich das bleiche Morgengrauen, das der Herold des neuen Tages ist. Die Kamele treten aus der Dunkelheit hervor, anfangs kaum erkennbar, dann immer deutlicher; sie marschieren dahin, wie sie es die ganze lange Nacht getan haben, und auch die Glocken läuten dieselbe eintönige Melodie. Nun aber kehren Umrisse und Farben wieder; man sieht die in der Morgenluft fröstelnden Männer, und man sieht auch die unerschütterlich ruhigen Augen der Kamele und ihre Beine, die bis an die Knie hinauf mit einer Kruste getrockneten, erstarrten Tones bedeckt sind.

Um $1\frac{1}{2}$ 7 Uhr ziehen wir an einem Gebiet vorüber, das aus dunkeln Streifen und feichten Ringen besteht, die mit unserm Wege einen rechten Winkel bilden. Sie ähneln alten Uferlinien und sind möglicherweise durch ungleich schnell fortschreitende Austrocknung entstanden oder auch Verschiebungen der weichen Kewirmasse zuzuschreiben.

„Hier haben wir den halben Weg zurückgelegt“, sagt Ali Murat. Das ist ja ein schöner Trost für einen vor Schlaf lust halbtoten Menschen. Wir sind jetzt $12\frac{1}{2}$ Stunden unterwegs, ohne andere Unterbrechung als die zehn Minuten am Feuer. Die Leute würden jetzt lagern, wenn sie nicht schlechtes Wetter befürchteten; wenn es jetzt regnete, würden die nächsten 10 Tarsach sich in ein unpassierbares

Moor verwandeln. Da beschleunigen sie lieber den Marsch, um weiterzukommen. Mit jedem Schritt, den wir nach Norden zurücklegen, haben wir größere Aussicht auf Rettung. Die Sonne geht auf, bleibt unsern Blicken aber unsichtbar, da sie durch drohende Wolken verdeckt wird. Im Süden, über Chur und Dschandak, ja über dem ganzen Südrande der Kewir, vielleicht auch noch eine Strecke weit in der Wüste selbst, gießt es geradezu; man sieht die dunkelgrauen Franzen, die ihr Wasser auf die Erde niederrieseln lassen; der Kewirgürtel im Süden der Salzscheibe ist jetzt gewiß ganz unpassierbar. Der Wind ist bereits zu einem halben Sturm angewachsen, das Wetter ist trübe, rauh und ungemütlich; eine Tasse heißen Tees wäre mir sehr willkommen, um mein Blut wieder in Bewegung zu bringen.

Mehr als 14 Stunden hindurch waren wir unterwegs gewesen, als ich endlich zu meiner Freude sah, daß die Tszdkarawane vor uns anhielt und sich zum Rasten anschickte. Das Stativ und die Burcha waren kaum aufgestellt und ausgebreitet, als auch schon strömender Regen auf die Erde prasselte. Es war schön, gleich unter Dach zu sitzen, aber auch betäubend, dieses Prasseln anzuhören, das sonst überall so willkommen ist, in der Kewir aber gehaßt und gefürchtet wird. Die Tszdleute machten unschlüssige Gesichter; sie stellten ihre Tätigkeit ein, hielten miteinander Rat und entschlossen sich zu bleiben. Während Gulam Hussein mir Tee bereitete, schrieb ich in meinem Tagebuch und nach dem Frühstück warf ich mich schnell dem Schlaf in die Arme. So schwer und tief war mein Schlaf, daß die andern sehr gut hätten abziehen können, ohne daß mich der Lärm geweckt hätte; ich wäre ruhig liegengeblieben und hätte immerzu weitergeschlafen.

Um 3 Uhr nachmittags beugte sich Gulam Hussein über mich und schrie mir in die Ohren: „Sa'ab, wir brechen auf“; ohne Erbarmen mußte ich aufstehen. Die Glocken der Tszdkarawane läuteten bereits, als ich ins Freie trat, und ich sah sie schon in schnellem Tempo nordwärts marschieren, immer weiter durch diese endlose Wüste. Ich hatte drei Stunden geschlafen. Der Himmel war mit dichten Wolken bedeckt, aber es regnete nicht mehr. Wir befanden uns in 709 Meter Höhe.

Beim Lager Nr. 22, in welchem wir so kurze Zeit zu Gäste gewesen sind, teilt sich der Weg; sein westlicher Ast geht nach Husseinan und Mehelleman, wohin es von hier aus 7 Farsach sind; von diesen sieben führen fünf durch Kewirgebiet und zwei durch hügeliges Land, das wahrscheinlich zum Rande der Schuttkegel und ihrer Abdachung nach der Wüste hin gehört. Der östliche Ast führt nach Bejestan, wohin man 9 Farsach auf ebenem Terrain zurückzulegen hat; acht dieser neun fallen auf die Kewir. Von Bejestan aus ist es nach Turut 2 Farsach näher, und da ich in Husseinan nichts zu suchen hatte und der östliche Weg außerdem den Vorteil bot, hinter der Fezdkarawane herziehen zu können, entschloß ich mich dazu, auch fernerhin mit unsern bisherigen Reisegefährten zusammenzubleiben.

Um unser Lager herum war die Oberfläche des Bodens sehr dünn mit kleinen, runden, weißen Steinen, nicht größer als Sagograupen, bestreut, die vielleicht in früherer Zeit einmal eine außerordentlich große Regenflut dorthin gespült haben mochte. Bald befanden wir uns auf einer neuen Salzscheibe, die aber ganz schmal war und in wenigen Minuten überschritten wurde. Ihrer Konsistenz nach ist diese Scheibe der frühern nicht ganz ähnlich. Das Salzfeld ist in polygonale Schollen zerrissen, und zwar gewöhnlich in Achtecke, die einen Meter Durchmesser haben und durch etwa 2 Meter hohe Wülste und Rücken getrennt sind. Nur diese Rücken sind weiß, alles Übrige haben Staub und Schlamm grau gefärbt. Auch inwendig ist das Salz sehr schmutzig; an einigen Stellen, wo ein Block durch starken Seitendruck geborsten ist, sieht man, daß die Mächtigkeit der obersten Salzschrift einen Dezimeter wenig übersteigt. Doch auch unter dieser Schicht findet man eine oder auch zwei solcher Salzschriften, so daß die Gesamtdicke einen halben Meter beträgt. Auch hier ruht die Salzdecke auf stark sumpfigem Boden, ist aber an der Oberfläche trocken. Vom Lager Nr. 22 an senkt sich der Boden etwa einen oder zwei Meter nach dem Rande der Salzscholle, ein Beweis dafür, daß diese Salzschriften sich in den flachen Depressionen der Kewir abgesetzt haben. Hierher strömt während der Regenzeit das

Wasser; nachdem es verdunstet ist, wird die Salzsicht jedesmal ein wenig größer und wächst so im Laufe der Zeiten an.

Darauf folgt von neuem gewöhnliche Kewir, bald dunkelbraun, bald hellgelb, bald grau. Zwischen zwei Bergfegeln im Norden gibt es einen Tenge=i=Reschm genannten Durchgang, durch den eine Straße nach Guleki, Mehabad, Hassanabad, Turut, Demgan und Schahrud führt. In noch weiterer Ferne zeigt sich ein Gebirgskamm, der Kuh=i=kosar heißt. Auf der linken Seite lassen wir einen deutlich ausgeprägten Weg liegen, der über Housseinan und Mehelleman nach Reschm führt; er geht gerade nach Norden, während unser Pfad eine etwas östlichere Richtung hat. Vor uns sehen wir auf der linken Seite den Saum des Schuttkegels in rotgelbem Ton schillern, und ich glaube zu beobachten, daß der Boden sich, wenn auch nur langsam, in dieser Richtung hebt. Ohne Zweifel liegt die Kewir in ihren peripherischen Teilen ein wenig höher als in den zentralen. Es ist klar, daß das feine Verwitterungsmaterial, das das Wasser von allen umgebenden Gebirgen herabspült, sich um den Rand herum absetzen muß; wenn aber die Masse, die die ungeheure Senke ausfüllt, während des Winters und Sommers durch die Niederschläge erweicht wird, gerät sie in langsame Gleiten oder in eine allmähliche Verschiebung nach den tiefern zentralen Regionen hin. Sie bewegt sich wie jede andere zähflüssige Masse; sie bewegt sich wie „fließende Erde“ oder wie ein Lavaström. Wenn aber eine glühendheiße Sommer Sonne die Ober-schichten hat trocknen und sich erhärten lassen, bleiben sie erstarrter Lava gleich stehen. Wahrscheinlich gilt diese Annahme jedoch nur gerade von der Oberflächenkruste; unter ihr ist die noch immer feuchte Masse insofern in Bewegung, als sie, den Attraktionsgesetzen folgend, danach strebt, eine ganz horizontale Lage einzunehmen. Möglicherweise sind die Streifen, Rücken und konzentrischen Vertiefungen, die wir sowohl an den südlichen, als auch an den nördlichen Rändern der Kewir passiert haben, nichts anderes als Gleitwellen, entstanden durch die Verschiebungen, die eine notwendige Folge des fortwährend von oben her nachschie-benden Schwemmaterials sind, das aus dem Gebirge hierhergespült wird.

Der Wind von Chorassan, aus dem „Sonnenlande“, ist gegen Abend unfreundlich, rauh und kalt. Die Kamele schreiten taktfest nach Norden, einen Kilometer nach dem andern erobernd. Man freut sich, als einer der Leute die Bemerkung macht, daß der erste der 9 Farsach hinter uns liege. Ich legte ihn zu Fuß zurück, und es ging sich ganz schön; die folgenden werden mir wohl saurer werden. Eine neue zu durchwachende Nacht ist im Anzug, sie wird ärger sein als die vorige, von deren Strapazen die Glieder und der Kopf noch schwer wie Blei sind.

In der Gegend, die wir jetzt durchwandern, hat die Kewir gar keine Ähnlichkeit mehr mit den südlichen Regionen. Die harte, schlackenartige Kinde, die, sobald man darauf tritt, birst und den Fuß in weichen Schlamm einsinken läßt, fehlt hier ganz. Statt ihrer besteht der Boden aus feinem, gelbem, festgepacktem Ton, dessen Oberfläche eben und der entschieden weniger salzhaltig ist, als er es weiter nach Süden hin war; nur manchmal sieht man auf seiner Oberfläche einen sehr dünnen Anflug von weißem Salz. Die Behauptung, daß süßes Wasser instande sei, soweit in das Innere der Kewir zu dringen, scheint auch durch die Tatsache eine Bestätigung zu erfahren, daß die beiden Bette, die es durchfließt, so schnell mit Ton auszementiert werden, daß es gar nicht zur Auskristallisierung von Salz kommen kann.

Noch immer zeichnen sich die nördlichen Gebirge nur wie eine schwache Silhouette am Himmel ab; unter ihnen sieht man die rotgelben Hügel, eine Region, welche die Perser „Kotel“, den Paß, nennen, weil der Weg dort durch stark hügeliges Gelände unaufhörlich aufwärts und abwärts führt. Unterhalb, oder richtiger längs ihrer äußersten Front zieht sich die scharf markierte Grenze der Kewir hin. Wie mir die Männer versichern, gibt es weder dort, noch weiter nach Westen hin ein aus Sand oder Schutt bestehendes Übergangsgebiet. Diese nördliche Kewirgrenze soll ziemlich gerade nach Westen gehen, bis sie jene ferne Gegend erreicht, wo sie einen Bogen nach Südwesten und Süden macht, um sich rings um die Halbinsel zu ziehen, die den Kuh-i-nakšir trägt und durch ihn entstanden ist. Dort hatten wir vor jetzt bald einem Monat die Grenze der Kewir

gesehen. Ich tue alles, was ich kann, um Angaben über den Verlauf dieser Grenze in den Gegenden zu sammeln, wo ich nicht in der Lage bin, sie selbst zu kontrollieren; ich wünsche, auf diese Weise und auch durch Benutzung der Beobachtungen, die andere Reisende gemacht haben, so viel Material zu sammeln, daß es mir möglich wird, eine Karte der Kewir, die Umrisse dieses uralten, halb fossilen Sees, zu zeichnen.

Rings um uns wird der Horizont dunkler; im Nordosten und Osten häufen sich bleigraue Wolken an, und im Zenit ist der Himmelsdom so schwer und düster wie ein nordischer Novemberhimmel. Nur im Westen, in einer kleinen wolkenlosen Lücke flammt die Sonnenglut wie in einem gigantischen Schmelzofen, wirft matte, rotgelbe Reflexe über die Einöde und färbt die Kamele ziegelrot. Feuerröte Kamele! Sie sehen aus, als hätten die Geister der Kewir sie verhezt. Aber ihre Schritte sind abgemessen, und ihr Gang ist ebenso stetig wie sonst. Langsam, immer in wagerechter Richtung, wenden sie manchmal den Kopf und den Blick nach Westen, um von dem fliehenden Tag Abschied zu nehmen. Über dieses Bild fährt in unverminderter Hefigkeit der Bad-i-Chorassan hin. Wir waren schon weit gelangt und hatten schon viele anstrengende Meilen hinter uns; aber würde ich wohl aus der Umklammerung der Wüste hinausgelangen, ehe der Regen kam, um im Bunde mit undurchdringlicher Finsternis meine Pläne zu durchkreuzen und meine Sehnsucht zu verlängern?

Ich gehe zu Fuß und halte gleichen Schritt mit dem Seiden und einem andern Manne aus Tezd. Wir unterhalten uns, um uns die Zeit zu verkürzen. Sie erzählen mir allerlei über ihre Interessen; jedes Mitglied ihrer Karawane ist ein „Schuturdar“, ein Kamelbesitzer; Agha Muhamed hat die meisten Tiere, die andern besitzen jeder nur zwei. Sie erhalten $9\frac{1}{2}$ Toman Miete für jedes Kamel, das Waren von Tezd nach Schahrud bringt, und dazu noch 2 Toman Treiberlohn. Aber der Weg strengt die Tiere an, die sie überdies selber mit Futter versorgen müssen, und großen Verdienst gibt es nicht dabei. Dazu kommt noch die Regengefahr; im schlimmsten Falle können sie ihre Kamele einbüßen.

In Schahrud bleiben sie so lange, bis sie für den Rückweg nach Tezd neue Miete und neue Fracht gefunden haben. Mehr als dreimal im Jahr können sie die Wanderung zwischen den beiden Städten selten machen. Daher ist die Verzinsung des in den Kamelen steckenden Kapitals nicht groß, und derjenige, der nur zwei Kamele besitzt, ist wirklich nicht auf Rosen gebettet.

Um mich zu revanchieren, erzählte ich ihnen, daß ich in der vergangenen Nacht, als ich wachend zwischen den Höckern meines Trägers gefessen, ein Kamel und zwei Männer in der nach Süden gehenden Richtung wie Schatten habe an uns vorbeihuschen sehen. Die andern hätten gerade geschlafen, die Karawane habe sich durch ihr eigenes Trägheitsmoment vorwärtsbewegt, und die Fremden seien schweigend an uns vorübergezogen, ohne jemand aus der Karawane anzureden. Meine Zuhörer wollten dies nicht glauben und sprachen die Vermutung aus, daß ich mich getäuscht haben müsse. Ich sagte ihnen aber, daß mir diese Wanderer gar nicht aufgefallen sein würden, wenn nicht Newent wütend zu bellen angefangen und sie noch ein ganze Strecke südwärts verfolgt hätte. Sie würden doch wohl nicht an Gespenster, an Schatten gestalten und Erscheinungen der von der Wüste verschlungenen Opfer, die hier umherspukten, glauben. „Doch,“ antworteten sie, „hier ist das Rig-i-dschin, hier treiben böse Geister ihr Spiel!“ Und sie versicherten mir, daß es in dieser Wüste gar seltsam zugehe; in ihrem Innern werde man gleichsam verheert, man könne noch so weit gehen und laufen, sie halte einen fest. Nähme man nicht die Nächte zu Hilfe, so würde die Wüste überhaupt nie ein Ende haben. Während der langen, im Halbschlaf verbrachten Nachtstunden lege man die großen Entfernungen zurück, und bei Tage verliere man durch das notwendige Rasten Zeit.

Die Marschgeschwindigkeit ist größer als je, der Boden ist herrlich; es ist eine Erholung, hier zu reiten. Die Karawane marschirt in vier Kolonnen nebeneinander; so entstehen die zahlreichen Parallelpfade, die sich schwarz auf dem hellgelben Grund abheben. Jetzt ist die Wüste so eben wie die Eisdecke eines Sees, wenigstens erscheint sie dem Auge so.



96. Der Führer Ali Murat. (S. 340.)



97. Agha Muhamed und sein Diener beim Brotbacken. (S. 346.)
Zeichnungen des Verfassers.



98. Mein Begleiter Agha Muhamed. (S. 345.)

Zeichnung des Verfassers.

Still und geduldig setzen die Kamele ihren rastlosen Gang fort. Sie sehnen sich ebensosehr nach „Land“ wie ihre Treiber; sie wissen, daß dort im Norden am Fuße des Gebirges Weideplätze ihrer harren. Ich befinde mich in einer der beiden Mittelsolonnen.

Bald erlischt dort hinten im Westen auch der letzte Lichtschimmer; der Vorhang ist gefallen, die Nacht schließt uns in ihre engen Mauern ein, alle Perspektiven und Abstände verschwinden. Der unendlich weit entfernte Horizont, der eben noch die Illusion eines Meeres hervorrief, ist zusammengeschnürt und von der Dunkelheit verschlungen worden; die Umrisse der Kamele haben sich aufgelöst und sind unbestimmt geworden, und wieder erscheinen die Tiere wie wirre Schatten. Aber noch immer umschwebt sie dieselbe ewige Glockenflangatmosphäre, die sie durch die Wüsten begleitet, ein einziges rauschendes, vibrierendes, aber beständig erneuertes und unterhaltendes Glockenspiel, das in meinen Ohren schon längst zu einem vollen, hellen Ton verschmolzen ist, in ein einheitliches Jubelgeläute, das zu den Wolken und Sternen emporsteigt und seine Schallwellen über den Spiegel des Wüstenmeeres hinfluten läßt, in eine poetisch-feierliche Melodie der Karawanen und der Wanderer, in einen Triumphmarsch der Kamele, der in rhythmisch vibrierenden Wellen den Sieg der Geduld über die langen Wege der Wüste besingt.

Nach dreistündigem Marsch haben wir 3 Farsach hinter uns. Das ist sehr schnell gegangen; fahren wir so fort, dann sind wir um Mitternacht am Ziel. Man glaubt auf einem dunkeln Strande hinzuziehen; zur Linken breitet sich ein endloser See aus, in dem zwei kleine Inseln liegen. Man wundert sich, daß man kein Wellenrauschen vernimmt, aber man erwartet jeden Augenblick, das Wasser um die Füße der Kamele plätschern zu hören. Im nächsten Augenblick ist dieser See mit einem Schlag auf die rechte Seite des Weges versekt und scheint sich unendlich weit nach Osten zu erstrecken. Bald darauf, wenn die Wolkenlücken ihre Lage verändert haben, hat man das Gefühl, in einem hellen Flußbett zwischen schwarzen Terrassen einherzugehen, während Dampfwolken und Nebeldünste über den Weg hinzurollen scheinen. Alle diese Gesichtstäuschungen ruft das Mondlicht

hervor; da, wo es die Erdoberfläche trifft, glaubt man durch Seen zu ziehen, während die dunkeln Schatten festes Land sind. In Wirklichkeit ist die Kewir so gleichmäßig eben wie eine Eisfläche.

Beständig ist die Karawane der Mittelpunkt im Dunkel der Wüste, und noch zeigt nichts an, daß wir in der Nähe des Randes der Kewir sind. Wieder klettern die Treiber auf ihre Kamele, um zu schlafen; bald hört man ihre langen, abgemessenen Atemzüge. Wie sonderbar, daß die Tiere nicht ermüden, schläfrig werden, auf ihre zitternden Knie niederstinken und sich weigern, weiterzugehen! Sie ziehen geduldig hintereinander her ihre Straße; manchmal reißt wohl ein Leitseil, aber sie folgen den vorhergehenden Kameraden dennoch. Neben der Halfter ist eine eiserne Kette befestigt, und an ihrem letzten Glied ist der Strick mit einem kleinen Bindsadenende festgemacht; strafft er sich zu sehr, so wird das Kamel dadurch nicht verletzt, denn der Bindsaden reißt, und die Kette hängt senkrecht von der Halfter herab, ohne das Kamel beim Gehen irgendwie zu belästigen.

Jetzt sind alle Wolkenlücken verschwunden, und das Mondlicht ahnt man nicht einmal mehr. Es fängt an zu regnen, zuerst in spärlichen Tropfen, dann immer dichter. Die Kamele marschieren schneller; Agha Muhamed, der den ganzen Zug führt, scheint wachgeblieben zu sein. Diese Nacht habe ich meinen Pelz bei mir und ziehe ihn jetzt schnell an; die Regentropfen klatschen ordentlich auf das nach außen-gekehrte Leder, ein unangenehmer Feuchtigkeitsgeruch verbreitet sich von der Karawane her. Wie schön, daß wir nur noch einige Farsach zurückzulegen haben; selbst dann, wenn es auch unausgesetzt gießen würde, sind wir außer aller Gefahr. Am Rudchaneh-i-kal, einem 6 Meter breiten Bett von ost-südöstlicher Richtung, fehlen nur noch 5 Farsach. Wir überschreiten noch zwei Betten, ein deutliches Zeichen, daß wir uns dem Rande der Kewir nähern. Es regnet in einem fort, und man sitzt in ewiger Erwartung des Augenblicks, in dem der Erdboden so naß sein wird, daß die Kamele ausrutschen. Wir sind in einer Höhe von 718 Metern.

Um $\frac{3}{4}$ 10 Uhr ändert sich das Terrain; wieder geht es über zwei Rinne, deren größte, Kal=i=gutsch, nach Südosten gerichtet ist;

in dieser Richtung fällt der Kewirboden nach seiner weiter östlich liegenden größten Senke ab. An den Seiten dieses Bettes ist der Boden etwas gewellt; wir müssen uns also schon am Rande des Kewirbeckens befinden.

Bald darauf verstummen die Glocken; die Karawane hat haltgemacht. Ich höre Rufe und Stimmen; die Schläfer erwachen und eilen nach der Spitze des Zuges. Ich selbst bin mit meinen beiden Leuten bereits abgestiegen, denn auf der letzten Strecke haben die Kamele angefangen, in der Masse zu stolpern und auszugleiten. Es stellt sich heraus, daß wir am Kal-i-scheitan, der „Teufelsrinne“, angekommen sind; der Name läßt darauf schließen, daß dieses Abflußbett zu gewissen Zeiten nichts weniger als angenehm zu überschreiten ist. Selbst jetzt enthält es so viel beinahe stillstehendes Salzwasser, daß alle Mann aufsitzen müssen. Als alles marschfertig ist, bewegt sich der Zug langsam nach Ostnordosten. Es ist pechfinster; man hat keine Ahnung, wohin es geht, aber Warnrufe und kurze Marschunterbrechungen verraten dann und wann, daß etwas nicht in Ordnung ist.

Plötzlich kommt die Reihe auch an die am Schlusse des Zuges. Das Wassergeplätscher wird immer deutlicher hörbar. Ali Murats Kamel sinkt vor mir scheinbar in den Abgrund, rutscht in Wirklichkeit aber einen unheimlich steilen, schlüpfrigen Lehmaghang hinunter; das meine folgt ihm, rutschend und mit den Beinen sich rückwärts stemmend, auf dem Fuße. Sie plumpsen in das Wasser und stapfen nach der andern Seite. Das Bett hat glücklicherweise einen festen Grund; aber dieser ist auch so glatt, daß man jeden Augenblick auf ein unfreiwilliges Bad gefaßt sein kann. Wir kommen noch glücklich hinüber und erklimmen die linke Uferterrasse. Der Regen fällt ununterbrochen, dicht und eintönig; die Nacht geht uns verloren, der Boden weicht immer mehr auf und wird immer glatter. Am linken Ufer der Rinne, die vom Kotel-i-Husseinan herkommt, wachsen einige dünne Tamarisken, die äußersten Vorposten der Vegetation nach der Kewir hin.

Jetzt saßen wir schön in der Tinte, denn jetzt hatten wir eine reizende Strecke vor uns. Das Bett des Kal-i-scheitan ist 12—15 Meter

tief in den ebenen Kewirboden eingeschnitten. Um vom Flußbett wieder auf den ebenen Boden zu gelangen, muß man eine Nebenrinne entlangziehen, deren Grund, die reine Schlammsuppe, überall tüchtig und glatt ist. Wie eine Reihe Wegschnecken kriecht der lange Zug aufwärts. Die Kamele balancieren vorsichtig, um nicht zu stürzen. Man hört alle Augenblicke ein schweres, dumpfes Aufschlagen oder ein knallähnliches Geräusch, verursacht durch das Stürzen eines Kamels; fällt es auf die Seite mit allen vier Beinen in gleicher Richtung, dann kann es nicht ohne Hilfe wieder aufstehen. Laut schreiend eilen die Männer herbei, um ihm auf die Beine zu helfen; dann rücken wir von neuem ein paar Schritt vor, bis der nächste Purzelbaum den ganzen Zug in diesem abscheulichen Abgrund, wo es pechfinster ist und der herabströmende Regen den Schlammbrei mit jeder Minute immer ärger macht, wieder zum Stehenbleiben zwingt. Die Kamele sind ängstlich und scheu und wagen kaum, einen Schritt vorwärtszumachen; viele von ihnen haben schon einen Lehmpanzer, und sie sind auf dem ganzen Körper so klatschnaß, daß richtige kleine Bäche von ihnen hinunterrieseln und an jedem Haar ein Tropfen hängt. Hin und wieder schlägt auch einer der Männer lang hin; ich will es solange es irgend geht vermeiden, mit diesem zähen Schlamm in Berührung zu kommen, und stütze mich daher auf Gulam Hussein, während er unsere vier Kamele, die Ali Murat führt, antreibt. Man hat das Gefühl, eine Rutschbahn hinaufzugehen, die mit Schmierseife eingerieben worden ist. Man tut einen Schritt und pausiert, ehe man sich zu dem zweiten entschließt; erst wenn man richtig festen Fuß gefaßt hat, geht es wieder einen Schritt weiter. Die kiloschweren Extra-sohlen von plastischem Ton werden immer dicker, und jeder Versuch, sich ihrer zu entledigen, ist vergeblich; ohne Messer geht es nicht.

Ein langer Aufenthalt! Alle laufen nach der Spitze der Karawane. Die nächste Steigung ist so jäh, daß die Kamele sie nicht bezwingen können. Mit dem einzigen Spaten der Karawane werden Rinnen in den Lehm gegraben, dann bestreut man seine Oberfläche mit möglichst trockenem Material, Stöcke und Brennholzstücke werden

ebenfalls zur Befestigung der Böschung benutzt. Man führt die Kamele langsam und vorsichtig hinauf, wobei ihre Lasten auf beiden Seiten unterstützt werden. Wenn man während all dieser Vorkehrungen, die anderthalb Stunden dauerten, wenigstens hätte am Rande des Schlamm-bettes sitzen und ein bißchen einnicken können! Aber in diesem Schlamm sitzt man nicht gern; alles, was damit in Berührung kommt, ist ruiniert; man muß sich daher darein finden, die ganze Zeit über zu stehen.

Endlich sind wir wieder oben auf festem Boden. Ich bin zum Gehen zu müde, besteige mein Kamel und lasse mir von Gulam Hussein die Extrasohlen abfragen. Der Zug schreitet in stockfinsterer Nacht in dem Schlamm dahin, der unter den Fußschwielen der Kamele flatscht und hoch aufspritzt. Mein Träger macht seine Sache recht gut, schwankt aber bedenklich hin und her. Der Regen hat beinahe aufgehört, es sprüht nur noch ganz fein. Verzweifelt langsam geht es vorwärts. Plumps, da liegt wieder ein Kamel, und der Zug bleibt stehen; die Männer eilen zu Hilfe, der gefallene Held wird aufgerichtet. Man geht eine Strecke weiter, ein zweites Kamel fällt man ist beständig in Erwartung, selbst an die Reihe zu kommen, und kann die Situation in der Dunkelheit nicht beurteilen.

Schließlich kommen aber auch bessere Zeiten. Bei einem neuen, flacheren und breiteren Abflußbett, das mit Salzwasser angefüllt ist, ruft ein Mann: Rudchaneh=i=ges! Man braucht nur diesen Namen zu hören, um ein Gefühl der Erleichterung zu verspüren; er bedeutet „Tamariskenfluß“. Hier nahen wir uns den ersten Vorposten der Vegetation gegen das Wüstenmeer. Es ist beinahe 2 Uhr morgens, als die Kewir endlich ein Ende hat, und wir landen an ihrem Ufer mit einem solchen Gefühl des Wohlbehagens, als ob wir aus einem Meer von Schlamm errettet worden seien.

Es geht über schwach durchschnittenen Terrain nach Nordnordwesten, und bald schlafen die Leute wieder auf ihren Kamelen. Ich habe dafür gestimmt, daß hier auf dem sandigen Boden gelagert werde, aber sie sagen, daß sie erst „Abad“, bewohntes Land, erreichen müßten, ehe sie haltmachen wollten. „Es ist ganz nahe“, sagen sie. Aber

ich möchte wissen, wie oft jeder Glockenklöppel angeschlagen hat, ehe die Karawane wirklich stillstand. Hier hielten wir lange und gründlich. An der Spitze wird geredet, gezankt und geschimpft, und ich höre alle Augenblicke die liebenswürdigen Worte „Peder set“ und „Peder suchte“, „dein Vater ist ein Hund, dein Vater ist gebrandmarkt“. Man merkt, daß dort eine regelrechte Schlägerei im Gange ist und daß aufgeregte Kerle aus Leibesträßen aufeinander losprügeln. Gulam und Ali schlafen wie die Ratten; als es mir endlich gelungen ist, sie zu wecken, und ich sie nach der Spitze geschickt habe, um zu hören, was dort vorgeht, kehren sie mit der Nachricht zurück, daß wir bei dem kleinen Dorfe Mesre=i=dembahaneh seien, dessen Bewohner meine Karawane nicht nach Pejestan weiterziehen lassen wollten. Sie wünschten, daß wir über Nacht bei ihnen blieben. Alle Karawanen müßten dies tun, wenn sie aus der Rewir kämen, behaupteten sie; die von Schahrud kommenden dagegen dürften in Pejestan haltmachen; aber ein kleines Einkommen müsse Mesre=i=dembahaneh vom Karawanenverkehr doch auch haben. Beide Dörfer streben nach diesem Vorteil und sind infolgedessen erbitterte Feinde.

Die Sezdmänner sind unerschütterlich; aber die Leute aus Mesre hindern sie mit Gewalt am Weiterziehen. So ist denn die Prügelei in vollem Gang. Als jene einsehen, daß sie die Reise nicht fortsetzen können, laden sie Hals über Kopf die Kamele ab, werfen die Lasten bunt durcheinander auf die Straße und lassen die ganze Karawane in diesem Zustande der Unordnung stehen und liegen, während sie selbst zu Fuß nach Pejestan gehen. Es war ihre Absicht, dort Leute aufzubieten und dann mit deren Hilfe die Leute von Mesre zu zwingen, daß sie ihnen erst die Kamele wieder belüden und darauf die Karawane nach Pejestan weiterziehen ließen.

Mich ging der ganze Zwist nichts an, also fragte ich die Leute von Mesre, ob sie uns beherbergen könnten. Sie glaubten, daß auch wir zu der Sezdkarawane gehörten, und wollten mit mir weiterzanken. Als sie aber nach einigen Worten begriffen hatten, daß ich ein Frengi, ein Europäer, war, wurden sie citel Höflichkeit. Ihre elenden Hütten

waren jedoch so beschaffen, daß ich mich nur in der äußersten Not hätte entschließen können, darin zu schlafen. Ich beschloß daher, nach dem Dorfe Sadse weiter zu ziehen, das von hier einen halben Farjach entfernt lag.

So setzten wir uns denn nach diesem nächtlichen Intermezzo wieder in Bewegung und zogen über die schwach wellenförmige Steppe nach Westnordwesten. Wir brauchten eine Stunde, um das Dorf zu erreichen, und es war beinahe 5 Uhr am Morgen des 5. Februar. Es erforderte ziemliche Mühe, ein paar Leute aufzuwecken, die zu einer so ungewohnten Tageszeit wohl alles eher erwartet hätten als europäischen Besuch. Aber schließlich gelang es doch; ein älterer Mann mit einer Öllampe zeigte uns den Weg nach einem Balachaneh, das eine Treppe hoch lag. Hier gab es einen fensterlosen Verschlag, aus dem Gulam Hussein den ärgsten uralten Staub und Schmutz ausfegen mußte. Die vier kleinen Mädchen des Hauses zündeten ein sehr notwendiges, heiß erscheinendes Feuer an und unterhielten sich recht ungeniert mit mir, während Gulam mein „Souper“ bereitete. Ali Murat blieb auf dem Hof, um für seine müden Kamele zu sorgen, die einen Ruhetag im Lager Nr. 23 sehr verdient hatten.

Gegen 6 Uhr war das Souper fertig; nach sechzehnständigem Fasten kam es wahrhaftig nicht zu früh. Wie gewöhnlich bestand es aus einem gebratenen Huhn, Eiern, Brot und Tee; sobald es gewissenhaft erledigt war, ließ ich mir nicht einmal die Zeit, eine Pfeife anzuzünden, sondern warf mich, gleichgültig gegen alles, auf meine Pelze und Filzdecken und schlief bald so fest wie ein Toter. Die Höhe von Sadse beträgt 936 Meter.

Es war mir geglückt, auf der Linie Dschandaf=Sadse die Rewir wohlbehalten zu durchqueren, eine beschwerliche, anstrengende Reise. In ihrem letzten Teil hatte sie mich gelehrt, daß die Schilderungen der Eingeborenen von den Gefahren, denen man in ihr ausgesetzt ist, keineswegs übertrieben waren. Die Entfernung vom Haus=i-Hadschi-Ramasan bis Sadse beträgt 137 Kilometer, an und für sich eine kurze Strecke, die wir, einschließlich der drei Rasten, in 48 Stunden zurückgelegt haben. Von dieser Strecke liegen 110 Kilometer innerhalb

der Kewir. Mit einer beladenen Kamelkarakawane reist man nicht schnell und macht man keine langen Tagemärsche; noch langsamer geht es jedoch, wenn das Terrain so ist wie in der Kewir nach Regen. Ich hatte auf dieser Reise noch Glück gehabt. Als ich sie antrat, war der nasse Lehm im Begriff zu trocknen, und erst während der letzten 10 Kilometer wurde er wieder gründlich angefeuchtet; wäre dieser zweite Regen einen halben Tag früher eingetreten, so wäre meine Lage gefährlich geworden.

Noch aber war meine Wüstenmission nicht beendet. Die Karawane befand sich auf dem Wege nach Chur; ich selbst wollte nach Turut ziehen, um von dort eine zweite Durchquerung zu unternehmen. Auf noch einer Linie sollte ich Gelegenheit erhalten, die Breite der Salzwüste festzustellen. Schon jetzt hatte ich gefunden, daß der Weg zwischen Dschandak und Sadse die Kewir an ihrer schmalsten Stelle durchschneidet, in einer Gegend, wo die Wüste zusammengeknüpft ist, so daß ihre Form einer Sanduhr gleicht. Auf meinem Zuge vom Kuh=i=nakšir nach Dschandak hatte ich bereits gesehen, daß das westliche Becken der Kewir eine bedeutende Ausdehnung hat. Es handelte sich nun darum, von neuem eigene Beobachtungen mit denen anderer zu kombinieren, um feststellen zu können, wie es sich mit dem östlichen Becken der Kewir verhielt.

Einer Gefahr war ich immer ausgesetzt: ein neuer anhaltender Regen konnte mich auf einige Zeit von meiner Karawane in Chur abschneiden. Um wieder mit den Meinen zusammenzutreffen, mußte ich mich dem Risiko einer neuen Wüstenreise unterziehen.



99. Auf der gefährlichen Salzkruſte. (S. 355.)



100. Ali Murat und Gulam Hussein ſtoßen ein Loch durch die Salzkruſte.
(S. 356.)



101. 102. Sechzigjährige Männer aus Turut. (S. 385.)
Zeichnungen des Verfassers.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Wendepunkt der Reise.

Der 5. Februar wurde also der Ruhe gewidmet. Ich schlief von ¹/₂ 7 Uhr morgens bis nachmittags um 3 Uhr, und ehe ich mit dem Mittagessen fertig war, nahte sich schon wieder die Dämmerung. Wie gewöhnlich wurden einige Leute, die die Gegend gut kannten, ausgefragt. Sie erzählten mir, daß die Straße von Semnan nach Sadse über Mulké, Andschilau, die Süßwasserquelle Ser-i-tscha, Kal-i-Meschm, Housseinan, Mehelleman, Sient und Bursuan führe und 20 Farsach lang sei. Von Sadse nach Demgan passiere man Kosar oder Kuh-sar, Mahabad und Hassanabad; die Entfernung betrage 14 Farsach. In der Gegend von Kuh-sar gebe es viele Dörfer. Zwei Farsach nördlich von Sadse liege eine alte Festungsrüine, Kale-i-pagale oder Kale-i-duchter genannt, bei der man vor einiger Zeit mehrere Silbermünzen und eine Messingschale gefunden habe. Die Straße nach Schahrud gehe über Turut, den Tschamorra, Tut-bené, den Tscham-dscham, Bulend-i-tscham-dscham-dere-dai, den Tscham-bager, Ledschene und Housseinabad. Zwischen den Brunnen Tscham-dscham und Tscham-bager dehne sich eine Kewir aus, die wohl einen Farsach breit sei; dort ströme zeitweise ein „Kudchaneh-i-schur-ab“, ein Fluß mit salzigem Wasser. Diese kleine Filialkewir soll sich nach Osten und Westen erstrecken und 8 Farsach lang sein. Von Sadse sind es 5 Farsach nach Süden oder Südwesten hin bis an einen Salzbrunnen Tscham-leges, wo einige Hirten ihre Kamele weiden; von dort aus führt ein

alter, längst nicht mehr benutzter Weg auf die Straße, auf der ich die Kewir durchquert habe. Wie die Kewir auf der Westseite jenes Brunnenweges aussieht, wußten die Leute nicht; dort sei „Sahara“ oder „Biaban“, sagte man mir, und dort sei auch das „Rig-i-dschin“, die Wüste der bösen Geister.

Recht seltsam erschienen mir ihre Behauptungen, daß es in dieser unheimlichen Wüste, die nie von Menschen aufgesucht wird, wilde Kamele gebe. Die wilden Kamele kommen in den Wüsten Zentralasiens vor; weshalb sollten sie nicht auch in den persischen existieren können? Trotzdem zweifelte ich stark an der Wahrheit dieser Behauptung, denn weshalb hätte man nicht auch an andern Orten etwas über diese Tiere gehört, deren Vorhandensein in der Einöde so leicht feststellbar ist und das auf die Gemüter der am Rande der Wüste wohnenden Menschen einen so tiefen Eindruck machen muß! In der Kewir gibt es keine Spur von Vegetation; vielleicht ermöglichten aber bewachsene Sandgürtel und isolierte Gebirge es wilden Kamelen, sich dort wie auf Inseln inmitten des Wüstenmeers aufzuhalten? Die ganze Geschichte verlor jedoch bedeutend an Wert, als ein alter Mann folgende Geschichte erzählte, die sich vor langer Zeit zugetragen haben sollte.

Ein Hadjschi war auf dem Wege nach Mekka; am Rande der Wüste ließ er seine Kamele, einen Diener und zwei Frauen zurück und befahl ihnen, dort seine Rückkehr zu erwarten. Es dauerte jedoch mehrere Jahre, ehe er wiederkehrte, und da stellte sich heraus, daß die ganze Gesellschaft sich in das „Rig-i-dschin“, in das Herz der großen Wüste, begeben hatte. Er suchte die Ungehorsamen, fand ihre Spur und schließlich sie selbst. Wütend über ihre Eigenmächtigkeit, fragte er, wo seine Kamele geblieben seien. Die seien alle gestorben, aber ihre Jungen lebten noch, hätten sich jedoch in der Wüste verlaufen und ließen sich nicht wieder einfangen. Der Hadjschi machte kurzen Prozeß und schlug seine ungetreuen Diener tot. Aber die Kamele waren mehrere Generationen hindurch in der Wüste geblieben und sollen noch heute dort leben, obgleich mir mein Gewährsmann

niemand nennen konnte, der die Tiere oder auch nur ihre Fährten mit eigenen Augen gesehen hatte. Aber er kannte viele, die Bekannte hatten, deren Bekannte den Kamelen begegnet waren; die Angaben waren also sehr unbestimmt und unzuverlässig. Wahrscheinlich ist die ganze Geschichte daraus entstanden, daß einmal mehrere Kamele sich verlaufen haben oder verloren gingen und daß die sich selbst überlassenen Tiere so scheu geworden und verwildert sind, daß sie die Menschen und deren Nähe geflohen haben.

In der Nähe von Sadse soll auch eine alte Stadt namens Schahr-i-surch gelegen haben, wo noch jetzt seltsame, gespenstige Mächte ihr Spiel treiben. Vor vielen Jahren hatte dort ein Mann in einem Garten einen aus Silbergeld und Goldmünzen bestehenden Schatz gefunden. Als er aber aufgefordert wurde, die Stelle zu zeigen, wo der Schatz versteckt lag, lagen um die Stadt herum auf einmal einige zwanzig Gärten, und er hatte nicht sagen können, in welchem er die Münzen gesehen. Ein anderer Mann hatte ebenfalls einen Schatz in der alten Stadt entdeckt, war aber nach dem Funde lahm und stumm geworden, so daß er über die Lage des Fundortes nichts hatte aussagen können. Ein Derwisch konnte den geheimnisvollen Ort sehen, wenn er sich in großer Entfernung von ihm befand, aber nicht, wenn er in seiner Nähe war.

Die Müdigkeit lag mir noch in allen Gliedern, als Gulam Hussein mich am nächsten Morgen weckte; aber es war doch schön, wieder abziehen zu können, und noch schöner würde es werden, wenn ich erst die unheimliche Wüste hinter mir hatte, nachdem ich sie zum zweitenmal durchquert. Erst mußte ich aber noch ein Panorama der ganzen Gegend zeichnen. Ich kletterte daher auf ein die Aussicht beherrschendes Dach, wohin mir einige fünfzig Männer und Buben das Geleit gaben. Weil ich jedoch keine Lust verspürte, mit ihnen unter den Ruinen des Hauses begraben zu werden, jagte ich die zu schwere Belastung des Daches fort und behielt nur zwei in der Geographie der Gegend bewanderte Männer bei mir. Unterdessen wurden die Kamele beladen; dann ging es auf der Straße nach Turut vorwärts.

Im Ostüdosten erscheint ein kleiner, niedriger Berg, der am Rande der Wüste liegende Kuh=i-kohuan. Unser Pfad kreuzt eine Reihe trockner Erosionsrinnen. Durch alle diese Rinnen strömt nach heftigen Regengüssen Wasser, und seine Fluten schwemmen große Massen des Verwitterungsmaterials der Berge und des außerordentlich feinkörnigen Staubes, der den gelben Ton der Kewir bildet, nach der Wüste hinunter. Hier konnte man, ebenso wie am Südrande der Wüstendepression, direkt sehen, daß die peripherischen Wasserläufe die tiefe Bodeneinfenkung nach und nach ausgefüllt haben und immer noch ausfüllen.

Durch einen gewundenen Hohlweg gelangte ich nach Pejestan, von dem ich schon so viel gehört hatte. Ich fand das Dorf grau und öde, aber malerisch; es soll dort 100 Häuser, 8 Kamele und 500 Schafe geben. Auf dem kleinen offenen Marktplatz hatten sich viele Leute eingefunden, um uns anzugaffen, darunter auch einige junge Damen, die zwar sehr schmutzig, aber recht hübsch waren; schon mit einigen zwanzig Jahren sehen sie alt und abgemagert aus. Hier rasteten auch unsere Reisegefährten aus Tezd, die uns so geschickt durch die Kewir gelotst hatten; sie kamen uns höflich entgegen, begrüßten uns und wünschten uns glückliche Reise. - Sie selbst wollten heute nacht nach Turut und Schahrud weiterziehen.

Jenseits des Dorfes Pejestan fällt der mit Grus bedeckte Boden sehr langsam, mit höchstens 3 Grad, nach der scharfen Grenze der Kewir ab; nach rechts führt ein Weg nach dem Kuh=i-kohuan, wo es Wasser und angebaute Felder gibt. Als wir nordostwärts in der Richtung nach dem vorspringenden Berge Kala-amurchune weiterziehen, haben wir eine merkliche Steigung zu überwinden, und je höher wir hinaufgelangen, desto weiter wird die Aussicht, die wir über die Kewir haben; fern im Süden, woher wir kommen, glaubt man am Horizont eine sehr schwache Andeutung des Kuh=i-Dschandak zu entdecken.

Um 1 Uhr sind 8,7 Grad Wärme, es weht frisch aus Nordosten; das Klima ist auf der Nordseite der Kewir kälter und rauher als auf ihrer südlichen. Das Steppengras wird immer üppiger, nur den hellgrauen Pfad lassen seine Büschel frei; an zwei Stellen weideten Schafherden.

Es geht schnell vorwärts, die Kamele machen große Schritte. Neue Panoramen rollen sich vor meinen Augen auf, der Bergvorsprung, der mein Ziel war, liegt jetzt ganz nahe vor mir, und fern im Osten erhebt sich am Rande der Wüste der Kuh-i-ahuan. Nachdem wir den vorspringenden Berg umschritten haben, treten die höheren Gebirge im Norden, augenscheinlich Verzweigungen und Ausläufer des Elburs, immer deutlicher hervor. Hinter einer kleinen Schwelle sagt uns der Name Rudchaneh=i-gez-i-nessfe, „der Tamariskenfluß der Weghälfte“, daß wir, von Pejestan aus gerechnet, den halben Weg nach Turut zurückgelegt haben. In diesem wie auch in dem nächsten Erosionsbett wachsen hohe Tamarisken, und nicht selten sieht man auf dem Boden um ihre Regel herum eine dünne Sandschicht. Das Gelände ist ziemlich hügelig, aber jetzt geht es bergab nach Ostsüdost, und die Marschgeschwindigkeit ist groß. Eine Reihe Paßschwellen wird in den nach der Kewir gerichteten Ausläufern überschritten. Eine, anscheinend die höchste, lag 1144 Meter hoch. Das Gestein war teils ein rotes tuffartiges Verwitterungsprodukt, teils Basalt und Porphyrit.

Der Weg ist vorzüglich, der Verkehr jedoch außerordentlich unbedeutend. Den ganzen Tag über begegneten wir nur drei kleinen Eselkarawanen und ritten an einem Mann vorüber, der auf fünf Kamelen Tamarisken nach Turut brachte. Man hat kaum noch einen halben Farsach nach Turut zurückzulegen, als der Weg sich gabelt; nach links führt die große Karawanenstraße von Pejestan nach Schahrud. In der Nähe von Turut kommt man durch eine kurze Strecke Salzwüste, die nicht mit der großen Kewir in Verbindung zu stehen scheint. Es war schon dunkel geworden, als ich durch enge Gassen zwischen niedrigen Mauern meinen Einzug in Turut hielt, wo mich etwa fünfzig Schreihälse lärmend empfingen. Es dauerte eine gute Stunde, ehe ich eine leidliche Unterkunft zum Schlafen fand.

Turut soll 200—300 Häuser und höchstens 1000 Einwohner haben. Der Ort erhält sein Wasser durch ein Flüsschen, dessen Quelle 4 Farsach weiter im Norden von Turut liegt und dessen Name Rudchaneh=pai=kale, „der Fluß am Fuße der Festung“, ist. Jetzt

enthielt sein Bett nur ein ganz kleines Rinnsal. Nach Regen und besonders im Vorfrühling ist die Wassermenge groß, bringt aber trotzdem nicht bis in die Kewir, weil auf dem Wege dorthin mehrere Zisternen das Wasser auffangen. Im Sommer versiegt der Fluß gänzlich. Der Kanat von Turut enthält dagegen stets Wasser, selbst dann, wenn der Regen ausbleiben sollte.

Der Fluß hat sich tief in die Lößablagerungen eingeschnitten, die auf seinen beiden Seiten 12—15 Meter hohe, senkrechte Wände bilden, die das fließende Wasser hier und dort zu wirklichen Grotten unterminiert hat. An einzelnen Stellen hat man diese noch mehr ausgegraben und erweitert, um sie als Vorratsräume für Stroh und Brennholz zu benutzen. Die vertikalen Brunnen des Kanats sind durch das Lößbett gegraben; das Wasser ist klar, aber nicht ganz süß. Die Mündungen der vertikalen Brunnen auf dem Rämme des Lößbettes sind vom Regenwasser zu Trichtern erweitert worden, in denen man auf allen Seiten unzählige kleine Regenfurchen sich hinunterziehen sieht. Wenn der Boden, wie es jetzt der Fall war, glatt und naß ist, kann es eine gefährliche Geschichte werden, wenn man sich diesen Trichtern nähert; man kann ausgleiten, in den gähnenden Brunnen hineinrutschen und in recht elendem Zustand auf seinem Boden ankommen.

Der größere Teil des malerischen Dorfes liegt unterhalb der Lößterrasse (Panorama III, Abb. 1—3), auf deren Südseite ein „Imamsadeh“, ein Heiligengrab, eine wundervolle Lage hat; es ist von einem Guristan umgeben, in welchem zwei Frauen an den Gräbern ihrer entschlafenen Angehörigen saßen. Einen Basar gibt es in Turut nicht, wohl aber ein „Hamman“, ein öffentliches Bad, eine „Mestschid“ oder Moschee und eine „Burtisch“ oder alte Burg, die wahrscheinlich noch ein Denkmal aus jener Zeit ist, da man auch hier auf gelegentliche Besuche seitens turkmenischer Plünderer gefaßt sein mußte. Die jetzt grünen Felder liegen natürlich ebenfalls unterhalb der Terrasse und werden durch die Arme und Abzweigungen des Kanats bewässert. Die einzelnen Äcker sind voneinander durch 1½ Meter hohe Mauern



1.



2. Weg in die Salzwüste



3.

Das Wüste

Zeichnu



ferne der Ruh-i-ser-i-kewir.



pehn.

ruf. (S. 382.)

Verfassers.

getrennt, deren Ziegelsteine an der Sonne getrocknet sind. Im Norden sieht man deutlich die Grenze des Lößgebietes, da das Gelb dort grell gegen die graue Abdachung des Schuttkegels absteht.

Turut besitzt 300—400 ausgewachsene Kamele, die zum Karawanendienst benutzt werden. Für jedes dieser Tiere sind jährlich 4 Kran „Maliat“, Viehsteuer, an den Schah zu zahlen, aber kaum die Hälfte des Betrages soll seinen Bestimmungsort erreichen; der Rest gleitet unterwegs in den Säckel von Behörden. Zur Zeit des Schahs Nasr-eddin soll diese Steuer sich nur auf $1\frac{1}{2}$ —2 Kran belaufen haben, und man ist über die Erhöhung sehr unzufrieden. Für ein Schaf bezahlt man einen halben Kran Steuer; das Dorf besitzt 2000 Schafe. Die sonst noch vorhandenen Haustiere bestehen aus 300 Eseln, einem Duzend Kühe, ein paar Pferden, sowie mehreren Hunden und Hühnern. Erwachsene Männer bezahlen 16 Kran Steuer. Turut stellt zur Verteidigung des Reiches 50 Soldaten; sie waren jetzt gerade auf Urlaub daheim und beklagten sich darüber, daß sie während ihrer Dienstzeit nicht einen Pfennig Sold erhielten; ihr Sold bleibt in den Taschen der Offiziere.

Turut baut Weizen und Gerste, weiße und rote Rüben, Zwiebeln, Gemüse, Zucker- und Wassermelonen, Trauben, Granatäpfel, Maulbeeren, Mandeln, Aprikosen und andere Früchte, sowie auch Baumwolle. Sehr wichtig ist es für das Dorf, daß Turut, wie Dschandak, Bejestan, Husseinan und Chur, eine „Hafenstadt“ an der Küste des Wüstenmeeres ist. Hierher kommen nämlich zahlreiche Karawanen aus Bunder Abbas, Brahamabad, Kirman und Tezd, die Tee, Baumwolle, Gewürze und andere Waren befördern, während die Karawanen aus Chur Datteln, Tabak und ähnliche Dinge bringen. Auf der Rückreise sind sie hauptsächlich mit Korn, Zucker, Rosinen, Zeugstoffen usw. beladen. Man rechnet jährlich auf etwa 400 Karawanen aus beiden Richtungen, und Turut, das eigentlich nur eine Station der großen Karawanenstraße zwischen Chur und Schahrud ist, zieht daraus eine nicht unbedeutende Einnahme. Auf dieser Straße soll der lebhafteste Verkehr Anfang Mai beginnen und den ganzen Sommer hindurch

anhalten, weil man in der heißen Jahreszeit sicher sein kann, von Regen verschont zu bleiben. Der Weg von Turut nach Chur gilt im Winter für gefährlicher als die Route Dschandak=Bejestan. Wenn es auf beiden Wegen gleich viel und gleich stark geregnet hat, braucht der westliche nur vier Tage zum Trocknen, während der östliche zehn Tage naß und schlüpfrig bleibt. Aus der letztern Tatsache scheint hervorzugehen, daß die Wüste dort niedriger liegt und jumpfiger ist, weil sie dem Niveau des Grundwassers näher ist. Trotzdem wird der Weg auch im Winter von einigen Karawanen passiert. So war vor sechs Tagen eine Tezdkarawane aus der Kewir angelangt, in deren Innerem sie vom Regen überrascht worden war. Die Leute hatten ihr ganzes Gepäck in der Wüste liegen lassen, um zu versuchen, sich mit ihren Kamelen nach Turut zu flüchten. Nach acht Tagen großer Anstrengungen war es ihnen denn auch gelungen, sich und die Kamele in Sicherheit zu bringen.

Wie in Dschandak und Bejestan versicherte man mir auch in Turut, daß es keine andern Wege durch die Kewir gebe als die beiden, die auch ich benutzt hatte oder benutzen wollte.

Während ich am 7. Februar in Turut Raht hielt, regnete es mehrmals fein und dicht, und man sagte mir, daß die Wüste jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach wieder „gel“, glatt, sei. Ich mußte daher noch einen Tag warten und mich um so mehr in Geduld fassen, als mir ja noch mehr Regenfälle bevorstehen konnten, die die Rückkehr zur Hauptkarawane verzögern würden. Nach ihr sehnte ich mich mit jedem Tage mehr; bei den Meinen hatte ich allen möglichen Komfort; solange ich aber von ihr getrennt war, ging es recht kärglich her.

Ich bereitete mich in jeder Weise darauf vor, daß ich von den Meinen abgeschnitten und zu einer Umkreisung der Kewir gezwungen werden könnte. Denn wenn neue Regenfälle die Kewir so aufweichten, daß die Reise durch sie unmöglich wurde, blieb keine andere Wahl, als am Ostrande der Salzwüste entlang nach Tebbes zu ziehen. Eine Straße dorthin gibt es auch; sie erfordert 12 lange oder 15—17 kurze Tagemärsche. Ich hatte jedoch wenig Lust zu diesem Weg, denn Leutnant

Vaughan hatte ihn 1888 und 1890 bereist und sehr wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Ausdehnung der Kewir nach Osten hin geliefert.

Während des Wartens im Lager Nr. 24, wozu uns der Regen zwang, konnte ich mir die Zeit auf keine bessere Weise vertreiben als dadurch, daß ich über die umliegende Gegend Erkundigungen einzog und Volkstypen zeichnete (Abb. 101—104). Es zeigte sich jedoch bald, daß die Turuter ein ganz anderes Temperament hatten als die Bewohner der im Süden der Kewir liegenden Dörfer. Dies konnte nicht daran liegen, daß Turut eine „Hafenstadt“ ist, denn dann hätten ja die Leute in Dschandak, Bejestan und Chur vom selben Schlag sein müssen; aber in Turut waren sie jähzorniger, dreister und neugieriger als an andern Orten. Sie zum Modellstehen zu bringen, war keine Kunst, da ich ihnen 2 Kran pro Kopf gab; aber kaum hatte ich zwei Porträts fertig, als auch der Hof schon mit lärmendem Lumpengefindel vollgepfropft war, das von allen Seiten hereindrang und die Modelle störte. Als ich mit dem vierten Kopfe fertig war, standen die Kerle so dicht neben mir, daß die Gefahr einer Auswanderung ihres Ungeziefers groß war, und ich glaubte, daß es besser sei, wenn ich eine Weile in meinem Verschlag verschwände, da sie sich dann ebenfalls zurückziehen würden. Doch kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, so wurde das bißchen Tageslicht, das durch die Rauchspalten der Kuppel in das verschlagähnliche Gemach fiel, durch zwei neugierige Köpfe ferngehalten. Draußen vor der Tür blieben die Leute unermüdlich stehen, guckten durch die Ritzen, machten ihre Beobachtungen und schrien mir zu: „Jetzt ließt er; jetzt raucht er! Laßt das Rauchen sein; holla, Sa'ab! Die Sonne zeigt sich, kommt heraus! Kommt doch und gebt mir auch 2 Kran, ich bin so arm usw.“ Schließlich sprengten sie die Tür und stürmten schreiend und lachend herein, und Gulam Hussein und Ali Murat bemühten sich vergeblich, sie zurückzuhalten. Im allgemeinen gilt als Regel, daß, je kleiner und isolierter der Ort ist, desto ruhiger und friedfertiger seine Einwohner sind; in einem großen Ort dagegen, der viel mit der Außenwelt in Berührung tritt, werden die Leute dreister und zudringlicher.

Am Morgen des 9. Februar waren es um 7 Uhr 0,₃ Grad, und eine schwache Brise aus Südsüdwesten machte die Luft recht kalt. Gulam Hussein hatte unsere Vorräte mit Schafffleisch, Brot, Roghan, Eiern, Zucker, Mandeln und Datteln, Tabak, Streichhölzern, Holzkohlen, Brennholz, Stroh, Gerste und Baumwollsaat, nebst zwei Schläuchen süßen Wassers vervollständigt. Ein nicht geringer Teil der Einwohnerschaft des Ortes drängte sich auf dem Hofe, um Zeuge unseres Abmarsches zu sein, und ich bestach zwei kräftige Burschen, damit sie mir die Neugierigen vom Leibe hielten. Trotzdem folgten sie uns in dichten Scharen, die sich erst verliefen, als wir das Dorf schon ein ganzes Stück hinter uns hatten. Zuletzt bestand unser Gefolge nur noch aus fünf Krakehlern, darunter zwei Dervischen, die unaufhörlich laut für uns beteten, um dafür bezahlt zu werden; als sie je einen Kran erhalten hatten, baten sie um mehr. Auch sie wurden des Nachlaufens überdrüssig, drei Kerle aber blieben uns wie Bluthunde auf den Fersen; zwei von ihnen, unsere Wirte, waren schon bezahlt worden, wollten aber ein Extrabakschisch haben. Nachdem wir auch sie endlich losgeworden waren, hatten wir es nur noch mit einem Seiden zu tun; aber dieser tobte und schimpfte ärger als alle die andern und behauptete, daß er infolge seiner religiösen Würde und als Mann aus Dschandak berechtigt sei, von jeder aus Dschandak kommenden Karawane einen Kran Zoll zu erheben. Bekomme er ihn nicht, so werde er eines der Kamele mit Beschlag belegen. Ali Murat verweigerte ihm den Zoll ebenso eigensinnig, wie jener darauf bestand; ich aber war der Ansicht, daß es schon einen Kran wert sei, den Mann endlich loszuwerden, und warf ihm eine Münze hin, nach deren Empfang er umkehrte.

Wir hatten gehört, daß die Sezdkarawane mit unsern Gefährten auf der Reise durch die Wüste einen Umweg gemacht hatte, um Turut mit seinen zudringlichen, unverschämten Bewohnern zu vermeiden. Wir hatten auch gehört, daß eine aus zehn Kamelen bestehende Karawane in zwei Tagen aus Turut aufbrechen wollte, um nach Chur zu ziehen; ihr Führer hatte uns gebeten, noch zu warten, damit wir aneinander Gesellschaft hätten, wobei er natürlich den Hintergedanken hatte, daß

wir voranziehen, die Wüstenstraße aufspflügen und für seine Tiere so einen trockneren Weg bahnen sollten. Darin hatte er sich aber gründlich verrechnet.

Die Lößterrassen, die Ackerfelder, der Kanal und das Flüsschen bleiben bald hinter uns zurück. Wenn man draußen von dem freien, offenen Gelände einen Blick auf dieses seltsame Dorf zurückwirft, so gleichen seine würfelförmigen Lehmhäuser mit ihren Dachkuppeln einer Pilzkolonie und sehen so gelbgrau und kahl aus wie die Terrassen, aus denen sie hervorgewachsen sind und die ihnen das Baumaterial geliefert haben.

Der Pfad führt über eine Reihe gelber Lehmhügel; in den Rinnen zwischen ihnen hat sich Grus angehäuft. Das Gelände ist durch die Erosion von Nordwesten her vielfach durchschnitten, und wir müssen unaufhörlich bergauf und bergab. Ali Murat ist schon oft diese Straße gezogen, ich brauche also keinen Führer. Bei Do-teppe, dem „Doppelhügel“, wo der Pfad sozusagen durch ein Tor zwischen zwei isolierten kleinen Hügeln führt, haben wir den ersten Farsach zurückgelegt. Im Osten zeigt sich in einiger Entfernung eine Bucht der Salzwüste, in die sich mehrere Regenbäche ergießen, so daß der Boden dort tückisch ist und verirrtten Kamelen sehr gefährlich werden kann. An ihrer Ostseite erhebt sich ein kleiner Bergstock, hinter ihm liegt eine größere Kemirbucht. Ali Murat will wissen, daß der „Strand“ der Salzwüste sich in solcher Weise immer weiter nach Osten hinzieht und Bogen bildet, indem vorspringende Berge und Buchten miteinander abwechseln.

Vor uns in Südwesten erscheint der kleine Bergstock Kuh-i-ser-i-fewir, „der Berg am Anfang der Wüste“. Wir werden um seinen östlichen Vorsprung ziehen; dort befinden wir uns zum letzten Male auf festem Boden, ehe wir uns wieder in das Wüstenmeer hineinbegeben.

Das in graubraunen Tönen schillernde Wüstenmeer dehnt sich jetzt bis ins Unendliche vor mir aus. Gerade im Süden sehe ich den Kuh-i-Chur, mein Reiseziel, schwach und matt, einem hellblauen Streifen vergleichbar, ein wenig über dem Horizont schweben, und auf

seiner westlichen Seite erscheint die Fortsetzung der niedrigen Gebirge, die sich im Süden der Salzwüste erheben. Der immer feiner werdende Grus besteht aus Porphyr, Quarzit, Gips, Feuerstein, grobkörnigem Basalt, Sandstein mit Quarz und Kalzitgängen und feinkörnigem weißem Kalkstein. Immer flacher wird das allmählich nach dem Wüstenrande hin abfallende Terrain, der Grus hört ganz auf, und gelegentlich passieren wir kleine Flächen salzigen Tonbodens gleicher Art wie in der Kewir.

Der letzte feste Ufergürtel ist ganz schmal. Nun sind wir draußen auf Kewirboden, der hier porös, uneben und trocken ist, so daß alle alarmierenden Gerüchte sich als übereilt erweisen; nur in flachen Rinnen, in denen die äußersten Fühlhörner der Regenfluten in die Wüste hineingehen, ist der Tonboden feucht und glatt. Die Grenze zwischen dem festen Boden und der Kewir ist so scharf, daß ihre Lage sich auf beinahe weniger als einen Meter feststellen läßt. Hier hat man wirklich das Gefühl, am Ufer eines Meeres oder eines großen Sees zu stehen. Im Westen und Osten sieht man die wie Vorgebirge und Landspitzen vorgeschobenen kleinen Berge in immer schwächer werdenden Tönen, und hinter uns sehen wir die rötliche Bergreihe oberhalb des Dorfes Turut. Wir befanden uns hier in 705 Meter Seehöhe, waren also vom Dorfe an 109 Meter tiefer gestiegen.

Jetzt führt unsere Straße nach Südsüdost, und es geht über feuchten, schauerhaft glatten Boden, auf dem die Kamele oft ausgleiten und das Reiten recht erschwert ist. Ali Murat erzählte mir, daß man an einer Stelle im Innern der Wüste bisweilen Stücke feinsten Fayence finden könne; der größte Teil sei jedoch schon nach Isfahan gebracht worden, um an Europäer verkauft zu werden. Vor vielen Jahren sei eine große, mit Fayencen beladene Karawane durch die Wüste gezogen und dort von einer Schar Turkmennen überfallen und ausgeplündert worden; die Räuber hätten mit der Last nichts anzufangen gewußt und sie in der Wüste liegen lassen, aber die Kamele nebst ihren Eigentümern mitgenommen und letztere als Sklaven auf den Märkten in Merw und Buchara verkauft.

Die Wüste ist zwar dem Vorwärtstommen nicht förderlich, aber wir marschieren trotzdem so schnell, wie es bei der Glätte möglich ist. Einige Gürtel sind unbeschreiblich schlüpfrig; die Kamele schlenkern mit den Beinen, als wollten sie sich im Schlittschuhlaufen üben. In einer glücklicherweise nur ganz schmalen Bodeneinsenkung liefen wir Gefahr, in Schlamm zu ertrinken, der zäh und dick war, ein schmaßendes Geräusch beim Auftreten verursachte und in großen Schollen an den Stiefelsohlen hängen blieb. Weit draußen im Südosten taucht aus dem ebenen Boden ein neuer Bergstock auf; es ist der *Ruh-i-Halwan*, auf dessen Westseite das große Dorf *Halwan* liegen soll.

Es war eine ordentliche Erholung, wieder eine Weile auf ganz trockenem Boden marschieren zu können. An zwei Stellen sahen wir Strohreste und Kamelmist; dort hatten Karawanen Rast gehalten. Nach Osten hin schillert die Wüste gelb, im Westen schwarz; aber man würde sich sehr irren, wenn man daraus schloße, daß das Land nach Osten hin trockner sei. Die verschiedenen Farbenshattierungen ruft die sinkende Sonne hervor; nach Westen hin erscheint der Boden durch die Schatten kleiner Erdhaufen und Unebenheiten des Tonbodens dunkel.

Rot und schön geht die Sonne unter und zieht wie ein riesenhafter Magnet das Tageslicht mit sich in die Tiefe; aber schon eine halbe Stunde darauf erscheint der Mond, ebenso rot, wenn auch matter glänzend. Das Nachtgestirn ist mir ebenso willkommen wie die Sonne, und sein bleiches Licht erhellt mit einem Schlag die öde Wüste. Der Himmel war fast ganz klar; man konnte daher die eigentümliche Form des Mondes deutlich wahrnehmen. Ein bißchen oberhalb der schwarzen, gleichmäßigen Linie des Horizonts zeigte sich ein lanzettförmiges Luftschiff, das sich allmählich vergrößerte. Doch je höher der Mond stieg, desto runder wurde seine Scheibe, desto mehr ging seine rote Farbe in Gelb und schließlich sogar in Weiß über. Die Schatten der Kamele, die wir eben noch, im Sonnenlicht, auf der linken Seite hatten, fielen jetzt nach rechts; aber sie waren ganz matt, denn der Mond stand noch tief, und noch zitterte im Westen ein schwacher Widerschein

des Tageslichts. Nach und nach erbleicht auch dieser Schein, der Mond steigt, und die Schatten werden immer schwärzer. Schweigend und eigensinnig wandern wir in südsüdöstlicher Richtung weiter; wir befinden uns wieder in der gefährlichen Wüste, und mein Hauptinteresse ist jetzt, ihren umklammernden Armen unverfehrt zu entchlüpfen.

Wir waren 10 Stunden ununterbrochen gewandert, als Ali Murat an einer Stelle stehenblieb, wo Strohhalme verrieten, daß eine Karawane gerastet hatte. Er fragte mich, ob es mir recht sei, wenn wir die Nacht hier zubrachten. Das Wetter sehe beständig aus, wir hätten nichts zu fürchten und könnten ruhig schlafen, um uns zu der langen, anstrengenden Reise des nächsten Tages zu kräftigen. Herzlich gern! Ich hatte nichts dagegen, hier Rast zu halten. Die Kamele wurden schnell von ihrer Last befreit und um ihren Häckselvorrat herum angepflöckt, das Stativ mit der Burcha wurde aufgestellt, und während ich die tagsüber gemachten Notizen eintrug, bereitete Gulam Hussein mein Abendessen. Die Höhe betrug hier, im Lager Nr. 25, 717 Meter.

Totenstill und friedlich ist es hier; keinen Laut hört man, nicht einmal aus der Ferne den Schrei eines Nachtvogels, und selbst Newent, der sonst immer irgendetwas anbellern muß, liegt stumm, zusammengerollt neben den Kamelen. Es ist der Wohnsitz der Todesstarre, jegliches organische Leben fehlt hier gänzlich. Wir sind der Mittelpunkt dieser runden, glatten, schwarzen Scheibe, auf der es überall nach dem Horizont hin gleich weit ist. Die einzigen Laute, die wir hören, sind das eintönige Schreien und Rauen der Kamele, ihre tiefen Atemzüge und hin und wieder das Knistern des Lagerfeuers. Die beiden Männer schweigen, und wenn sie gelegentlich einmal sprechen, geschieht es mit gedämpfter Stimme, als wagten sie es nicht, den Frieden der großen Einöde zu stören. Vergebens horchen wir angestrengt, ob nicht irgendwo Glocken ertönen; doch nein, keine Reisenden sind in dieser Nacht unterwegs. Und über diese ganze stumme Einöde breitet der Mond sein Licht.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Durch die Rewir nach Süden.

Man beeilt sich in der Wüste und hat keine Zeit zu verlieren; so schnell wie nur irgend möglich legt man sich schlafen. Der Mond guckt an vielen Stellen in mein winziges Zelt hinein. Als ich um Mitternacht einmal aufwachte, erschien es mir im Zelt so merkwürdig dunkel, und als ich einen Zipfel der Burcha in die Höhe hob, fand ich, daß undurchdringlich zusammengeballte Wolken den Himmel bedeckten und der feindliche Wind, der Bad=i-Chorassan, aus Nordosten heulte und pfiß. Dieser Wind hatte mich schon auf meinem ersten Wüstenzug verfolgt. Sollte mich jetzt wirklich mitten in der Wüste Regen überfallen, und würde auch ich, gleich so vielen andern, gezwungen sein, die Kamele im Stich zu lassen, um selbst mit schwindenden Kräften noch einen Versuch zu machen, mich nach der nächsten Küste zu flüchten?

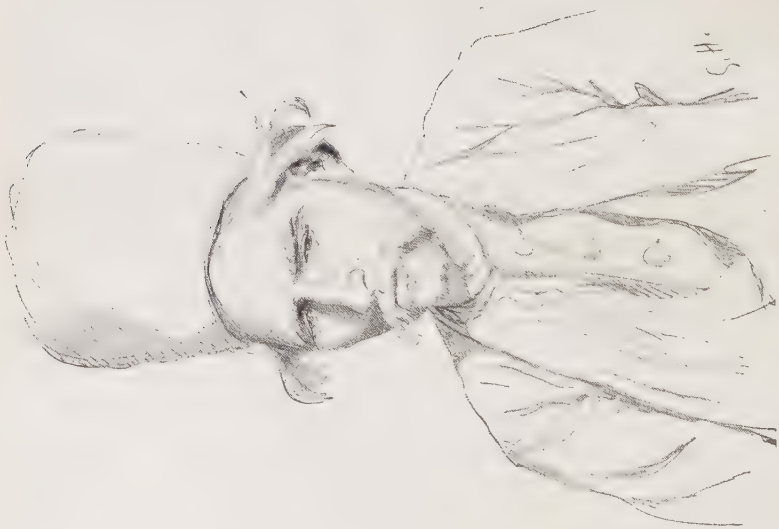
Um 5 Uhr standen wir auf, frühstückten und machten uns eine Stunde später bei 2,3 Grad Kälte und jetzt nur noch schwachem Nordostwind auf den Weg. Die Sonne ging klar auf; sie hatte sich aber eben erst über den Horizont erhoben, als sie auch schon in einer dunkeln Wolkenbank verschwand. Der Tag war trüb und kalt, aber der Weg gut und trocken. Ich ging unserm Zuge voraus. Soweit man vor sich nach Süden sehen konnte, schien das Terrain sich nicht zu verändern, und wenn sich nur das Wetter hielt, würde es mir schon gelingen, mit heiler Haut wieder an Land zu kommen.

Fern im Süden gewahrt man die hellblauen Silhouetten des *Kuh-i-Arusun* und des *Kuh-i-Chur-i-ges*; wir hoffen, daß wir sie immer höher emporragen und immer deutlicher hervortreten sehen werden, ehe wir wieder unser Nachtlager aufschlagen. Der Südhorizont ist so scharf wie die Schneide eines Messers, und nur selten gewahrt man auf dem vegetationslosen Tonboden der Wüste einen Anflug leichter Dünung. An einer Stelle liefen einige kaum fußhohe Erdwälle parallel nebeneinander her, wahrscheinlich waren sie durch einen Seitendruck in der Tonmasse entstanden. Ein 500 Meter breiter Gürtel bestand aus schwarzem Material und war glatt und feucht. Weiter südwärts ging es durch drei Senken, die nur 15—20 Meter breit waren und auf beiden Seiten lauter schwarzen Schlamm hatten. Sie glichen Erosionsbetten und erstreckten sich so weit nach Osten und Westen, als der Blick reichte; im südlichen Teil eines jeden solchen Bettes stand ein hier und dort unterbrochener, 2 oder 3 Zentimeter dicker Salzstreifen. Die Entstehung dieser Betten ließ sich schwer erklären, denn Erosion durch fließendes Wasser war in dieser ebenen Wüste kaum denkbar; meine Leute behaupteten auch, daß in ihnen niemals Wasser ströme, doch sollen sie nach heftigen Regengüssen dann und wann stagnierende Salzwassertümpel enthalten. Da sie mit den nördlichen und südlichen Uferrändern der Wüste, von denen die Zufuhr an festem Material stammt, parallel liegen, ist es wahrscheinlich, daß auch diese Furchen durch Tangentialdruck entstanden sind. In einem Bett mit fließendem Wasser würde dem Salz nie die Zeit bleiben, sich zu Fladen anzusammeln.

„Spüte dich, es ist Mittag!“ ruft *Gulam Hussein* dem im Halbschlaf auf dem ersten Kamele sitzenden *Ali Murat* schon um 8 Uhr morgens zu. Wir reiten jetzt alle drei und schaukeln über diesem Toten Meere hin, wo keine Fliege summt, kein Grashalm die Einförmigkeit unterbricht und keine Unebenheit des Bodens die gleichmäßige Linie des Horizonts verändert. Das einzige, was auf organisches Leben hinweist, sind die Fährten von Karawanen, die hier durchgezogen sind, oder Gegenstände, die sie zurückgelassen haben,



103. 104. Jünglinge von 22 Jahren. (S. 385.)
Zeichnungen des Verfallers.



105. 106. Bewohner von Arufun. (S. 401.)
Zeichnungen des Verfassers.

oder auch die Leiche eines kleinen Vogels, dessen Flügel hier erlahmt sind. Vergebens späht man nach einem Steinchen oder nach Sandkörnern umher, die die Nähe des Landes ankündigen würden. Kewent nimmt großes Interesse an all den Kamelladavern und -gerippen, an denen wir vorüberziehen; er untersucht sie gewissenhaft, legt sich auf den Rücken, reibt sich an ihnen, schmiegt sich an sie mit gemüthlichem Anurren und riecht nachher noch tagelang nach Leichen. Oft nimmt er eine Rippe oder einen kleinen Knochen mit und trägt ihn wohl eine halbe Stunde zwischen den Zähnen. Dann aber, wenn er seiner überdrüssig geworden ist, kratzt er mit den Vorderfüßen ein Loch in den Boden, begräbt den Knochen und wirft das Grab mit der Schnauze zu. Er ist wirklich unnötig vorsichtig in dieser Gegend, wo es keine Seele gibt, die ihm seinen Fund stehlen könnte, und wo überdies längs des ganzen Weges an Gerippen wahrhaftig kein Mangel herrscht.

Im Süden glänzt die Wüste schwarz, und wir ahnen dort Schlammboden; aber selbst ein dreiviertelstündiger Ritt hat uns dem Gürtel noch nicht merklich nähergebracht. Die Entfernungen sind groß, und die Aussicht verändert sich nicht. Als wir volle drei Stunden hindurch geritten waren, sahen wir das Chur-i-ges-Gebirge nur um eine Nuance deutlicher hervortreten. Die bei Dschandak liegenden Berge, die am Morgen deutlich sichtbar gewesen waren, verschwanden während des Tages, zeigten sich indessen am Abend wieder am Horizont.

An den Stellen, wo das Erdreich schwarz und weich ist, ist der Pfad infolge der Abnutzung durch den Verkehr oft einen halben Fuß tief in den Boden eingedrückt, bildet aber fast immer nur ein einziges Band, während er auf der westlichen Straße von Dschandak oft aus einem ganzen Bündel paralleler Fußsteige besteht. Augenscheinlich marschieren die Karawanen auf der östlichen Straße niemals in mehreren Kolonnen, sondern immer nur in einer einzigen langen Reihe.

Jetzt sind wir auf dem schwarzen Erdreich; es besteht aus weichem, zähem, durch und durch nassem Schlamm, der an den Stiefeln hängen bleibt, bis man bleischwere Sohlen hat. Es nützt gar nichts, daß man sie abzuschütteln versucht, denn zwei Schritte weiter hat man

wieder neue; sie machen das Gehen auf dem glatten, tüdtschen Boden noch anstrengender und schwerer. Mit den Händen lassen sie sich nicht entfernen, nur eine Messerklinge ist dieser widerwärtigen Belastung gewachsen. Und reiten will man auch nicht auf diesem Terrain, wo ein Kamel nach dem andern hinpurzelt. „Das Kamel frisst Erde“ (= beißt ins Gras), sagen die Perser. Lange schon bevor wir aus dieser tüdtschen Wüste hinaus kamen, waren die Kamele an den Seiten und am Bauche mit Schlamm richtig bepanzert.

Man täuscht sich über die Entfernungen und kann die richtige Größe der Gegenstände nicht beurteilen. Am Rande des Kal-i-nemek, des „Salzflusses“, stand ein meterhohes Mal aus Salzblöcken, das, aus der Ferne gesehen, die Dimensionen eines Zeltes, ja einer lagernden Karawane zu haben schien. Längs dieses Bettes zieht sich ein greulicher Schlammstreifen hin. Die Kamele schlingern und schaukeln wie steuerlose Schiffe in hohem Seegang. Ein am Horizont liegendes Kamelgerippe wurde von Gulam Hussein für eine herannahende Karawane gehalten.

Langsam werden die südlichen Berge über dem Horizont höher, und neue Bergspitzen tauchen, dunkeln Punkten gleich, hinter ihnen auf, während das Gebirge im Norden von Turut niedriger wird und in der Luft verschwindet. Um 1 Uhr ist die Temperatur auf 12,8 Grad gestiegen; wir nähern uns einem wärmeren Land. Drei Stunden weit blieb die Kewir gut und trocken, so daß wir wieder reiten konnten. Das erste, was man tut, wenn man auf dem Kamel sitzt, ist, daß man sich mit dem Messer von seinen Extrasohlen befreit. Das Terrain ist hier genau ebenso wie in der Salzwüste von Ostzaidam, derselbe harte, trockne, poröse und salzhaltige Tonhöckerboden, den die Turkestaner „Schor“ nennen und der auch in der Lopwüste vorkommt.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr haben wir einen Farsach über die Hälfte des Weges zurückgelegt und befinden uns bei der Wegmarke Tschil-i-palun-i-chär, hinter der ein neuer Moorgürtel beginnt. Es dämmt bereits, und die Wolken verdichten sich; es wird ganz dunkel, bis der Mond aufgeht, der sich zwar auch in Wolken hüllt, aber dennoch ein

unbestimmtes Licht verbreitet. Es ist zu dunkel und zu anstrengend, zu Fuß durch den Morast zu watschen; wir reiten schlingend und schaukelnd durch die dunkle Nacht dahin. Man hört ein lautes Aufklatschen in dem widerwärtigen Brei; eines der vier Kamele ist gestürzt, und die andern bleiben stehen, bis ihm wieder auf die Beine geholfen ist. Es beginnt fein und dünn zu sprühen; wie wird es uns erst ergehen, wenn ein tüchtiger Regen die schon ohnehin überreichlich nasse Wüste noch mehr aufweicht!

Jetzt aber haben wir keine Kraft mehr, noch weiter zu marschieren! Ein vierzehnstündiger Marsch ohne jegliche Unterbrechung ist für einen Tag wirklich genug. Nach einigem Suchen finden wir ein Fleckchen, das leidlich trocken ist, auf dem aber meine Filzdecke, die ich mir untergelegt hatte, am andern Morgen doch festgeklebt war. Beim Scheine des Lagerfeuers wurde ein Loch in den Boden gegraben, um die Konsistenz der Oberschicht zu untersuchen. Zu oberst haben wir hier eine 10 Zentimeter dicke Schicht nassen Tonschlamm, darauf ein 7 Zentimeter mächtiges hartes Salzager, das auf einer 15 Zentimeter dicken, halbtrocknen Tonschicht ruht. Unter dieser wird der Tonschlamm immer nasser, und in etwas mehr als 100 Zentimeter Tiefe ist er so mit Wasser durchzogen, daß unser eiserner Spieß durch seine eigene Schwere langsam immer tiefer in ihn einsank. Wenn man nicht aufgepaßt hätte, wäre er spurlos in dem Morast verschwunden, über welchem relativ trockner Ton und die Salzsicht eine Haut bilden, die sich mit der Eisdecke eines Sumpfes vergleichen läßt. Daß der harten Salzsicht sinkt man in der Gegend, in der wir uns jetzt befanden, nicht in den Ton der Oberschicht ein. Hier wurde eine Höhe von 746 Metern festgestellt. Es war unser Lager Nr. 26.

In der Nacht auf den 11. Februar sank das Temperaturminimum auf nur + 5,2 Grad, und am Morgen war die Wolkendecke dichter und einheitlicher als je zuvor, wozu es obendrein hin und wieder fein und dicht regnete. Glücklicherweise sind wir schon weit über die Hälfte des Weges hinaus und nach Ali Murat nur noch 9 Farsach vom „Ufer“ entfernt. Neun Farsach sind auch auf normalem Terrain eine

gehörige Strecke, aber hier auf dem morastigen Tonboden erfordern sie doppelte Zeit.

Als der neue Tag anbrach, konnte ich sehen, daß wir uns auf einem aus lauter Tonchlamm bestehenden Gürtel befanden, in dessen Mitte das relativ trockne Plätzchen, auf dem wir gelagert hatten, wie eine kleine Insel lag. Der feine Regen tropft von unsern Kleidern und von den Wollbüscheln der Kamele, und es rieselt förmlich von dem Kartenblatte, das ich stets zur Hand habe, um Peilungen zu notieren und Aufzeichnungen zu machen. Die Karawane in Turut, die uns vorschlug, mit ihr zu ziehen, scheint sich klugerweise zum Warten entschlossen zu haben. Wir selbst haben die Reise auch nicht eine Minute zu früh angetreten; hätten wir noch gezögert, so hätten wir ebenfalls mehrere Tage warten müssen, wenn wir es nicht vorgezogen hätten, uns zu dem östlichen, um die Wüste herumführenden Weg zu entschließen.

So verließen wir denn die kleine „Insel“ und patzten weiter durch den Schmutz, der unter den Sohlen und unter den Fußschwielen der Kamele quatscht und wegrutscht. Ein weißes, körniges Salzpulver bedeckt stellenweise den Tonboden, der jetzt dunkel in den Vertiefungen, aber braungelb auf den Höckern ist, ein Unterschied, der ausschließlich auf dem verschiedenen Feuchtigkeitsgrade beruht. Schon nach einstündigem Marsch möchte man vor Müdigkeit umsinken, die natürliche Folge dieser unaussethlichen Extrasohlen, die man sich von Zeit zu Zeit abzustößen versucht; es nützt aber nichts, denn innerhalb einer Minute sind sie schon wieder da. Es scheint, als wolle dieser abscheuliche Boden uns in sich hineinsaugen und uns so festhalten.

Man hat jetzt die Wahl, ob man weitergehen will, bis man erschöpft zusammenbricht, oder ob man lieber das Kamel besteigt und es sich gefallen läßt, mit ihm zu stürzen; schließlich wechselt man der Reihe nach mit diesen beiden wenig erbaulichen Zuständen ab. Je weiter wir nach Süden gelangten, desto schwieriger wurde das Terrain. Auch auf dem Weg von Dschandak war die südliche Hälfte der Wüste am schwersten zu passieren gewesen; gewiß kommt dies daher, weil es im Süden stärker geregnet hat als im Norden.

Eine Unterbrechung des anstrengenden Schlammgrundes wurde uns beschert, als wir über die Salzkruste zogen, auf der viele flache Wasserlachen standen; an ihrem Rande war aus Salzschohlen eine Pyramide aufgetürmt. Die Stelle heißt Daghdaghu. Die Dicke der Salzscheibe wechselt zwischen 10 Zentimetern und 2 Millimetern; im allgemeinen kann man sie leicht mit dem eisernen Spieße durchstoßen, wobei das Wasser 2 Zentimeter unter der Oberfläche stehen bleibt. Im Frühling soll dieser Salzgürtel fußhoch unter Wasser stehen, das jedoch die umliegenden Teile der Wüste nicht bedeckt und also anzeigt, daß die Salzscheibe in einer Einsenkung liegt, wenn diese auch dem Auge unerkennbar bleibt. Ähnliche zeitweilige Salzseen bilden sich sicherlich an mehreren Stellen der Wüste, und sie werden wohl das Gerücht von ständigen Seen in der Kewir veranlaßt haben.

Wir hatten gerade den ersten schmalen Salzgürtel erreicht, dessen festerer, tragfähiger Grund in 15 Minuten überschritten wurde, als der Regen aus den vom Südweststurm herangetriebenen Wolken auf die Wüste herabprasselte, auf den Salzschohlen trommelte und alles an uns, um uns und unter uns klatschnaß werden ließ. Der Regen begann um 9 Uhr und dauerte vier Stunden, und gegen 10 Uhr goß es so, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Das war eine nette Dusche nach dem Schwitzbade am Morgen. Aber das Schlimmste war dabei doch, daß die letzte noch fehlende Strecke der Wüste jetzt kritisch werden mußte und wir das Spiel beinahe verloren geben konnten.

Sowohl wir wie die Kamele waren zu erschöpft, um den Marsch zu beschleunigen, und schritten in gemächlichem Tempo über die nächste Salzkruste hin, die einen Farsach breit war, sich wie eine Brücke über den Morast spannte und uns also eine gute Strecke vorwärtsbrachte. Auf ihrer Oberfläche standen viele Wasserlachen, die durch den Regen immer umfangreicher wurden.

Hier hielten wir eine Weile an. Ich wollte gern die Dicke der Salzschohle untersuchen; aber dies erwies sich als eine gar zu zeitraubende Arbeit, bei der man in dem in Strömen herabgießenden Regen geradezu nervös wurde. Dazu war das Salz auch noch so

hart und zäh wie Tack. Als wir ein 36 Zentimeter tiefes Loch gebohrt hatten, füllte es sich plötzlich bis zu 15 Zentimeter vom Rande mit Wasser, dessen Temperatur 13,2 Grad betrug, während die Luft 13 Grad warm war. Unter dieser obersten Schicht liegt eine zweite, die ich nicht untersuchen konnte; sicherlich ist sie mindestens ebenso dick wie die oberste. Jedenfalls keilt sich die Salzscheibe, die einen messerscharfen Rand hat, sowohl nach Norden wie auch nach Süden hin aus. Ohne Zweifel steht sie in Verbindung mit dem Salzgürtel, den wir auf dem Weg von Dschandaq überschritten haben; aber wie weit jener Gürtel sich nach Osten hin erstreckt, ist unbekannt. Augenscheinlich bezeichnet er den tiefsten Depressionsgürtel der Wüste. In einer andern Arbeit werde ich voraussichtlich Analysen der aus der Kewir mitgebrachten Proben des Salz- und Tonbodens veröffentlichen.

Die südliche Seite des Salztreifens bildet eine 3 Meter hohe, ziemlich abschüssige, weiche und tückische Terrasse. Darauf folgt ein Gürtel flacher Dünungen, die sich wie gewöhnlich von Westsüdwesten nach Ostnordosten hinziehen und bisweilen durch kleinere Salzschollen unterbrochen werden. Bend=i=pir=i=hattla ist ein 1½ Meter hoher Wall, wahrscheinlich auch eine Folge des Seitendrucks. Von ihm aus rechnet man noch 2 Farsach bis ans Ende der Kewir.

Der letzte Farsach meiner langen Wüstenreise wurde langsam und vorsichtig in stockdunkler Nacht zurückgelegt. Ali Murat ging, das erste Kamel führend, als Lotse voran; ich ritt auf dem letzten, das Gulam Hussein führte. Es war bereits über ½8 Uhr, als der glatte Kewirboden auf einmal aufhörte, und man das herrliche Gefühl hatte, auf Sandboden zu reiten, auf dem dürre Grasbüschel standen. Also auch hier war die Grenze der Kewir außerordentlich scharf gezogen.

Ali Murat war während der dreitägigen Einsamkeit in der Wüste entsetzlich schlechter Laune gewesen und hatte kein einziges überflüssiges Wort gesprochen. Doch sobald er die „Küste“ von fern erkannte und den allmählich ansteigenden grauen Schuttkegel wahrte, wurde er mit einem Schlag ein ganz anderer Mensch und begann unaufhörlich zu plaudern und zu scherzen. Und als wir erst

festen Grund unter den Füßen hatten, wurde er noch munterer. Da fing er an, in der verächtlichsten Weise von der Kewir zu reden, jener alten Hexe, die versucht habe, uns einen Streich zu spielen, was ihr natürlich nicht gelungen sei. Er erinnerte mich an jene Seehelden, die vollständig den Mut verlieren, wenn das Schiff unter ihnen auf dem weiten Meer schaukelt, die aber, wenn sie an Land kommen, unglaublich mit ihrer Courage prahlen. Doch seine Befriedigung teilte auch ich; ich war herzlich froh, diese abscheuliche Wüste hinter mir zu haben, und es war mir ziemlich klar, daß ich jetzt von ihrer salzigen und öden Unendlichkeit genug gesehen hatte. Es war auch ein herrliches Gefühl, in Lager Nr. 27 an einer Stelle namens Ser=i-do-rah, „der Anfang der beiden Wege“, der nach Chur=i-ges und Arusun führenden nämlich, auf festem Boden schlafen zu können. Hier war der Boden mit grobem Sand bedeckt, der einen schwachen Ansat zu Dünenbildung zeigte, jetzt nach dem Regen aber ganz durchnäßt war. Die Höhe betrug 761 Meter.

Am 12. Februar schliefen wir bis um 7 Uhr, um welche Zeit die Temperatur 7,4 Grad betrug; dann zogen wir südwärts, zwischen Terrassen hin, deren Fronten nach der Kewir zu scharf abgeschnitten und deren Seiten oft dick mit Flugsand bedeckt sind. Den Berg Kureges (Chur=i-ges) und das davor liegende kleine Sandfeld Rig=i-kademu lassen wir auf der linken Seite hinter uns zurück. Das Gelände ist ziemlich kuppert; hohe, prächtige Sagaule stehen immer dichter und wechseln mit Steppengrasbüscheln ab, zwischen denen eine Eidechse und zwei kleine Vögel dazu beitrugen, mich noch fester davon zu überzeugen, daß ich das Wüstenmeer wirklich hinter mir hatte. In einer Schlucht lag ein vertrocknetes Palmenblatt — ich näherte mich also der Heimat der Dattelpalmen, dem warmen Lande im Süden, dem Lande der herrlichen Dafen, das den unwirtlichen Gegenden, aus denen wir kommen, so unähnlich ist!

Jenseits des tiefen, leicht salzhaltigen Brunnens Tschapenu führt unsere Straße in einer scharf ausgeprägten Erosionsrinne zwischen 6 Meter hohen Lehmterrassen aufwärts. Sein Bett war nach den

gestrigen Niederschlägen noch mit feuchtem Schlamm angefüllt, und der Regen schien hier eine große Wasserflut nach der Kewir hinuntergeschickt zu haben. Wir steigen nach dem Fuße des Gebirges hinauf und überschreiten eine Reihe recht anstrengender Rinnen. Im Norden rollt sich wieder, endlos und eben, die Kewir vor uns auf; ein weißer, kaum wahrnehmbarer Gürtel ist die große Salzschorle, die wir passiert haben. Im Ostnordosten erhebt sich am Ufer ein kleiner, isolierter Berg, dessen stahlgrauer Schuttkegel grell gegen die dunkle Oberfläche des Wüstenbodens absticht.

Der Weg, auf dem wir jetzt nach Arusun und Chur ziehen, besteht hier wohl aus zwanzig parallelen, ziemlich tief in dem harten Erdbreich ausgetretenen Fußpfaden. Sie münden alle in den einzigen Pfad, auf dem wir durch die Wüste kamen und der, obgleich er in so lockerem Material liegt, doch im allgemeinen nur wenig in den Boden eingedrückt ist. Auch dies beweist, daß die Oberfläche der Kewir nicht konstant und unbeweglich ist, sondern daß ein Pfad, der vielleicht während der trocknen Jahreszeit ziemlich tief eingepreßt worden ist, sich verwischt, sobald die Winterregen die Kewir aufgeweicht haben. Die Oberfläche der Kewir erinnert daher an die Erdrinde: eine relativ feste Haut über einer zähflüssigen Unterlage. Es ist klar, daß Veränderungen in dem Volumen dieser Unterlage auf die Rinde zurückwirken und einen Seitendruck verursachen müssen.

Das Land wird allmählich immer hügeliger. Von einer letzten Anhöhe aus sehen wir das Dorf Arusun malerisch in seinem Tal liegen, wo ein Bewässerungskanal einen offenen Teich bildet, aus dem die Kamele und die Schafe zu trinken pflegen. Auf einem kleinen Hügel neben dem Dorfe erhebt sich eine „Burtsh“, die 150 Jahre alt sein soll und aus einer Zeit datiert, als noch Belutsch aus Seistan diesen Teil des Landes beunruhigten. Das Dörflein, das aus 8 Häusern besteht und 29 Einwohner hat, macht schon durch seine Lage am Fuß dieses dunkeln, zerklüfteten, kleinen Gebirges einen hübschen, ansprechenden Eindruck. Seine Höhe ist 1047 Meter.

Wir bezogen eine kleine Hütte neben einem Garten; es war unser Lager Nr. 28. Unmittelbar vor meiner Thür stand die erste Palme, während ein halbes Dutzend weiter abwärts wuchs — mehr gibt es in Arusjun nicht. Mein Zimmer war ein kleines Loch, eine Vertiefung in der Mitte des Lehmfußbodens war für das Feuer bestimmt. Mit den freundlichen Einwohnern (Abb. 105—107) wurden wir sofort bekannt, und sie versahen uns mit allem, dessen wir bedurften — hier konnten wir also wieder gut leben, seitdem unsere aus Turnt mitgenommenen Vorräte in der Wüste aufgezehrt waren. Hühner, Eier, Milch, Brot und Gemüse wurden sofort herbeigeschafft, und der Besitzer des Dorfes, ein älterer Mann, bot mir auch ein „Täbrisi“ oder „Man=i-Täbriz“ voll herrlicher, saftiger Datteln zum Kauf an. Um dem Leser von diesem Maß, das seinen Namen nach der Stadt Tabriz führt, einen Begriff zu geben, kann ich nur sagen, daß eine gewöhnliche Kamellast aus 50 oder 60 Täbrisi besteht; für ein Täbrisi verlangte er 4 Kran. Der Preis war also ungeheuer hoch, aber das lag daran, daß im vorigen Jahr die Dattelernte mißraten war; sonst kostete das Täbrisi nur $1\frac{1}{2}$ Kran.

Die Arusuner bauen Weizen, Melonen, Weintrauben, Maulbeeren, Feigen, Mandeln, Aprikosen, Äpfel und Birnen, sowie auch Tabak. Die Obstgärten standen jetzt entlaubt da, machten aber auf mich, der ich direkt aus der Wüste kam, dennoch einen herrlichen Eindruck. Das Dorf bringt seinem Besitzer 120 Toman ein, hauptsächlich durch die Weizenernte, es besitzt aber auch 2000 Schafe, die auf Wiesen im benachbarten Gebirge weiden; außerdem gibt es hier nur noch fünf Kamele und acht Esel. An Wild findet man in dieser Gegend den Steinbock, die Gazelle, das Wildschaf und den Wildesel, letztern in der Sandwüste an der Grenze der Kewir, die erstern im Gebirge. Der Besitzer des Dorfes, unser Wirt, hatte mehrere Wildesel erlegt, deren Haut er an Schuhmacher in Tebbes zu verkaufen pflegte. Wenn es wie jetzt viel regnet, verlohnt es sich nicht, auf die Jagd zu gehen, denn die Wildesel finden dann überall Wasser; sonst sind sie auf die Quellen angewiesen, und dort lauert der Jäger auf seine Beute. In

Arushun konnte ich auch Trümmerränder bei ihrem Genuß beobachten (Abb. 108).

Von Arushun aus sieht man 19 Berge, von denen jeder seinen Namen hat. Zwischen 31° W und 36° T nimmt den ganzen nördlichen Gesichtskreis die Kewir ein, deren Horizont so gleichmäßig ist, als ob er mit einem Lineal gezogen sei. Die Wüste schillert rosa, violett und gelbbraun, aber alle diese Farben sind schmutzig. Die nördlich von Turut und Hufeiman liegenden Berge sind infolge des windigen, klaren Wetters nicht sichtbar. Mehr als je hat man hier den Eindruck, als ob man sich an einer zerklüfteten Mauer befinde und das unendliche Meer vor sich sehe.

Auf dem Marsch nach Arushun hatten wir außer dem Brunnensicht vom keinen Tropfen Wasser gesehen, und wohin man von den Höhen aus einen Blick auf das kivierte Land wirft, macht es überall den Eindruck unbeschreiblicher Dürre und Verödung. Daher war es eine Überraschung, als ich erfuhr, daß in dieser Gegend nicht weniger als 42 Brunnen und Quellen liegen, teils süße, teils salzhaltige, die alle Namen haben. Nur in den Salzgruben Persiens würde man der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt sein; sonst ist eine ungeheure Menge Brunnen und Quellen über das ganze Land verstreut, und nur selten ist ein Wüstenweg in dieser Beziehung so feilsamterlich von der Natur behandelt, daß man auf ihm einen Tag ohne Wasser sein müßte.

Ich hatte zwei meridionale Straßen durch die Kewir erprobt und erfuhr jetzt in Arushun, daß von dort aus noch eine dritte Straße nach Nordnordost geht, die nach Halwan führt. Sie ist 25 Farsach lang, von denen 12 Farsach Kewir, 13 Farsach aber über festen Boden und durch Dörfer führen. Von Arushun aus sollen es 12 Farsach nach dem *Nah i dumdar* sein, welcher „Gewöl : Kewir“, d. h. der „Anfang der Salzwüste“ ist. Diese Angabe scheint anzudeuten, daß eine Halbinsel trocknen Landes hier weit in die Wüste hinein vorspringt. Dieser Weg soll sehr schwierig und schlecht sein; der Weg Dschandaf Fejestan gilt als der beste, die Straße Arushun Turut als ein wenig schlechter, der Weg Arushun Halwan aber als der schlechteste, denn von ihm heißt

es „Memek bala amed“, das Salz steigt auf. An mehrern Stellen sind nämlich die Salzschohlen infolge seitlicher Pressung quer aufgerichtet worden, so daß sie wirkliche Salzschohlenzäune bilden, die bis zu einem Meter hoch sind. Trotzdem kann man mit guten, leichtbepackten Kamelen Halwan in zwei Tagen erreichen; man nimmt Wasser von Chur=i-ges mit. Das Bett, das wir am letzten Tag in der Kewir überschritten hatten und das Schur-ab heißt, zieht sich nach Osten weiter und schneidet auch die Straße Arusun-Halwan. Im Winter ist es mit metertiefem Wasser gefüllt, das die Kamele nicht durchwaten können, weil der Grund aus so weichem Schlamm Boden besteht, daß sie darin versinken würden; im Sommer und Herbst dagegen ist das Bett trocken. Dieses Bett, das durch fließendes Salzwasser oder durch andere Kräfte gebildet sein mag, erstreckt sich sehr weit nach Osten. Dagegen durchquert man auf der Halwanstraße in der Kewir keinen Salzsee, und es erscheint mir zweifelhaft, ob die Karten, die einen solchen in der östlichen Depression der Kewir angeben, darin recht haben.

Ich beschloß, in Arusun einen Tag zu bleiben, falls das Wetter schön wäre, aber weiterzuziehen, falls es trübe sein sollte. Am Morgen des 13. Februar war es trüb, trüb wie nie zuvor. Daher packten wir unsere ganze Habe ein und verließen das nette Dörflein, das in seinem Tale so eifersüchtig versteckt liegt, daß ein Fremder, der die Gegend nicht kennt, es gar nicht finden würde, wenn nicht auf den naheliegenden Rämmen und Gipfeln Steinmale und Pyramiden errichtet wären. Arusun läßt sich wie alle Orte, die ich in der letzten Zeit besucht habe, mit einer Küstenstadt vergleichen, die infolge des Karawanenverkehrs durch die Wüste mit der Außenwelt in Verbindung steht. Die meisten Karawanen kommen während des Frühlings und Sommers, im Winter aber wird diese Route durch die Kewir vermieden. Auch hier ging die Sage, daß die Wüste einst ein großer See gewesen sei, in den sich ein großer Fluß durch das Bett bei Arusun ergossen habe. In den benachbarten Bergen findet man an mehreren Stellen Häuserruinen. Man wußte auch zu erzählen, daß noch vor etwa 40 Jahren in den Sandwüsten am Rande der Kewir wilde Kamele gelebt hätten,

aber niemand hatte gehört, daß sie auch in neuerer Zeit dort erschienen seien. Mit vollem Recht sagen die Eingeborenen, daß die Kewir eine klimatische Grenze sei; das im Norden liegende Land gilt als „Serhed“, als kaltes Land, aber die Südseite der Wüste betrachten sie als „Germfir“, als warmes Land; die Dattelpalme, die im Germfir wächst, kommt im Norden der Kewir nicht vor.

Bald verschwindet das kleine Dorf hinter uns, und wir machen einen Bogen, um dem Pantherberge auszuweichen, der nur einem Gudar=i-piade=rah, einem „Engpaßpfad für Fußgänger“ Raum gewährt. Wir bleiben im Haupttal, das nach dem Paße Gudar=i-penu hinaufführt, und ich notiere mir eine ganze Reihe Namen von Tälern, Pässen und Berggipfeln. Hier wächst in ziemlich großer Menge ein tamariskenartiger Strauch, der bisweilen baumähnliche Dimensionen annimmt und von dem ich schon früher gehört hatte. Er heißt „Badum=i-talch“, Bittermandelstrauch, oder „Badum=i-fuhi“, Gebirgsmandel. Seine Früchte sind bitter, werden aber gedörrt, gemahlen und mit Zucker vermischt gegessen, sein Holz wird in Meilern zu Kohlen verarbeitet und verkauft. Bei dem Hebne=kotel=i-madfi hatte ein zeitweiliger Wasserfall in einer Schlucht Kalkablagerungen in Gestalt einer Schale oder eines Bassins gebildet, das jetzt mit klarem, süßem Wasser gefüllt war. Derartige natürliche Wasserbehälter nennt man „Sengab“, Steinwasser (Abb. 109). Das Gestein war Kalkstein.

Ein wenig höher oben gelangen wir an die Stelle, wo sich der Weg nach Chur=i-ges abzweigt; über diesen Ort führt eine ebenere, aber weitere Straße nach Arusun. Nun geht es langsam bergauf nach dem Paße Gudar=i-penu (1229 Meter), wo die Landschaft mit einem Schlag ihr Aussehen verändert. Alle die verwickelten Täler und Rämme, die wir passiert haben, verschwinden, und nach Süden hin ist das Gefälle der Abhänge viel gleichmäßiger und schwächer, bis sie schließlich in eine gewaltige Arena übergehen, die auf allen Seiten gezähnte, unregelmäßige und zerklüftete kleine Bergkämme **umgeben**. Besonders der Kuh=i-schur=ab=sar, den wir unmittelbar zu unserer Rechten haben und der eine Fortsetzung des



107. Spaziergänger in Arufun. (S. 401.)



108. Opiumraucher. (S. 402.)



109. Ein „Steinwässer“ (Sengab). (S. 404.)

Rückens ist, über den wir gezogen sind, gleicht einer Reihe in Ruinen liegender Türme.

Der gewundene Weg führt durch das Paßtal abwärts; in seinem Abflußbett ist ein „Haus“ angelegt, der nach dem letzten Regen voll süßen Wassers steht. Kleine, kaum sichtbare Steinwälle zwingen das Wasser, in dem nach dem Behälter hinführenden Bett des Tales zu bleiben. Das Gestein der Gegend ist außerordentlich dicht und hellgrau, und einige Felswände und Schwellen sehen oft wie poliert aus.

Um 11 Uhr begann es zu regnen, und eine Stunde später öffnete der Himmel alle seine Schleusen, und man hörte ein prasselndes, klatschendes Geräusch, wenn der Regen die Erde peitschte. Alle Berge entz wanden den Blicken, nur die auf der linken Seite liegenden waren noch schwach durch den Regennebel sichtbar. Es wehte heftig aus Ostnordost, der richtige Bad=i-Chorassan; er scheint in ganz Nordostpersien der regenbringende Wind zu sein. Um uns herum heult, stöhnt und klagt es, und eine düstere, traurige Herbststimmung liegt über der Landschaft. In allen Erosionsrinnen beginnen kleine Aldern und Bäche zu rieseln, überall spritzt Wasser auf, sobald man sich nur bewegt, und in einer Stunde ist man so pudelnaß, daß es an einigen Stellen durch die Kleider geht.

Ein letztes, ziemlich enges Tal wird passiert, dann sind wir draußen auf ebener Steppe, und im Süden tritt ganz schwach ein Bergstock hervor, der „Kuh=i-kuddelan“ heißt; die Kewir soll sich bis an dessen Nordfuß erstrecken. Unmittelbar im Westen unserer Straße zieht sich eine nach Osten jäh abstürzende Bergkette hin, der Kuh=i-siah-tagh, „das Gebirge des schwarzen Saxaul“. Drunten auf der Steppe wachsen die Saxauls stellenweise ziemlich dicht, und quer durch den größten Gürtel geht ein trocknes Flußbett namens Rudchaneh=i-ghas. Hier rastete eine kleine Karawane, die aus zwei Männern und acht Kamelen bestand und in Säcken Dung nach Abbasabad transportierte. Die Männer saßen zusammengekauert unter ihren Radmänteln von Sackleinen und ließen ihre Kamele grasen; sie erreichten das heutige

Lager eine Stunde später als wir. Ein Volk Rebhühner flüchtete sich in die Büsche, als wir vorbeizogen.

Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr goß der Regen mit geradezu tropischer Heftigkeit vom Himmel herab. Aber daraus machten wir uns nichts mehr, weil wir schon so naß waren, wie man es nach fünfstündigem ununterbrochenem Regen nur sein kann. Der ganze Boden ist voll flacher Lachen, deren Wasser der Regen peitscht und hoch aufspritzen läßt, während die hindurchmarschierenden Kamele es in Wellenbewegung versetzen. Der Boden hat sich hier in einen großen Morast verwandelt, aber das Erdreich ist zum Glück sandig, und die Kamele gleiten auf ihm nicht aus. Da und dort ist er mit kleinen Stücken schwarzer Lavaschlacken bestreut.

Endlich zeigt sich vor uns eine dunkelgrüne Linie: es sind die Dattelpalmen von Abbasabad, und oberhalb des Haines liegt das Dorf mit seinen bienenkorbähnlichen Lehmkuppeln in einer Seehöhe von 858 Metern. Unter eine solche Kuppel eilten wir in einen verräucherten Raum, der nach dem Hof hin offen war, zündeten ein sprühendes Feuer an und versuchten, unsere Sachen, Kleidungsstücke und Filzdecken an den Flammen zu trocknen. Ein innerer, pechfinsterer Verschlag wurde in dem Lager Nr. 29 für mich gesäubert; hier tropfte es gemüthlich durch die Dachkuppel, so daß ein gründliches Aufweichen der ganzen Wölbung zu befürchten stand, die in solchem Falle infolge ihrer eigenen Schwere einstürzen mußte. Draußen heulte der Sturm, das Haus knackte in seinen Fugen, der Regen prasselte, es plätscherte und tropfte auf allen Seiten. Gulam Hussein und Ali Murat hängten unsere Kleider auf Stangen und Stricke um das Feuer; es war ein melancholischer Anblick, als von allen Gipfeln Tropfen fielen und Bächlein herabrieselten.

Aber freuen konnten wir uns doch, daß wir noch zu rechter Zeit aus der Wüste herausgekommen waren, ehe dieser Wolkenbruch die Kewir wohl auf 20 Tage absolut unpassierbar machte. Man sagte mir, die Wüste verwandle sich nach einem so anhaltenden Sturzregen in einen „Darja“, in einen Fluß, und die Salzschollen, über die wir gezogen waren, ständen dann unter fußhohem Wasser, das von dem

umliegenden Gebiete dorthinströme. Jeglicher Verkehr mußte aufhören, und die Karawanen, die zufällig in Dschandak, Housseinan, Pejestan und Turut lagerten, um gutes Wetter abzuwarten, konnten wieder nach Hause zurückkehren; denn nach einer solchen Nässe trocknet die Kewir nicht ebenso leicht wie nach den Regenfällen, denen ich ausgesetzt gewesen war. Wären wir mitten in der Wüste von ihm überfallen worden, so hätten wir uns in einer verzweifelten Lage befunden, und wäre er schon eingetreten, als wir noch in Turut weilten, so wäre der östliche Weg rings um die Salzwüste herum die einzige Rettung gewesen. Ich hatte also allen Grund dazu, mich herzlich zu freuen, daß wir uns auf der Südseite der Kewir befanden.

Es wunderte mich, mitten im Innern der Wüsten Persiens ein solches Wetter zu erleben und in einem Lande, wo man eitel Dürre erwarten sollte, Zeuge so heftiger Niederschläge zu sein. Doch ein richtiges „Germfir“, ein warmes Land, war dieses hier nicht; um 9 Uhr hatten wir nur 4,5 Grad, und es war kalt, feucht und rauh.



Druck von J. A. Brodhaus in Leipzig.



Library, Westfield College (University of London)
Kidderpore Avenue London NW3

Date for return

